



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

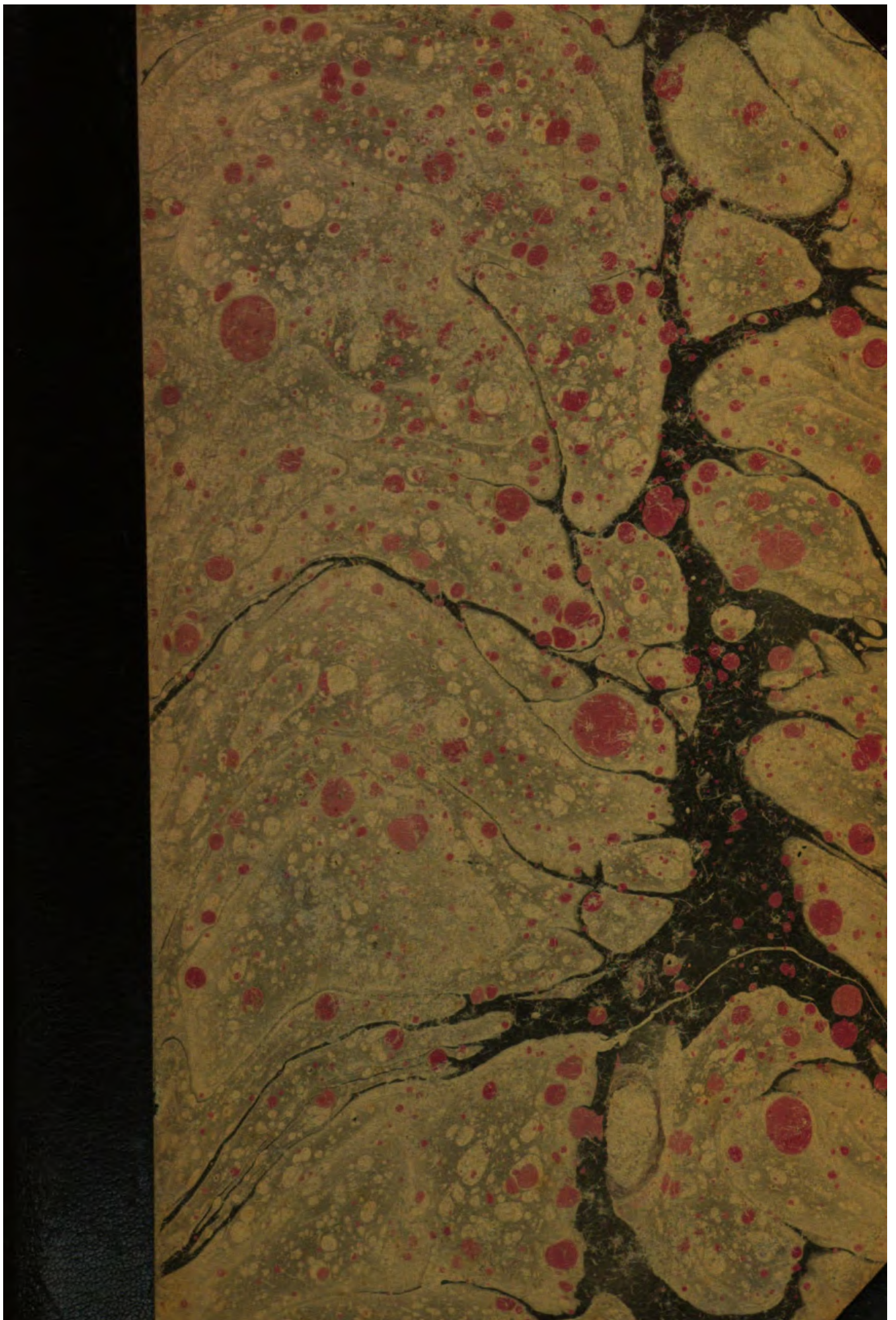
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



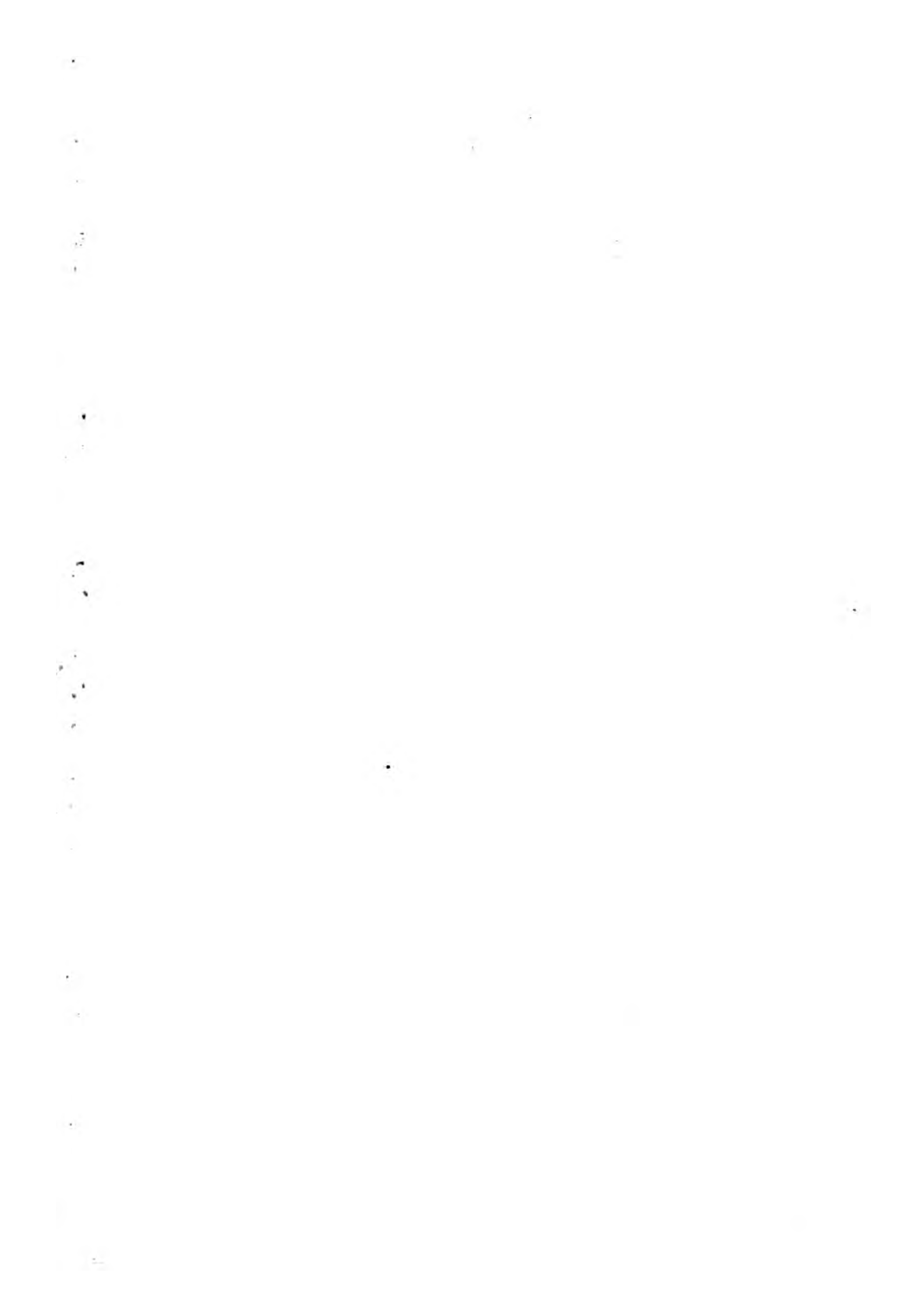
18-
M. Montgomery,
of Ford
from S.C.M.

MARSHALL MONTGOMERY
COLLECTION

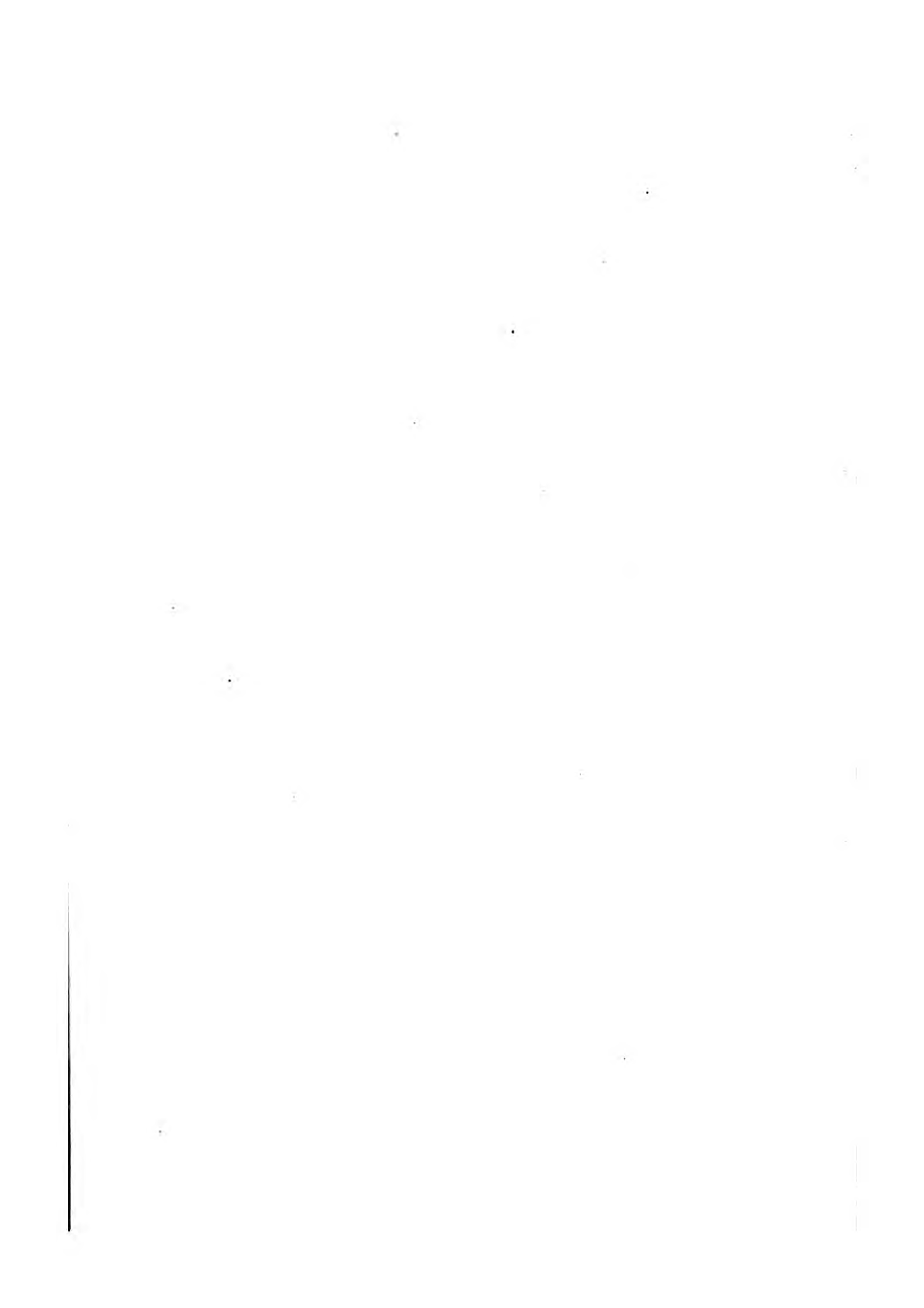


Montgomery 7 f 31.





In memory of happy days together.
Tübingen, 16 Sept. 1924.



Friedrich Hölderlins
Sämtliche Werke und Briefe
in fünf Bänden / Kritisch-historische
Ausgabe von Franz Zinkernagel





Friedrich Hölderlin
Sämtliche Werke und Briefe

E r f t e r B a n d

Gedichte

Im Inſel-Verlag zu Leipzig

1 9 2 2



Einleitung



AN Hölderlin scheiden sich die Geister. Nicht nur, daß er von den einen auch heute noch als verftiegener Idealift abgelehnt wird, während ihn die andern über alles Maß erheben, er felber ftellt uns wie kein anderer vor das Urproblem des Schönen: Gibt es ein abfolutes Schöne, das wie der blaue Äther die Welt umfchließt und die Seele lockt, befreit von aller irdifchen Laft, fich in immer höhere Sphären emporzuringen? Oder ift das Geringfügige wie das Überwältigende, das wir als schön empfinden, nur die Ausftrahlung der schönheitsdurfthigen Seele, jeweils bedingt durch die zeitlichen Voraussetzungen und die individuelle Gebundenheit? — Die Kluft, die beide Auffaffungen trennt, fpiegelt fich in der Divergenz der Meinungen in dem wunderlichen Streit um Hölderlin.

Während wildwucherndes Äfthetentum fich immer ungehemmter an Hölderlin verliert und ihn zum Prototyp des dichterifchen Sehers zu ftampeln fucht, der als unüberfehbarer Gipfel einfam emporragt, läßt fich die wiffenschaftliche Betrachtung nicht irremachen in dem Bemühen, zunächft einmal das von außen her Gegebene genaueftens feftzuftehlen, um alsdann auf dem Untergrunde des Typifchen das mehr oder weniger Individuelle um fo fchärfer zu erfaffen.

Schon in der Betrachtung von Hölderlins Werdegang offenbart fich hierbei ein fchier unüberbrückbarer Gegenfatz. Er fällt um fo mehr ins Gewicht, als Hölderlins Entwicklung fich in einer Zeit vollzieht, die weder an Kulturgehalt noch an Schnellebigkeit von irgendeiner anderen geiftesgefchichtlichen Epoche auch nur annähernd erreicht wird. Und doch er-

scheint er fast unerheblich gegenüber dem Zwiespalt, der sich für die Beurteilung von des Dichters geistiger Erkrankung ergibt. Während die einen an die Tatsache kaum zu erinnern wagen und eher geneigt scheinen, den Irrsinn als notwendige Folge eines unergründlichen Tieffinns zu deuten, blicken die andern dieser Tatsache ruhig ins Auge und bemühen sich unvoreingenommen die Frage zu klären, inwieweit die innere Auflösung ihre Schatten vorauswirft.

Von zwei Seiten her erscheint so Hölderlins Entwicklungsgang dem wissenschaftlichen Betrachter äußerlich bedingt, vom Ausgangspunkte und vom Endpunkte her. Nur was zwischen den zwei Kreisen liegt, die von diesen beiden Brennpunkten beherrscht werden, kann im Grunde als wahrhaft originell angesprochen werden. Dieses Wenige, zum mindesten zeitlich äußerst Begrenzte, nach Gebühr zu würdigen, ist die ureigentliche Aufgabe der Forschung. Sie ist angesichts der persönlichen Eigenart und künstlerischen Höhe von Hölderlins Leistung ebenso schwierig wie dankbar. Aber nur zu verständlich ist es, wenn die wissenschaftliche Betrachtung vorerst noch immer nur das eine Streben zu haben scheint, diese Grenzen aufs engste zusammenzurücken.

Und doch wird sie äußerst behutsam vorgehen müssen, wenn sie dem Vorwurf entgehen will, daß sie die künstlerische Tiefe des Dichters verkenne. Sie wird nicht nur sorgsamst prüfen müssen, inwieweit auch schon der junge Dichter überlieferte Inhalte mit eigenem Blute zu beleben vermocht hat, sondern sie wird vor allem nicht das ästhetische Problem über-

sehen dürfen, vor das der kranke Hölderlin sie stellt. Sie wird sich an der bedeutsamen Frage zu versuchen haben, ob nicht gerade erst die hereinbrechende Geistesnacht in dem hemmungslosen Hinfluten des reinen Gefühls künstlerische Werte zeitigt, die infolge der gedanklichen Bindung zuvor unmöglich waren.

Nur so entgeht sie der Gefahr, der rein intuitiven Erkenntnis, die wohl zuweilen tiefer zu fassen vermag, dafür aber der Gefahr der Subjektivität dauernd ausgeliefert bleibt, ihren Wert und ihre Würde zu opfern. Wird jene leicht zu phantastischer Schwärmerei, so diese zu banausenhafter Pedanterie. Vor beiden ist das Erbe Hölderlins zu schützen.

*

Suchen wir aber nach zuverlässigen Kriterien, mit deren Hilfe uns die wissenschaftliche Analyse einer Künstlerpersönlichkeit möglich erscheint, so drängt sich uns immer wieder die Unterscheidung jener beiden Typen auf, aus deren Divergenz Schiller nicht nur die Gegensätzlichkeit alles künstlerischen Schaffens, sondern auch die aller Menschheitsgebarung ableiten zu können glaubte. Denn mögen wir nun eine alltägliche Menschennatur zu verstehen oder ein Künstleringenium zu würdigen suchen, immer wieder sehen wir uns alsbald vor die Frage gestellt, ob jeweils die empfängliche Seele sich der Mannigfaltigkeit der Lebensformen willig hingibt und dadurch vor allem Gestalt gewinnt, oder ob der seiner selbst bewußte Geist die Welt als Aufgabe empfindet und den Reichtum aus sich selber schöpft.

Hölderlin macht uns die Antwort nicht leicht. Und doch ergibt sie sich uns schließlich mit unbedingter Gewißheit. Denn mag er sich auch mit einer Inbrunst, die vielleicht wirklich unvergleichlich ist, an das Objekt zu verlieren scheinen, niemals vergißt er die alte Wahrheit, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist. In all seinen künstlerischen Äußerungen regt sich vielmehr ein Subjektivismus, wie er sich höchstens bei Novalis in gleicher Reinheit und Stärke wiederfindet. Niemals vermag sich Hölderlin seiner selbst zu entäußern. Und doch ist diese Preisgabe seiner selbst das nieerreichte Ziel seiner Sehnsucht. Nie ist er naiv. So sehr in seiner Dichtung die Natur immer wieder beschworen wird, von einer reflexionslosen Naturlyrik zeigt sich in ihr kaum eine Spur. Als dem Vierundzwanzigjährigen ziemlich unvermittelt der großzügige Gedanke von der Allgewalt der Natur vor die Seele tritt, da ist es bereits die tieffentimentale Klage, daß diese mütterliche Seele der Natur ihm unwiederbringlich verloren sei. Und doch hat er sie auch in jenen „goldenen Kinderträumen“ nie wirklich sein eigen genannt. Mag er späterhin auch noch so berückend davon zeugen, wie er „im Arm der Götter großgewachsen“, nicht weniger bedeutsam bleibt dennoch sein eigenes Geständnis, daß er diese Götter „damals noch nicht mit Namen gerufen“. Denn seine gesamte Jugendlyrik liefert dafür den unzweideutigen Beleg. Die Natur scheint für ihn erst vorhanden, seitdem Schillers Warnungen und Mahnungen ihm die Augen geöffnet und die verpönten „Luftgeister mit den metaphysischen Flügeln“ ihn in Jena sehen gelehrt haben. Denn Wesenheit gewinnt die Natur

für ihn erst als Abstraktion. Aber gerade diese Idee ist es, der er gleichsam Realität erzwingen möchte, weil er fühlt, daß nur die restlose Hingabe an sie, die Allumfassende, Allerhaltende, ihn befreien könnte von seinem Lebensschmerze, von ihm selbst:

„Ewig muß die liebste Liebe darben,
Was wir lieben, ist ein Schatten nur!“ —

Der Intensität dieses Strebens verdanken wir das, was man das Mythenbildende von Hölderlins Phantasie genannt hat. Der „entzückende Sonnenjüngling“ scheint ihm wirklich leibhaft vor Augen zu stehen. Und doch erweist sich diese in altbewährten Bahnen wandelnde Objektivierung nur als der künstlerische Niederschlag eines tieftragisch empfundenen Subjektivismus. Nirgends offenbart sich diese Wehmut sichtbarer als in der paradoxen Anklage an „die scheinheiligen Dichter“, die „nicht an Helios, noch an den Donnerer und Meergott glauben“ und der Mutter Natur nur dann gedenken, wenn „ein großes Wort vonnöten“.

*

Wenn der Dichter diesen Subjektivismus so tragisch empfindet, so spricht aus dieser Klage nur gesundes Gefühl. Denn diese Einstellung selber ist bei Hölderlin begründet in krankhafter Veranlagung. Schon den Knaben kennzeichnen Erregungszustände, deren Anormalität nicht abzustreiten ist. Tapfer versucht der Jüngling zwar, gegen die übergroße Reizbarkeit seines Gemüts anzukämpfen. Allein er kann nicht hindern, daß das Leben mit seinen Enttäuschungen

und Demütigungen ihm früh zur Qual wird. Den Ausschlag gibt immer wieder der periodische Stimmungswechsel, dem die krankhaft weiche Seele sich widerstandslos ausgeliefert fühlt. „Ewig Ebb' und Flut!“ das ist die Klage, die von früh auf in den Briefen regelmäßig wiederkehrt. Und nur zu bald stellen sich manische Depressionen ein, die dann jeweils in Perioden gesteigerter Gemütserhebung ihre natürliche Reaktion finden. Ganz allmählich werden diese kleiner, jene größer, schärfer, bis die hereinbrechende Geistesnacht schließlich allem Trauern und Sehnen für immer ein Ende setzt.

Dieses periodische Ausschwingen des Lebensgefühls in zwei einander diametral entgegengesetzte Extreme bildet ganz eigentlich Hölderlins Erlebnis, das Urerlebnis. Und es bedingt daher auch die Richtung seiner künstlerischen Betätigung. Hymnus und Elegie bezeichnen die Pole, zu denen er sich immer wieder hingedrängt fühlt. Schon der Knabe ergeht sich in rührseligen Schwärmereien von Tod und Entfagung, um alsdann nicht weniger pathetisch mit seinem Gefühl vorzustößen zum kühnen Preis künftiger Vollkommenheit. Und als schließlich nach der ersten ausgeprägteren Depression mit Beginn des Jahres 1796 an der Seite Diotimas der neue Aufstieg einsetzt — gerade in der neuentdeckten ersten Fassung der gereimten Diotima-Ode erleben wir ihn mit —, da kennt sein Kraftgefühl vorübergehend keine Grenzen mehr. Kühn vergleicht er sich dem Herkules:

„Was du, glücklicher geschaffen,
Als der Göttersohn vollbracht,

Führ ich aus mit eignen Waffen,
Mit des Herzens Luft und Macht.“

Aber auch noch später, als er auf der Höhe seines Künstlertums dies innere Leben bis ins Unerhörte zu steigern und zu verfeinern gelernt hat, bleibt der Rhythmus seines Gefühls derselbe. Nachdem der „Sohn der Erde“ sich von neuem hineingewühlt hat in das „heilige Leid“, das die Götter schenken, schildert er in glühenden Farben, wie der Lebensrausch — der Dichter nennt ihn „die Todesluft“ — das Volk am Xanthus ergreift, daß es sich selber begeistert dem Flammentode preisgibt. Und doch packt ihn schließlich die grausame Lebensnot nur um so fester:

„Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?“

*

Diese tiefinnerlich begründete Polarität einer ätherischen Natur wird verstärkt durch den Umstand, daß das Schicksal den Dichter in eine Zeit wirft, die den Strom des geistigen Weltgeschehens zu einem Strudel verdichtet, so daß die mannigfachsten Kultur-tendenzen in seiner Seele einander begegnen. Und früh bereits nimmt er zu ihnen innerlich Stellung mit lebhaftem Für und Wider.

Schon der Umstand, daß eine mittelalterliche Institution ihm einen Beruf, der seinem Innersten widerstrebt, aufzuzwingen sucht, reizt ihn zum Widerstand. Und wenn auch das Amt des Seelenhirten an sich für

den Jüngling ganz gewiß nichts Abstoßendes hatte, so wurden ihm doch die Balancierkünste, mit denen die Dogmatik des Aufklärungszeitalters versuchte, ein „vernünftiges Christentum“ zu schaffen, sehr bald in tiefster Seele verhaßt. Noch hatte ja nicht Schleiermacher seine Stimme erhoben, der aus ganz ähnlichen Konflikten heraus einige Jahre später einer neuen Religiosität den Boden bereiten sollte. Aber vielleicht hätte Hölderlin einen ganz ähnlichen Rückweg gefunden wie jener, wäre auch er in der Herrnhuterischen Brüdergemeinde aufgewachsen statt in dem aufklärerischen Tübinger Stift. Denn Religiosität heißt letzten Endes die Lösung der Aufgabe, vor die Hölderlin sich durch seine ganze Veranlagung gestellt sah. So aber wollte es sein Schicksal, daß er zuvor mehr oder weniger den gesamten Kreis der zeitgenössischen Bildung durchlaufe, um erst ganz am Ende, als seine Kräfte bereits zu versagen beginnen, — und vielleicht gerade unter dem Einflusse Schleiermachers — in einem mystisch geschauten Bilde Christi, des „Einzigsten“, seinen Gott wiederzufinden.

Freilich, was wäre uns Hölderlin, wäre diese Religion demütiger Selbsthingabe nicht auf dem ziemlich heterogenen Boden der Griechenbegeisterung und in Überwindung des kritizistischen Selbstgefühls und aller Revolutionsideale erst neu gewonnen worden? — Alle drei Elemente sind gleichermaßen wichtig. Sie bedeuten die Bildungsmittel, die sein unklares Lebensgefühl schließlich zu einer gesicherten Lebensweisheit läutern.

Können wir uns Hölderlin ohne Winckelmann denken? — Der Dichter verdankt ihm so viel, daß

man ihn geradezu als Erfüllung der Sendung Winckelmanns anzusehen versucht ist. Und doch ist es gewissermaßen nur eine der beiden Seiten der Winckelmannschen Lehre, die in ihm fruchtbar geworden zu sein scheint. Denn für den großen Historiker, der den Zeitgenossen den Blick schärft für die Bodenständigkeit aller echten Kunst und Kultur, hat Hölderlin kaum ein Auge, so oft auch gerade dieser Gedanke von ihm gestreift wird. Um so größer dagegen scheint der Einfluß, den der rationalistisch verstandene Winckelmann auf ihn ausgeübt hat. Mit ihm sieht Hölderlin fortan in der Kunst und darüber hinaus in der Kultur der Griechen den für alle Zeiten muster-gültigen Ausdruck höchsten Menschentums. Und je mehr er sich in dieses Vorbild versenkt, desto mehr scheint sein eigenes Wesen sowohl in seinem Fühlen und Denken als auch in seiner künstlerischen Selbstgestaltung sich diesem Ideale anzugleichen.

Diese Vorstellung konnte sich um so machtvoller in seiner Seele entwickeln, als sein Ausgangspunkt derselbe war wie der Winckelmanns. Mit ihm sieht er in Platos Gedankenwelt den wesentlichsten Niederschlag der griechischen Kultur. Und diese Einstellung bewirkt, daß die Zusammenhänge zwischen Göttlichem und Menschlichem, die für Plato im Vordergrund stehen, dem Bild der griechischen Kultur auch für Hölderlin das Gepräge geben. Zu voller Entfaltung freilich gelangt diese Idee erst dann, als Jacobis Ausdeutung der Lehre Spinozas ihm ein pantheistisch gefärbtes Weltbild vor Augen stellt, das er unschwer auf jenes übertragen kann.

Und doch werden wir diesem idealistischen Streben, sich eine Schönheitswelt zu erbauen, erst dann völlig gerecht, wenn wir zu würdigen vermögen, wie stark es in der kritizistischen Weltanschauung eines Kant verankert ist. Hat Winckelmann auch das ungeheure Verdienst, der Welt das Ideal eines vollendeten Menschentums gezeigt zu haben, so wird es — trotz Wieland — als Bildungsideal doch erst eigentlich fruchtbar durch Kants Nachweis, daß die Freiheit des sittlichen Willens dies Ideal auch für den Nachgeborenen erreichbar oder doch zum wenigsten erstrebbar macht. Mit begeisterter Inbrunst versenkt sich Hölderlin in diese Lehre. Kaum hat Schiller dieses Bild seelischer Totalität schärfer umrissen, als der vierundzwanzigjährige Hölderlin sich daran macht, ihm die künstlerische Ausgestaltung zu geben. Nur zu bald freilich geht ihm selber das seelische Gleichgewicht wieder verloren. In dem Maße, als er vorübergehend unter den Einfluß Fichtes gerät, verschiebt sich auch das zu gestaltende Bildungsideal in der Richtung eines nur allzu willensstolzen Subjektivismus. Und erst als der absolute Idealismus eines Schelling den nur subjektiven eines Fichte in des Dichters Seele verdrängt hat, wächst es in scheinbar entgegengesetzter Richtung sich aus.

Gleichwohl wäre der Same dieses Kritizismus in der Seele des Jünglings vielleicht nicht so machtvoll aufgegangen, hätte nicht zuvor ein drittes Element den Boden gelockert. So aber mischen sich die Einflüsse des Neu-Humanismus und Kritizismus mit der tiefwühlenden Wirkung der Französischen Revolution.

Hatten Kant, Schiller und Fichte den sehnenen Blick des Griechenschwärmers von der Vergangenheit auf die Zukunft gelenkt, so verweist ihn die Französische Revolution auf die unmittelbare Gegenwart. Alle ethischen Postulate werden damit zu Forderungen des Tages. Und das heroische Streben, das bis dahin ins Weite ging, sieht ganz plötzlich ein nahes Ziel vor Augen. Auch ist es tief und stark genug, um sich nicht in einem wesenlosen Verneinen des Gegenwärtigen zu erschöpfen. Der Dichter ist auch dann noch fest entschlossen, mit Hand anzulegen an den Aufbau der neuen Welt, als die Pariser Errungenschaften längst ihren Glanz verloren haben und der Kampf für die französischen Ideale zum Vernichtungskampf für die deutsche Volksgemeinschaft zu werden droht.

Freilich, über Träume, im besten Falle Ermunterungen kommt seine Künstlerseele in Wirklichkeit nicht hinaus. Aber den politischen Hintergrund seiner vaterländischen Gefänge erkennen wir deutlich, seitdem die tatenfrohe Gestalt seines politischen Freundes Isaak von Sinclair für uns im rechten Lichte steht. Sie bilden die Resonanz dessen, was jener in seinem politischen Wirken tatkräftig erstrebt. So innig fühlt der sanfte Sänger sich seinem „Eduard“ verbunden, daß erst die hereinbrechende Nacht die Widerstandskraft gebrochen haben muß, ehe der Furchtsame, den „die Flamme des Zeitengottes“ gleichfalls zu vernichten droht, seinen „Achill“ verleugnet.

*

Den Ausschlag aber gibt allein das Erleben.

Liegt es an sich schon in der Natur des Menschen, sich mit den Jahren dem Lauf der Dinge williger hinzugeben, so noch ganz besonders in einer solchen, die den Widerstand der Welt stärker empfindet als andre und jeden heroischen Anlauf hinterher mit einem Leiden bezahlen muß. Entscheidend ist nur, wie die Seele ihr Schicksal erlebt, ob es das Lebensgefühl aufwärts oder abwärts führt. Hölderlins Erleben aber heißt Diotima. Und mochte die Welt an sich auch noch so stark an ihm zehren, sie allein schon offenbart ihm einen unermesslichen Reichtum. Tief erschüttert empfindet er ihn als Geschenk der Natur. Ihr dankt er „die Bräutigamstage, wo der Stolze die Demut lernt“. Denn mochte diese Liebe seinem Selbstgefühl anfänglich auch gewiß neuen Auftrieb verleihen, nur zu bald macht gerade sie ihn bescheiden.

Wieviel er dabei aus Eigenstem hinzugibt, dessen wird er sich nicht bewußt. Denn mag auch Frau Sufette Gontard äußerlich wie innerlich dem Ideal der Vollkommenheit wirklich äußerst nahegekommen sein, das Bild der Diotima gestaltet erst er, und er beginnt es in seinem Roman bereits zu gestalten, als er von ihrem Dasein noch nicht das geringste weiß. Nichtsdestoweniger aber empfindet er gerade diese Auslieferung seiner selbst an die Welt außer ihm als Befreiung und Erlösung. Und so wird er nicht müde, die Herrlichkeit der Natur immer wieder zu verkünden, sie in begeisterten Gefängen stets von neuem zu preisen.

In tiefste Tiefen aber muß er sich hinabgeschleudert fühlen, sobald dieser Gewinn in Verlust umschlägt,

als ihn die Erkenntnis übermannt, daß das graufame Schicksal ihm Diotima nicht gönnt, daß er sie lassen muß. Je beseeligender die Erhebung gewesen war, desto erschütternder wirkt nunmehr der Fall. Wiederrum aber liegt die Entscheidung im Grunde bei ihm. Das Schicksal vergewaltigt ihn nicht; es verlangt von ihm nur Verzicht. Er muß sich durchringen zur Resignation. Aber gerade dieser Kampf stählt die erschütterten Kräfte seiner Seele von neuem. Mit Emphase zitiert er selbst kurz vor der Trennung aus seinem Roman: „Es bleibt uns überall noch eine Freude. Der echte Schmerz begeistert. Wer auf sein Unglück tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden recht der Seele Freiheit fühlen.“

*

Alle diese Impulse drängen den jungen Dichter auf den Weg, den er in dem einzigen Jahrzehnt seines Ringens um ein eigenlebigen Künstlertum — zunächst begeistert, dann immer zaudernder und verfonnener — gegangen ist. Denn schließlich ist es nicht mehr die geistige Umwelt, deren Stimmengewirr die Resonanz seines Innern auslöst — mag sie sich vorübergehend auch schon zur Harmonie zusammenfinden —, sondern nur noch im eigenen Innern ertönen die Stimmen, denen zu lauschen ihm Genüge tut.

Der Weg bis dahin ist lang und — kurz. Denn recht bald schon dringt in den erlernten Liedern der eigene Ton vernehmbar durch. Aber selbst als er unter seinen Vorbildern bereits Klopstock, Schubart und Matthiſſon mit Schiller vertauscht hat, gibt das Übernommene

noch auf lange Zeit hinaus seiner Lyrik das bestimmende Gepräge. Ja gerade dieser Schillerfche Einfluß gestaltet sich nach des Dichters eigenem Geständnis so unüberwindlich, daß selbst seine persönlichsten Schöpfungen – und das gilt von seinem Hype- rion und seinem Empedokles nicht weniger als von manchem seiner reinen Lyrika – dessen heroisches Pathos nie völlig überwinden sollten.

Hölderlin folgt ihm gleich anfangs darin, daß er sich nicht von dem Einzelerlebnis auf „die heilige Bahn“ treiben läßt, sondern von der bewußten Vergegenwärtigung des gesamten Weltbildes, das der Geist der Zeit in ihm hat werden lassen. Denn wenn er auch in jenen Jugendhymnen jeweils ein einzelnes Ideal zum Thema nimmt, die Farbe des Bildes gibt doch immer erst der Hintergrund, auf dem die Weltenharmonie sich spiegelt. So kommt es, daß die lange Reihe dieser endlosen Gefänge sich gleichsam von selbst zu einem monumentalen Zyklus zusammenschließt.

Allein dieser Triumphzug über die sonnenumfluteten Höhen der Menschheit findet ein jähes Ende, als die drohende Nacht dem Dichter plötzlich den Atem raubt. Das rasche Aufeinander der drei großen Gedichte „An den Genius der Kühnheit“, „Griechenland“ und „Schicksal“ – denn in dieser Reihenfolge sind sie konzipiert – bezeichnet diesen eiligen Abstieg. Erst in der so vermittelten Schwermut, die sich zunächst in einem gewissen heroischen Trotz äußert, sich dann aber immer elegischer färbt, findet er den ihm gemäßen verinnerlichten Grundton, der ihm dann niemals mehr verloren geht. Erst jetzt

wendet er sich mehr nach außen, wird empfänglicher für die Welt, in der er die Dissonanzen seiner Seele wiederfindet. Zwar läßt er sich anfänglich, wie namentlich bei Beginn der Liebe zu Diotima, aus dieser melancholischen Stimmung nochmals emporreißen, bald aber beherrscht sie ihn so völlig, daß all seine innere Erhebung, zu der seine Künstlersehnsucht ihn immer wieder aufpeitscht, ihm nur noch Lichtblicke beschert, die das Dunkel nie völlig zu verdrängen vermögen. Der wehmütige Grundton bleibt selbst da gewahrt, wo des Dichters Seele sich noch einmal in begeistertem Hymnus emportragen läßt und so jenen geheimnisvollen Dreiklang findet, den man mit den Worten „Form — Chaos — Friede des All“ geistvoll zu umschreiben gesucht hat. Erst dieser innere Widerspruch gibt der Stimmung des Dichters jenes Rembrandtsche Helldunkel, das auf uns wirkt, wie wenn die untergehende Sonne den schwarzen Gewitterhimmel durchbricht und die Landschaft mit einem verschwenderischen Goldstrom überflutet.

Diese Grundstimmung bleibt dann bis ans Ende dieselbe. Zunächst nährt sie sich fast ausschließlich von den süßen Schmerzen, die der Dichter um Diotima leidet. Die Akkorde, die sich ihm dabei einstellen, wirken um so erhebender, als er den Gegenstand seiner Liebe in eine Sphäre zu rücken weiß, wie sie vielleicht in gleich „heilig nüchterner“ Reinheit und gleich strahlendem Glanze seit Dantes Beatrice kein Frauenbildnis mehr umwoben hat. Was dort Frauendienst und Madonnenkult in harmonischem Ausgleich über die Seele des resignierenden Träumers vermochten,

das vollbringen hier unter so ganz anderen und doch ähnlichen Verhältnissen humanitäres Sittlichkeitsstreben und klassizistischer Schönheitsglaube. Kein sinnliches Begehren naht sich der „Athenerin“, sondern der Schmerz über die Unerreichbarkeit der Heiligen erhebt sie zur Göttin.

Doch bald — ja überraschend bald — schwindet das Bild Diotimas aus des Dichters Gesichtskreis und andere, umfassendere Ideale nehmen seinen Platz ein: Vaterland — Menschheit — Dichtertum. Sie erhalten ihr Licht aus demselben Kontrast zur trüben Wirklichkeit der Umwelt, der jenen Liebestraum genährt hatte. Und auch die Farben liefert wiederum, in noch stärkerem Maße, die antike Welt. Selbst der Dichterberuf erhält sein Recht und seine Würde vom Thyrsusstab des Freudengottes. Inhaltlich aber beginnt die Selbstbefinnung. Der Dichter wird sich seines Seheramts bewußt, und des Gefühls der Verantwortung voll, beginnt er die Kräfte des deutschen Volkes zur Sammlung zu rufen. Gerade in dieser Beschränkung aber weitet sich ihm der Blick. Und nicht eher ist seinem Streben Genüge getan, als bis das Bild des eigenen Volkes sich von neuem zu dem der ganzen Menschheit erweitert. Aber je stärker die Bilder sich verklären, um so mehr nimmt die Finsternis zu, die sie umschließt. Aus den Hymnen werden „Nachtgefänge“, bis schließlich „der blinde Sänger“ nur noch im tröstenden Traume das Bild des rettenden Donnerers festzuhalten weiß.

Ebendiese Sehnsucht nach jenen lichten Höhen, die hochauf in den Äther ragen, vermittelt dem Dichter

früh bereits jenes Motiv der Wanderung, des Flugs, das wie kaum ein anderes für ihn kennzeichnend und bestimmend werden sollte. Den meisten seiner größeren Gefänge in Langzeilen oder freien Rhythmen gibt es die innere Form und wird so für uns zum Gradmesser seiner Lebensstimmung. Als es sich ihm im Frühjahr 1796 unter dem Einfluß des kurz vorher erschienenen „Spaziergang“ Schillers in seinem „Wanderer“ zum ersten Male einstellt, da spielt ihm noch das volle Licht der Vaterlandsonne ums Auge, und die Klage, daß „der Eispol ihn gebleicht und das Feuer des Süds ihm die Locken geraubt“, wagt sich kaum schüchtern hervor. Aber schon im „Archipelagus“, wo die grenzenlose Begeisterung über die mögliche Schönheit der Welt, die einst wirklich gewesen, noch einmal in machtvoller Woge daherströmt, hat er Mühe, „dem schauenden Tag die Trauer zu verbergen“. Bald bedarf es schon des messianischen Gedankens an den göttlichen Spender von Brot und Wein, um den Glauben an diese unvergängliche Herrlichkeit herauszuretten aus der Nacht, die ihn mit ihrem magischen Zauber für immer zu bannen droht. Die volle Finsternis aber umhüllt ihn, als er den sehnenden Blick nach dem fernen Osten sendet, um von dort für die geliebte Vaterlandserde einen neuen Lichtstrahl zu erflehen. Selbst der Stern von Bethlehem, der dem Schwebenden über Patmos aufzugehen beginnt, vermag ihm kein Licht mehr zu geben. Denn Apollo, dem er seine ganze Seele geschenkt —, Apollo hat ihn geschlagen. —

*

Auch Hölderlins großer Bildungsroman „Hyperion“ verdankt sein Werden nicht weniger diesem heroischen Streben als der Lockung zur Weltflucht, der er sich schließlich gefangen gibt. Der Eifer des jungen Dichters, in einer Hymnenreihe die Ideale der Menschheit zu besingen, ist voll entfacht, als das Vorbild von Wielands „Agathon“ ihn reizt, seinen Idealmenschen auch in epischer Form der Welt vor Augen zu stellen. Aber gerade daraus erklärt sich, daß die Gestalt, die er an den Anfang stellt, um sie vor unsern Augen zu jenem Idealbild umzuformen, bis in alle Einzelheiten hinein die krankhaften Züge des überempfindlichen Dichters trägt.

Auch Hölderlin zeichnet das Bild eines Griechenjünglings und gibt ihm — Wieland noch überbietend — den Beinamen des homerischen Sonnengottes. Aber den ganzen Reichtum des Schillerschen Kulturgedankens weiß er seinem Thema alsbald dadurch zu vermitteln, daß er seinen von antiken Idealen erfüllten Helden in das moderne Griechenland versetzt, das um 1770 im Befreiungskriege gegen die Türken die einstige Herrlichkeit wieder heraufzubeschwören strebt. Schon hatte ja Schiller seine Lieblingsidee, daß die entschwundene Harmonie der Natur wiedererrungen werden müsse im Fortschritt der Kultur, in seinem Aufsatz „Über Anmut und Würde“ auf das von Winckelmann gezeichnete Bild des alten Griechenlands anzuwenden begonnen. Hölderlin aber folgt ihm nicht nur insofern, als er dieses Gegenüber von Vergangenheit und Zukunft übernimmt, sondern auch das Besondere des Schillerschen Bildungsprogrammes

steht ihm deutlich vor Augen, wenn er die Forderung einer gleichwertigen Steigerung männlicher Willenskraft und weiblicher Empfänglichkeit in jeder Menschenseele in dem Motto festzuhalten sucht: „Non coerkeri maximo, contineri tamen a minimo.“ Aber gerade dieses völlige Aufgehen in den Intentionen Schillers, das in dem Vorwort zur ersten Fassung sich so unverhohlen ausdrückt, muß uns hindern, in dem Bekenntnis zur Hingabe an die Natur, mit dem dieses „Fragment“ abbricht, bereits das Endergebnis des aufzuweisenden Entwicklungsganges sehen zu wollen. Andererseits freilich ist gerade diese emphatische Abgrenzung des Bildauschnittes um so verräterischer für das ästhetische Empfinden des Dichters.

Aber gerade deshalb versucht Hölderlin einen völlig neuen Aufbau, als er unter dem hinreißenden Einfluß Fichtes in der Betonung des sittlichen Willens den Ausgangspunkt des einzig umfassenden Kulturprogramms anerkennen zu müssen glaubt. Es entstehen nacheinander zwei Pläne — zunächst zu einer metrischen, dann zu einer profaischen Fassung —, die beide diese Neuorientierung anstreben, aber vielleicht gerade deshalb an dem inneren Widerspruch von gedanklicher Aufgabe und künstlerischer Bestimmung scheitern. Mit einer schweren Depression, dem ersten sicheren Vorzeichen der hereinbrechenden Geistesnacht, muß er Herbst 1795 den kühnen Höhenflug büßen.

Erst als um dieselbe Zeit die Bemühungen der zeitgenössischen Philosophie, unter dem bestimmenden Einfluß der erwachenden Naturbetrachtung den sub-

jektiven Idealismus Fichtes zu einem mehr objektiven Idealismus umzubiegen, auch ihm näher treten, eröffnet sich ihm ein neuer Weg. In welchem Maße hierbei der fünf Jahre jüngere, aber so viel helllichtigere Schelling für den innerlich reiferen Freund selber wegweisend geworden war, läßt sich nur vermuten und wird wohl dauernd Problem bleiben, wiewohl schon der geniale System-Entwurf Schellings, den ein überaus glücklicher Handschriftenfund uns erst kürzlich geschenkt hat, die Stetigkeit von dessen geistiger Entwicklung und die dadurch bedingte Führerschaft von neuem offenbart hat. Sicher aber ist, daß der 1795/96 erschienene psychologische Roman „William Lovell“ von Ludwig Tieck, der sich hier auf seine Art mit dem aufkommenden Subjektivismus auseinandergesetzt hatte, gleichfalls nicht ohne Einfluß geblieben ist, freilich nur in mehr äußerlicher Weise. Er vermittelt unserm Dichter eine Reihe von Einzelmotiven, die zunächst in einer weiteren Bearbeitung unmittelbar Gestalt gewinnen, dann aber auch, wenigstens zum Teil und in noch stärker verarbeiteter Form, in die Endfassung übergehen.

Freilich darf nie übersehen werden, wie sehr durch die zur gleichen Zeit einsetzende Liebe zu Diotima die Basis zu einer stärkeren Objektivierung des Weltbildes gegeben war, ganz abgesehen davon, daß das Bedürfnis von Hölderlins Natur ihn ganz zweifellos von Anfang an in diese Richtung getrieben hatte. Erst dieses allertiefste Erleben, das ihn zum erstenmal die ganze Tragik des Menschenlebens empfinden läßt, gibt seinem großen Werke die Möglichkeit, gänzlich

auszureifen. Weitab von jenem Wege, auf den das selbstsichere Lofungswort „Non coerceri maximo, contineri tamen a minimo“, das nichtsdestoweniger noch immer als Motto auf dem Titel prangt, ihn einst gewiesen hatte, führt der Dichter seinen Helden mit zitternder Hand durch die Wirrfale des Lebens, bis dem Zusammenbrechenden die furchtbare Wahrheit des alten Schicksalsliedes offenbar wird:

„Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.“

Und doch ist es nicht der Ton tragisch empfundener Resignation, in den der Dichter das Ganze ausklingen läßt. Während er sich einerseits in seinem vielberufenen Verdikt über die Deutschen nochmals emporreißt zur höchsten Höhe der Menschenbeurteilung, um sich noch einmal mit flammender Begeisterung zu Schillers hehrem Kulturprogramm zu bekennen, versenkt er sich andererseits von neuem inbrünstig in die intellektuale Anschauung der Natur, die ihm im Sinne jenes gefühlsmäßigen Spinozismus als das Allesumfassende nunmehr klarer vor Augen steht denn je. Aber mag das Bild der Welt für ihn auch eine noch so feste Form gefunden haben, mag er sich ihm schließlich noch so sehr in Ehrfurcht beugen, er hört darum nicht auf „Kritizist“ zu sein. Mag er die Hingabe

an die Natur noch so begeistert preisen, so bleibt er sich doch allzeit bewußt, daß erst er dieser Natur die glänzenden Farben gegeben hat. In der großzügigen Idealisierung dieser Naturvorstellung bewährt sich sein Künstlertum.

*

Noch ungleich stärker offenbart sich der subjektivistische Charakter solcher Objektivierung in den Fragmenten der „Empedokles“-Tragödie. Nachdem der Dichter zunächst lediglich den Plan gefaßt hat, das Hyperion-Motiv, wie es sich ihm in dem Gegenüber von veräußerlichter Zivilisation und verinnerlichter Naturhingabe schließlich darstellt, in eine dramatische Form zu bringen, vertieft sich ihm die Konzeption alsbald zu einer bewußten Rückschau auf das schmerzliche Nacheinander der inneren Erlebnisse, die das jahrelange Ringen mit dem Hyperion-Problem ihm gebracht hat. Dessen Potenzierung wird angestrebt, um die endlich gesicherte Lebenserkenntnis in noch helleres Licht zu rücken. In der Selbstvergötterung des griechischen Naturphilosophen spiegelt sich dem Dichter der eigene „Titanenübermut“, dem er anheimfiel, als er im Banne Fichtes die Welt aus dem Ich deduzieren zu dürfen glaubte.

Diese Hybris des Empedokles wird zum Ausgangspunkte der Katastrophe, die durch den plötzlichen Abfall fast aller seiner Anhänger alsbald in die Erscheinung tritt. Vom Dichter aber wird dieser Konflikt dem persönlichen Empfinden wiederum dadurch zurückerobert, daß er die abtrünnigen Jünger des Empe-

dokles nunmehr seinem Feinde zujubeln läßt, dem kaltherzigen Priester, „der Göttliches wie ein Gewerbe treibt“. Und gerade hier legt die Ausführung des Motivs die Vermutung nahe, daß jener berüchtigte Jenaer „Atheismustreit“, der in der ersten Hälfte des Jahres 1799 die Gemüter erregte und den kampf-freudigen Fichte schließlich um sein Amt brachte, seinem sympathisierenden Bewunderer die Feder in die Hand gedrückt und ihm die Richtlinien des neuen Planes gezeichnet hat, zumal wenn wir annehmen, daß schon jene kühne Sezession Fichtes im Sommer 1795, die Hölderlin unmittelbar vor seinem eigenen Abgang aus Jena mit eigenen Augen miterlebt hatte, schon damals ganz eigentlich die Konzeption der Dichtung geliefert habe.

Zum Eigensten aber, völlig unabhängig von dieser an sich unwesentlichen Motivvermittlung, gestaltet Hölderlin die Durchführung der Katastrophe. Legte der Geist der Zeit ihm eine Betonung des Tragisch-Heroischen auch an sich schon nahe, so wirft doch erst Hölderlin sein ganzes verinnerlichtes Pathos auf die freigewählte Sühne der tragischen Gedankenschuld. Nicht eher ruht Empedokles, als bis er sich durch den Sprung in den Ätna der Natur von neuem vermählt hat.

Tritt so schon das rein Stoffliche hinter die lyrische Reflexion stark zurück, so zieht doch erst die letzte Fassung, „Empedokles auf dem Ätna“, die äußerste Konsequenz. Unter bewußtem Verzicht auf dramatische Spannung wird die eigentliche Handlung noch weiter in die Vorfabel hineingeschoben, um dem

metaphysischen Problem des Lebens einen noch größeren Spielraum zu schaffen. Und um in „stolzer Verleugnung alles Akzidentellen“ den dargestellten Konflikt von allem mehr persönlichen Beigeschmack zu reinigen, tritt als Gegner an die Stelle des neidischen Priesters der eigene Bruder, an die Stelle der jugendlichen Verehrerin die eigene Schwester. Aber obschon der Dichter den engsten Kreis, in den das Schicksal den Menschen hineinzwängt, zum Schauplatz des Lebenskampfes macht, weiß er auf der andern Seite den Ring nicht weit genug zu ziehen. Nicht nur daß er in dem tragischen Untergang seines Helden das Schicksal der gesamten griechischen Kultur sich spiegeln läßt, er weiß auch sie noch in ein erhabenes Licht zu rücken dadurch, daß er uns an der Hand des greisen Manes emporsteigen läßt zur höchsten Warte altägyptischer Weisheit.

Freilich, Hölderlins an sich so bescheidenes Gestaltungsvermögen reicht für die Verwirklichung dieser Intentionen längst nicht mehr hin. Über einen kühnen Anlauf bringt er es nicht mehr hinaus. Und selbst diesem vermöchten wir sein tiefes Geheimnis kaum noch abzulauschen, wenn uns der Dichter nicht mit einer überaus großzügigen Selbstrechtfertigung zu Hilfe käme. Erst dieser vielumstrittene „Grund zum Empedokles“ offenbart uns die ganze Tiefe seines Planes und zeigt uns, zu welcher Höhe der Abstraktion dieser „naive“ Dichter mit seiner Deutung des Tragischen als des Widerstreites zwischen dem Organischen und dem Aorganischen sich emporzuringen vermochte. Aber er verrät uns auch in seiner

Definierung des Unpersönlichen als des Aorgischen von neuem, mit welcher Selbstsicherheit er den Standpunkt des Kritizismus festhält, indem er auch hier noch das Weltbild aus dem Organischen, dem Ich, abzuleiten sucht.

*

Früh bereits hatte Hölderlin gelernt, sich durch geordnete Niederschriften über sein Denken Rechenschaft zu geben. Von den Tagen an, wo er im Tübinger Stift seine beiden Magisterarbeiten niederschreibt, bricht die Reihe nie mehr völlig ab. So läßt sich denn auch deutlichst verfolgen, wie er insbesondere in der Jenenser und Frankfurter Zeit sich mit den Anregungen auseinandersetzt, die er in den Vorlesungen Fichtes und im freundschaftlichen Geistes-austausch mit Hegel gewonnen hat. Ist es dort vor allem „die Idee eines unendlichen Progresses der Philosophie“, um die seine Gedanken kreisen, so tritt hier auch ihm das religiöse Problem vorübergehend näher.

Aber zu einiger Reife gelangen diese Versuche doch erst, als er in den stillen Homburger Jahren den Plan faßt, ein zu gründendes eigenes Journal unter anderm auch mit solchen Aufsätzen zu füllen. Hatte sich sein Denken auch bis dahin schon mehr und mehr — namentlich die Briefe an den Bruder bekunden es — auf die Frage gerichtet, wo für die Zeitkultur neue Bildungswerte zu gewinnen seien, so stellt sich seine Betrachtung jetzt nur noch bewußter auf sie ein. Und namentlich das griechische Altertum wird jetzt von

diesem höchsten Gesichtspunkte aus in helle Beleuchtung gerückt. Freilich ist diesem Streben von Anfang an die weiteste Grenze gezogen. Und so gleitet das Interesse des Artikelschreibers doch sehr bald hinüber zu den Fragen, die ihm als Dichter am nächsten liegen. Nicht nur sucht er die gegenseitigen Wechselbeziehungen der einzelnen Dichtgattungen zu ergründen, sondern eifrigst bemüht er sich auch um das Grundproblem des dichterischen Schaffens, zumal als die letzte Umgestaltung des Empedoklesstoffes ihn von neuem vor diese Fragen gestellt hat.

Inwieweit wir diese Versuche als vollwertige Ergebnisse anzusprechen haben, ist überaus schwer zu sagen, zumal da auch die Philosophensprache der Zeit den Dichter zu einer überaus schwerfälligen Ausdrucksweise verleitet. Aber mögen auch die Intentionen, die wir mehr erraten als erkennen können, tiefgründig und bedeutsam sein, unzweifelhaft bleibt doch, daß auch hier bald mehrfach das rhythmische Gefühl mit seiner Neigung zu rethorischen Wirkungen die logische Gedankenfolge überwuchert. Und doch reißt auch hier der Faden nicht eher ab, als bis des Dichters müder Geist schließlich in trostlose Stereotypen versinkt.

Ähnlich steht es mit Hölderlins Übersetzungen aus den beiden alten Sprachen. Auch sie reichen zum Teil zurück bis in die Tübinger, ja bis in die Maulbronner Jahre. Früh bereits bringt es der jugendliche Griechenverehrer zu ansehnlicher Gewandtheit. Der künstlerische Wert seiner Bemühungen aber wächst in dem Maße, als er in der eigenen Dichtung den

sprachlichen Ausdruck den antiken Metren zu vermählen versteht. Mit welchem Ernst er dabei allzeit bestrebt war, dem Geiste der Vorlage treuzubleiben, das beweist vor allem der Versuch einer Interlinear-Übersetzung der Pindarischen Oden, die erst späterer Zeit angehört. Denn nur um eine solche Vorarbeit dürfte es sich hier wohl handeln, nicht aber um das Musterbeispiel einer Übertragung, in dem „die jahrhundertlangen Versuche des Abendlandes griechische Kunst lebendig sich anzueignen einen Abschluß finden“, wie man das allen Ernstes glaubhaft zu machen versucht hat.

Ein wirkliches Nachlassen der geistigen Kräfte aber zeigt sich in den Übersetzungen von zwei ganzen Sophoklesdramen, die der Dichter noch selber zum Druck befördern konnte. Freilich würde sich ihre Schwäche weniger kundtun, wenn sich nicht gerade hier verriete, wie sehr der Nicht-Philologe um das Verständnis des griechischen Textes zu ringen hatte. Andererseits aber offenbaren auch hier die beigegebenen, an sich höchst problematischen „Anmerkungen“, welche tiefgründigen Aufschlüsse der Dichter von seinen klassischen Studien auch in dieser Spätzeit noch erhoffte.

*

Diese unheimliche Bewußtheit der künstlerischen Intentionen liefert dem Dichter auch die künstlerischen Mittel, von den frühesten Zeiten an bis hin zum tragischen Zusammenbruch.

Hellen Auges schaut er umher und erspät die Vorteile, die die führenden Geister aus ihren Formen

zu ziehen wissen. Auch hier wird ihm namentlich Schiller — neben Klopstock — zum nie verleugneten Lehrmeister. Wie Schillers Hymnen mit ihrem machtvollen Pathos und ihrem kunstvollen Aufbau den feinen nicht nur die Metrik, sondern auch die Architektonik liefern, so bietet ihm auch Schillers „Spaziergang“ das Vorbild feiner Langzeilengedichte. Ja selbst noch für seinen „Empedokles“ sucht er in Schillers Dramatik Vorschriften und Winke. Und nur da erscheint ihm Schillers Vorbildlichkeit in Frage gestellt, wo die antiken Muster andere Wege zu weisen scheinen.

Die antiken Strophenformen hatte dem Jüngling an sich schon Klopstock vermittelt. Aber erst als der Frankfurter Hauslehrer den lateinischen Mustern selbst wieder nähertritt, verliert er sich an sie so völlig, daß ihr Rhythmus seinen lyrischen Ergüssen die künstlerische Gestalt auch dann noch zu wahren weiß, als die gedankliche Bindung sich schon zu lösen beginnt. Schließlich freilich wird auch diese Form gesprengt, und Hölderlins rhapsodisches Gefühl ergießt sich in freien Rhythmen, die ihm gleichfalls einstmals schon durch Klopstock dargeboten, wohl aber erst von dem eigenen, durch Goethes Parzenliedangeregten „Schicksalslied“ Hyperions nahegebracht worden waren. Wie stark Goethe in dieser Richtung auch sonst von Einfluß war, ist schwer zu sagen. Zweifellos dagegen scheint, daß die Hymnen Pindars, die mit ihren breit ausladenden Formen und ihrer ungezügelter Linienführung der wachsenden Gedankenflucht des Kranken immer stärker entgegenkamen, ihn nicht wenig auf diesem Wege ermuntert haben.

Angefichts dieser starken Abhängigkeiten ist es überaus schwer zu würdigen, was Hölderlin als Gestalter geleistet hat. Daß ihm epische Gestaltungskraft abgeht, beweist sein Hyperion auf Schritt und Tritt. Und wenn auch der früheren Fassung seines Empedokles dramatische Akzente von überraschender Wucht durchaus nicht fehlen, so verdankt doch auch dieses Drama, wie der Roman, seinen künstlerischen Reichtum der lyrischen Fülle. Denn nur als Lyriker gibt Hölderlin sein Eigenstes. Und in den eigentlich lyrischen Gedichten entfalten sich daher seine künstlerischen Fähigkeiten auch am freiesten.

- Unbestreitbar ist vor allem seine hohe Musikalität. Sie befähigt ihn, die antiken Metra den Gesetzen der deutschen Prosodie in einem Maße anzupassen, wie es vor ihm und nach ihm kein anderer vermocht hat. Dieser künstlerische Wert kann auch nicht herabgemindert werden durch die Erkenntnis, daß die Wirkungen vielfach in kühl abwägendem Experimentieren mit Akzentverschiebung und Tonmodulation raffiniert ausgeklügelt sind, und noch weniger durch die Beobachtung, daß die letzte Rundung sich dem Künstler erst nach mannigfacher Bemühung ergibt. Wenn freilich die erst kürzlich gemachte feinsinnige Beobachtung von dem dreigliedrigen Aufbau der Hölderlinschen Ode gleichfalls in diese Richtung weist, so ist gerade hierbei nicht zu übersehen, wie sehr dem Dichter schon seine aus dem Zusammenstoß von Nacht und Tag sich ergebende Lebensstimmung diesen Dreiklang nahelegte.

Ohne Zweifel aber ist in Hölderlins Schaffen der

Rhythmus das Primäre. Aus ihm lösen sich Sprachmelodien los, denen der Dichter in zähem Ringen das Gedankliche gleichsam nur unterlegt. Gesteht er doch gelegentlich selbst, daß er philosophische Studien, die an sich seiner Natur „weniger angemessen zu sein schienen“, vor allem auch darum „mit überwiegender Aufmerksamkeit und Anstrengung betrieben“ habe, weil er sich „fürchtete vor dem Namen eines leeren Poëten“. Nur aus dieser inneren Struktur der Hölderlinschen Dichtung wird erklärlich, daß sich ihm fast dauernd selbst für seine tiefsten Offenbarungen keine eigene Form einstellt, sondern nur immer wieder die antiken Silbenmaße mit dem eigenen Inhalt angefüllt werden. Nur so aber wird auch verständlich, daß dem Dichter später, als er sich endlich dem eigenen Rhythmus anvertraut, auch da noch dichterische Gebilde gelingen, wo ihm jede andere Bindung mißrät, wo nicht nur der Fluß der Gedanken und der Empfindungen aus seinen Ufern tritt, sondern selbst die in Syntax und Diktion einst so meisterlich beherrschten Gefüge der Sprache sich ihm lösen.

Mit welcher Zähigkeit er dagegen ankämpft, das offenbart sich in dem krampfhaften Streben, alle abstrakten Wendungen, die sein müder Geist nicht mehr festzuhalten weiß, durch konkrete Bilder zu ersetzen. Aber vermögen wir auch ein bewußtes Kunststreben hierin kaum zu erkennen, nicht zu bezweifeln ist die Tatsache, daß dieses hemmungslose Häufen von Bildern auch seiner späten Dichtung noch einen zauberhaften Reiz verleiht, dem wir nur schwer widerstehen.

Schließlich freilich schwindet auch dies Letzte. Das Singen wird zu einem pathetischen Sprechen und das Sprechen schließlich zu einem peinigenden Lallen, das mit den unkünstlerischsten Parenthesen — „Viel wäre zu sagen davon“ — die Abgründe zu überbrücken sucht. Und nur ganz selten ergibt sich dem kranken Dichter noch eine Wortfügung, die uns mit wehmütigem Schmerz daran erinnert, daß hier eine einzigartige Künstlerseele sich aufreibt im grausamen Kampf gegen ein unergründliches Geschick.

*

Nicht wenig seltsam erscheint auch das Schicksal, das Hölderlins Dichterruhm bisher erfahren hat.

Vom Autor selber keineswegs hoch eingeschätzt, gelangen bereits die Gedichte des Siebenundzwanzigjährigen vor das Tribunal Schillers und Goethes. Sie werden hier teils wohlwollend anerkannt, teils auf ihre subjektivistischen Schwächen hin scharf, aber treffend beurteilt, teils stillschweigend verworfen. Endgültig aber zieht Schiller seine fördernde Hand von dem einstigen Schützling, als er nach dem Erscheinen des ersten Hyperion-Bandes von neuem den Eindruck gewinnen muß, daß der Dichter „nicht aus seiner eigenen Gesellschaft“ zu bringen ist. Erst die Romantiker geben sich dem Subjektivismus des Lyrikers willig gefangen und begrüßen ihn als einen der Ihren, wünschon trotz Schelling keiner von den Führern eine persönliche Beziehung zu ihm gewonnen hat. Hält sich dabei die Anerkennung, die A. W. Schlegel spendet, durchaus in den Grenzen wohlab-

gemessener Würdigung, so übersteigt bereits der Lobgesang Bettina Brentanos jedes Maß. Sie schlägt den Ton an, der dann erst mit dem gänzlichen Verfall der Romantik allmählich verklingt, in den Dithyramben der Neu-Romantik aber nur zu vernehmlich nachhallen sollte.

Dieser echt romantischen Begeisterung verdanken wir auch die erste Sammlung der Gedichte, die nach mannigfachen Bemühungen im Jahre 1826 endlich hervortrat. Und wie es Ludwig Uhland und Gustav Schwab waren, die hier darboten, was ältere Freunde vor ihnen gesammelt hatten, so verwertete Christoph Schwab die Arbeiten des Vaters, als er 1846 eine erweiterte Sammlung der Gedichte und wichtigsten Empedokles-Fragmente mit dem schon vom Dichter selbst veröffentlichten Hyperion und den zugänglichsten Briefen zu einer zweibändigen höchstverdienstlichen Gesamtausgabe zusammenfaßte. Aber erst als dann fast ein volles halb Jahrhundert später Karl Litzmann den Briefwechsel Hölderlins in möglichster Vollständigkeit gesammelt und sein Sohn Berthold Litzmann die von jenem noch vorbereitete neue Ausgabe der Werke abgeschlossen hatte, war für die Beschäftigung mit Hölderlin ein Material geboten, das zur Einzelforschung erfolgreich einlud, dabei aber den alten Wunsch nach einer kritischen Gesamtausgabe, die von den verschiedensten Seiten immer wieder in Aussicht gestellt worden war, nur noch lauter werden ließ. Auch die ein weiteres Jahrzehnt später von Wilhelm Böhm besorgte dreibändige Ausgabe der Werke konnte und wollte diesen Wunsch ebenso wenig

befriedigen, wie die Ausgabe von MarieJoachimi-Dege, wennschon insbesondere Böhms zweite Auflage unsere Kenntnis ganz wesentlich bereichert und – dank der gediegenen Einleitung – vertieft hat.

Und doch wurde die Würdigung des Dichters erst dann eine umfassendere, als 1906 Wilhelm Dilthey in seinem vielgerühmten Aufsatz mit seiner Einstellung auf das Erlebnis dem Urteil über Hölderlin eine neue Basis geschaffen hatte. Sie ist inzwischen eine allgemeine geworden. Aber gerade sie ist nicht mehr das Verdienst der Wissenschaft. Denn die unbedingteste Verehrung hat Hölderlin im Kreise moderner Ästheten gefunden. Im Banne der Dichtung Stefan Georges stehend, haben sie geglaubt, den Dichter zu ihrem Ahnherrn erheben zu dürfen, da der kranke Hölderlin in dem Zurückdrängen alles rein Gedanklichen bereits geleistet hatte, was die Moderne vielfach bewußt erstrebt. Und so überbieten sich gerade die Jüngsten nicht nur in Feuilletons und ganzen Büchern, sondern auch in den mannigfachsten Ausgaben, das Bild des stillen Sängers ins schier Phantastische zu steigern.

Um so mehr scheint es endlich an der Zeit, daß eine wirklich kritisch-historische Gesamtausgabe trotz aller fast unüberwindlichen Schwierigkeiten das Lebenswerk des Dichters so darbietet, wie es sich dem besonnenen Betrachter und dem philologisch geschulten Fachmanne darstellt, ohne verschönernde Retouchen und ohne verwirrenden Panegyrikus. Erst sie vermag zu offenbaren, welche Fülle erhabener Ideen und hehrer Empfindungen jene unvergleichliche Zeit beherrscht und wie sie in einer unerhört feinsinnigen Künstlernatur,

deren Überempfindsamkeit nur mit geistigem Tod bezahlt werden konnte, zur Gestaltung gelangt. Erst jetzt erkennen und verstehen wir ganz, wie das vom Klassizismus erschaffene Bildungsideal eines erträumten Griechentums in einer jüngeren Generation eine Gefühlstiefe zeitigen mußte, die sich vergebens in die Welt der Wirklichkeit flüchtet, um die immerwache Sehnsucht zu begraben. Was in der Romantik auf Jahrzehnte hinaus langsam sich auswirkt, in Hölderlin erscheint es wie in einem Brennpunkte gesammelt.

Gedichte



Reimftrophen

HYMNE AN DIE GÖTTIN DER HARMONIE

Uranie, die glänzende Jungfrau, hält mit ihrem Zauber-
gürtel das Weltall in tobendem Entzücken zusammen.

Ardinghello

Froh, als könnt' ich Schöpfungen beglücken,
Kün, als huldigten die Geister mir,
Nahet, in dein Heiligtum zu bliken,
Hoherhab'ne! meine Liebe dir;
Schon erglüht der wonnetrunkne Seher
Von den Ahndungen der Herrlichkeit,
Ha! und deinem Götterschoofe näher
Höhnt des Siegers Fahne Grab und Zeit.

Tausendfältig, wie der Götter Wille,
Weht Begeisterung den Sänger an,
Unerfchöpflich ist der Schönheit Fülle,
Gränzenlos der Hoheit Ozean.
Doch vor Allem hab ich dich erkoren,
Bebend, als ich ferne dich erfah,
Bebend hab ich Liebe dir geschworen,
Königin der Welt! Urania.

Was der Geister stolzestes Verlangen
In den Tiefen und den Höh'n erzielt,
Hab ich allzumal in dir empfangen,
Sint dich ahndend meine Seele fühlt.
Dir entsproffen Myriaden Leben,
Als die Stralen deines Angesichts,
Wendest du dein Angesicht, so beben,
Und vergehn sie, und die Welt ist Nichts.

Tronend auf des alten Chaos Woogen,
Majestätisch lächelnd winktest du,
Und die wilden Elemente flogen
Liebend sich auf deine Winke zu.
Froh der seeligen Vermählungsfunde
Schlangen Wesen nun um Wesen sich,
In den Himmeln, auf dem Erdenrunde
Sahst du, Meisterin! im Bilde dich. —

Ausgegossen ist des Lebens Schaale,
Bächlein, Sonnen treten in die Bahn,
Liebetrunken schmiegen junge Thale
Sich den liebetrunken Hügeln an:
Schön und stolz wie Götterföhne hangen
Felsen an der mütterlichen Brust,
Von der Meere wildem Arm umfangen,
Bebt das Land in niegefühler Luft.

Warm und leise wehen nun die Lüfte,
Liebend finkt der holde Lenz ins Thal:
Haine sprossen an dem Felsgeklüfte,
Gras und Blumen zeugt der junge Stral.
Siehe, siehe, vom empörten Meere,
Von den Hügeln, von der Thale Schoos,
Winden sich die ungezählten Heere
Freudetaumelnder Geschöpfe los.

Aus den Hainen wallt ins Lenzgefilde
Himmlischschön der Göttin Sohn hervor,
Den zum königlichen Ebenbilde
Sie im Anbeginne sich erkor:

Sanft begrüßt von Paradiesedüften
Steht er wonniglichen Staunens da,
Und der Liebe großen Bund zu stiften,
Singt entgegen ihm Urania:

„Komm, o Sohn! der süßen Schöpfungstunde
Auserwählter, komm und liebe mich!
Meine Küsse weihten dich zum Bunde,
Hauchten Geist von meinem Geist in dich. —
Meine Welt ist deiner Seele Spiegel,
Meine Welt, o Sohn! ist Harmonie,
Freue dich! Zum offenbaren Siegel
Meiner Liebe schuff ich dich und sie.

„Trümmer ist der Wesen schöne Hülle,
Knüpft sie meiner Rechte Kraft nicht an.
Mir entströmt der Schönheit ew'ge Fülle,
Mir der Hoheit weiter Ozean.
Danke mir der zauberischen Liebe,
Mir der Freude stärkenden Genuß,
Deine Tränen, deine schönsten Triebe
Schuff, o Sohn! der schöpferische Kuß.

„Herrlicher mein Bild in dir zu finden,
Haucht' ich Kräfte dir und Kühheit ein,
Meines Reichs Gesetze zu ergründen,
Schöpfer meiner Schöpfungen zu seyn.
Nur im Schatten wirst du mich erspähen,
Aber liebe, liebe mich, o Sohn!
Drüben wirst du meine Klarheit sehen,
Drüben kosten deiner Liebe Lohn.“

Nun, o Geister! in der Göttin Nahmen,
Die uns schuff im Anbeginn der Zeit,
Uns, die Sprößlinge von ihrem Saamen,
Uns, die Erben ihrer Herrlichkeit,
Kommt zu feierlichen Huldigungen
Mit der Seele ganzer Götterkraft,
Mit der höchsten der Begeisterungen
Schwört vor ihr, die schuff und ewig schafft.

Frei und mächtig, wie des Meeres Welle,
Rein wie Bächlein in Elyfium,
Sei der Dienst an ihres Tempels Schwelle,
Sei der Wahrheit hohes Priestertum.
Nieder, nieder mit verjährtem Wahne!
Stolzer Lüge Fluch und Untergang,
Ruhm der Weisheit unbeflecker Fahne,
Den Gerechten Ruhm und Siegsgefang!

Ha, der Lüge Quell – wie todt und trübe!
Kräftig ist der Weisheit Quell und süß!
Geister! Brüder! dieser Quell ist Liebe,
Ihn umgrünt der Freuden Paradies.
Von des Erdelebens Tanz geläutert,
Ahndet Götterluft der zarte Sinn,
Von der Liebe Labetrunk erheitert,
Naht die Seele sich der Schöpferin.

Geister! Brüder! unser Bund erglühe
Von der Liebe göttlicher Magie.
Unbegränzte, reine Liebe ziehe
Freundlich uns zur hohen Harmonie.

Sichtbar adle sie die treuen Söhne,
Schaff' in ihnen Ruhe, Muth und That
Und der heiligen Entzückung Träne,
Wenn Urania der Seele naht.

Siehe, Stolz und Hader ist vernichtet,
Trug ist nun und blinde Lüge stumm,
Streng' ist Licht und Finsterniß gefichtet,
Rein der Wahrheit stilles Heiligtum.
Unfrer Wünsche Kampf ist ausgerungen,
Himmelsruh errang der heiße Streit,
Und die priesterlichen Huldigungen
Lohnet göttliche Genügsamkeit.

Stark und feelig in der Liebe Leben
Staunen wir des Herzens Himmel an.
Schnell, wie Seraphim im Fluge, schweben
Wir zur hohen Harmonie hinan.
Das vermag die Saite nicht zu künden,
Was Urania den Sehern ist,
Wenn von hinnen Nacht und Wolke schwinden,
Und in ihr die Seele sich vergißt.

Kommt, den Jubelfang mit uns zu fingen,
Denen Liebe gab die Schöpferin!
Millionen, kommt, emporzuringen
Im Triumphe zu der Königin!
Erdengötter, werft die Kronen nieder!
Jubelt, Millionen, fern und nah!
Und ihr, Orione, halt es wieder:
Heilig, heilig ist Urania!

HYMNE AN DIE MUSE

Schwach zu königlichem Feierliede,
Schloß ich lang genug geheim und stumm
Deine Freuden, hohe Pieride!
In des Herzens stilles Heiligtum;
Endlich, endlich soll die Saite künden,
Wie von Liebe mir die Seele glüht,
Unzertrennbarer den Bund zu binden,
Soll dir huldigen diß Feierlied!

Auf den Höh'n, am ernstestn Felsenhange,
Wo so gerne mir die Träne rann,
Säufelte die frohe Knabenwange
Schon dein zauberischer Othem an; —
Bin ich, Himmlische, der Göttergnaden?
Königin der Geister, bin ich werth,
Daß mich oft, des Erdetands entladen,
Dein allmächtiges Umarmen ehrt? —

Ha! vermöcht' ich nun, dir nachzuringen,
Königin! in deiner Götterkraft
Deines Reiches Gränze zu erschwingen,
Auszusprechen, was dein Zauber schafft! —
Siehe! die geflügelten Aeonen
Hält gebieterisch dein Othem an,
Deinem Zauber huldigen Dämonen,
Staub und Aether ist dir unterthan.

Wo der Forscher Adlersblike beben,
Wo der Hofnung künner Flügel finkt,

Keimet aus der Tiefe Luft und Leben,
Wenn die Schöpferin vom Trone winkt;
Seiner Früchte süßestes bereitet
Ihr der Wahrheit gränzenloses Land;
Und der Liebe schöne Quelle leitet
In der Weisheit Hain der Göttin Hand.

Was vergeffen wallt an Lethes Strande,
Was der Enkel eitle Waare dekt,
Stralt heran im blendenden Gewande,
Freundlich von der Göttin auferweckt;
Was in Hütten und in Heldenstaaten
In der göttergleichen Väter Zeit
Große Seelen duldeten und thaten,
Lohnt die Muse mit Unsterblichkeit.

Sieh! am Dornenstrauche keimt die Rose,
So des Lenzes holder Stral erglüh't; —
In der Pieride Mutterschoose
Ist der Menschheit Adel aufgeblüh't;
Auf des Wilden krausgelokte Wange
Drückt sie zauberisch den Götterkuß,
Und im ersten glühenden Gefange
Fühlt er staunend geistigen Genuß.

Liebend lächelt nun der Himmel nieder,
Leben athmen alle Schöpfungen,
Und im morgenröthlichen Gefieder
Nahen freundlich die Unsterblichen.
Heilige Begeisterung erbauet
In dem Haine nun ein Heiligtum,

Und im todesvollen Kampfe schauet
Der Heroë nach Elyfium.

Öde ftehn und dürre die Gefilde,
Wo die Blüthen das Gefez erzwingt;
Aber wo in königlicher Milde
Ihren Zauberftab die Mufe fchwingt,
Blühen fchwelgerifch und kün die Saaten,
Reifen, wie der Wandelfterne Lauf,
Schnell und herrlich Hofnungen und Thaten
Der Geflechter zur Vollendung auf.

Laß der Wonne Zähre dir gefallen!
Laß die Seele des Begeisterten
In der Liebe Taumel überwallen!
Laß, o Göttin! laß mich huldigen! —
Siehe! die geflügelten Aeonen
Hält gebieterifch dein Othem an,
Deinem Zauber huldigen Dämonen —
Ewig bin auch ich dir unterthan.

Mag der Pöbel feinen Gözen zollen,
Mag, aus deinem Heiligtum verbannt,
Deinen Lieblingen das Lafter grollen,
Mag, in ihrer Schwäche Schmerz entbrannt,
Stolze Lüge deine Würde fchänden,
Und dein Edelstes dem Staube weih'n,
Mag fie Blüthe mir und Kraft verfchwenden,
Meine Liebe! — diefes Herz ift dein!

In der Liebe volle Luft zerfloffen,
Höhnt das Herz der Zeiten trägen Lauf,

Stark und rein im Innersten genossen,
Wiegt der Augenblick Aeonen auf; —
Wehe! wem des Lebens schöner Morgen
Freude nicht und trunkne Liebe schafft,
Wem am Slavenbände blacher Sorgen
Zum Genuße Kraft und Muth erschlafft.

Deine Priester, hohe Pieride!
Schwingen frei und froh den Pilgerstab,
Mit der allgewaltigen Aegide
Lenkst du mütterlich die Sorgen ab;
Schäumend beut die zauberische Schaale
Die Natur den Auserkornen dar,
Trunken von der Schönheit Göttermahle,
Höhnet Glük und Zeit die frohe Schaar.

Frei und muthig, wie im Siegesliede,
Wallen sie der edeln Geister Bahn,
Dein Umarmen, hohe Pieride!
Flammt zu königlichen Thaten an; —
Laßt die Miethlinge den Preis erspähen!
Laßt sie seufzend für die Tugenden,
Für den Schweis am Joche Lohn erflehen!
Muth und That ist Lohn den Edleren!

Ha! von ihr, von ihr emporgehoben,
Blickt dem Ziele zu der trunkne Sinn —
Hör' es, Erd' und Himmel! wir geloben
Ewig Priestertum der Königin!
Kommt zu süßem brüderlichem Bunde,
Denen sie den Adel anerschuff,

Millionen auf dem Erdenrunde!
Kommt zu neuem seligem Beruf!

Ewig sei ergrauter Wahn vergessen!
Was der reinen Geister Aug' ermißt,
Hoffe nie die Spanne zu ermessen! —
Betet an, was schön und herrlich ist!
Kostet frei, was die Natur bereitet,
Folgt der Pieride treuen Hand,
Geht, wohin die reine Liebe leitet,
Liebt und stirbt für Freund und Vaterland!

HYMNE AN DIE FREIHEIT

Wie den Aar im grauen Felsenhange
Wildes Sehnen zu der Sternen-Bahn,
Flammt zu majestätischem Gefange
Meiner Freuden Ungestüm mich an;
Ha! das neue niegenoss'ne Leben
Schaffet neuen glühenden Entschluß!
Über Wahn und Stolz emporzuschweben,
Süßer unausprechlicher Genuß!

Sint dem Staube mich ihr Arm entriffen,
Schlägt das Herz so kün und feelig ihr;
Angeflammt von ihren Götterküffen,
Glühet noch die heiße Wange mir;
Jeder Laut von ihrem Zaubermunde
Adelt noch den neugeschaff'nen Sinn –
Hört, o Geister! meiner Göttin Kunde,
Hört! und huldiget der Herrscherin!

„Als die Liebe noch im Schäferkleide
Mit der Unschuld unter Blumen gieng,
Und der Erdensohn in Ruh' und Freude
Der Natur am Mutterbusen hieng,
Nicht der Übermuth auf Richtersthühlen
Blind und fürchterlich das Band zerriß;
Tauscht' ich gerne mit der Götter Spielen
Meiner Kinder stilles Paradies.

„Liebe rief die jugendlichen Triebe
Schöpferisch zu hoher stiller That,

Jeden Keim entfaltete der Liebe
Wärm' und Licht zu schwelgerischer Saat;
Deine Flügel, hohe Liebe! trugen
Lächelnd nieder die Olympier;
Jubeltöne klangen – Herzen schlugen
An der Götter Busen göttlicher.

„Freundlich bot der Freuden süße Fülle
Meinen Lieblingen die Unschuld dar;
Unverkennbar in der schönen Hülle
Wußte Tugend nicht, wie schön sie war;
Friedlich haften in der Blumenhügel
Kühlem Schatten die Genügsamen –
Ach! des Haders und der Sorge Flügel
Raufchte ferne von den Glücklichen.

„Wehe nun! – mein Paradies erbebe!
Fluch verhieß der Elemente Wuth!
Und der Nächteschwarzem Schoof' entschwebte
Mit des Geiers Blick der Übermuth;
Wehe! weinend floh ich mit der Liebe,
Mit der Unschuld in die Himmel hin –
Welke, Blume! rief ich ernst und trübe,
Welke, nimmer, nimmer aufzublüh'n!

„Kek erhob sich des Gesetzes Ruthe,
Nachzubilden, was die Liebe schuff;
Ach! geißelt von dem Übermuth,
Fühlte keiner göttlichen Beruf;
Vor dem Geist in schwarzen Ungewittern,
Vor dem Racheschwerdte des Gerichts

Lernte so der blinde Slave zittern,
Fröhnt' und starb im Schrecken feines Nichts.

„Kehret nun zu Lieb' und Treue wieder —
Ach! es zieht zu langentbehrter Luft
Unbezwänglich mich die Liebe nieder —
Kinder! kehret an die Mutterbrust!
Ewig sei vergessen und vernichtet,
Was ich zürnend vor den Göttern schwur;
Liebe hat den langen Zwist geschlichtet,
Herrschet wieder! Herrscher der Natur!“

Froh und göttlichgroß ist deine Kunde,
Königin! dich preise Kraft und That!
Schon beginnt die neue Schöpfungstunde,
Schon entkeimt die segenschwang're Saat:
Majestätisch, wie die Wandelsterne,
Neuerwacht am off'nen Ozean,
Stralft du uns in königlicher Ferne,
Freies kommendes Jahrhundert! an.

Staunend kennt der große Stamm sich wieder,
Millionen knüpft der Liebe Band;
Glühend stehn, und stolz, die neuen Brüder,
Stehn und dulden für das Vaterland;
Wie der Epheu, treu und sanft umwunden,
Zu der Eiche stolzen Höh'n hinauf,
Schwingen, ewig brüderlich verbunden,
Nun am Helden Taufende sich auf.

Nimmer beugt, vom Übermuth belogen,
Sich die freie Seele grauem Wahn;

Von der Muse zarter Hand erzogen
Schmiegt sie kün an Göttlichkeit sich an;
Götter führt in brüderlicher Hülle
Ihr die zauberische Muse zu,
Und, gestärkt in reiner Freuden Fülle,
Kostet sie der Götter stolze Ruh!

Froh verhöhnt das königliche Leben
Deine Taumel, niedre feige Luft!
Der Vollendung Ahndungen erheben
Über Glük und Zeit die stolze Brust. —
Ha! getilget ist die alte Schande!
Neuerkauft das angestammte Gut!
In dem Staube modern alle Bande,
Und zur Hölle flieht der Übermuth!

Dann am süßen heißerrungen Ziele,
Wenn der Erndte großer Tag beginnt,
Wenn verödet die Tirannenstühle,
Die Tirannenknechte Moder find,
Wenn im Heldenbunde meiner Brüder
Deutsches Blut und deutsche Liebe glüht;
Dann, o Himmelstochter! fing' ich wieder,
Singe sterbend dir das lezte Lied.

HYMNE AN DIE MENSCHHEIT

„Les bornes du possible dans les choses morales sont moins étroites, que nous ne pensons. — — — Les âmes basses ne croient point aux grands hommes: de vils esclaves sourient d'un air moqueur à ce mot de liberté.“

J. J. Rousseau

Die ernste Stunde hat geschlagen;
Mein Herz gebeut; erkoren ist die Bahn!
Die Wolke fleucht, und neue Sterne tagen,
Und Hesperidenwonne lacht mich an!
Vertroknet ist der Liebe stille Zähre,
Für dich geweint, mein brüderlich Geschlecht!
Ich opfre dir; bei deiner Väter Ehre!
Beim nahen Heil! das Opfer ist gerecht.

Schon wölbt zu reinerem Genuße
Dem Auge sich der Schönheit Heiligtum;
Wir kosten oft, von ihrem Mutterkusse
Geläutert und gestärkt, Elyfium;
Des Schaffens süße Luft, wie sie, zu fühlen,
Belauscht sie kün der zartgewebte Sinn,
Und magisch tönt von unfern Saitenspielen
Die Melodie der ernstest Meiflerin.

Schon lernen wir das Band der Sterne,
Der Liebe Stimme männlicher versteh'n,
Wir reichen uns die Bruderrechte gerne,
Mit Heereskraft der Geiftern Bahn zu geh'n;
Schon höhnen wir des Stolzes Ungebärde,
Die Scheidewand, von Flittern aufgebaut,
Und an des Pflügers unentweihtem Heerde
Wird sich die Menschheit wieder angetraut.

Schon fühlen an den Freiheit-Fahnen
Sich Jünglinge, wie Götter, gut und gros,
Und, ha! die stolzen Wüflinge zu mahnen,
Bricht jede Kraft von Bann und Kette los;
Schon schwingt er kün und zürnend das Gefieder,
Der Wahrheit unbefiegter Genius,
Schon trägt der Aar des Rächers Blize nieder,
Und donnert laut, und kündigt Siegsenuß.

So wahr, von Giften unbetastet,
Elyfens Blüthe zur Vollendung eilt,
Der Heldinnen, der Sonnen keine rastet,
Und Orellana nicht im Sturze weilt!
Was unfre Lieb' und Siegeskraft begonnen,
Gedeiht zu üppiger Vollkommenheit;
Der Enkel Heer geneußt der Erndte Wonnen;
Uns lohnt die Palme der Unsterblichkeit.

Hinunter dann mit deinen Thaten,
Mit deinen Hofnungen, o Gegenwart!
Von Schweis bethaut, entkeimten unfre Saaten!
Hinunter dann, wo Ruh' der Kämpfer harrt!
Schon geht verherrlichter aus unsern Gräften
Die Glorie der Endlichkeit hervor;
Auf Gräbern hier Elyfium zu stiften,
Ringt neue Kraft zu Göttlichem empor.

In Melodie den Geist zu wiegen,
Ertönet nun der Saite Zauber nur;
Der Tugend winkt zu gleichen Meisterzügen
Die Grazie der göttlichen Natur;

In Fülle schweben lesbische Gebilde,
Begeisterung, vom Seegenshorne dir!
Und in der Schönheit weitem Luftgefilde
Verhöhnt das Leben knechtische Begier.

Gestärkt von hoher Lieb', ermüden
Im Fluge nun die jungen Aare nie,
Zum Himmel führt die neuen Tyndariden
Der Freundschaft allgewaltige Magie;
Veredelt schmiegt an thatenvoller Greise
Begeisterung des Jünglings Flamme sich;
Sein Herz bewahrt der lieben Väter Weise,
Wird kün, wie sie, und froh und brüderlich.

Er hat sein Element gefunden,
Das Götterglück, sich eig'ner Kraft zu freu'n;
Den Räubern ist das Vaterland entwunden,
Ist ewig nun, wie seine Seele, sein!
Kein eitel Ziel entstellt die Göttertriebe,
Ihm winkt umsonst der Wollust Zauberhand;
Sein höchster Stolz und seine wärmste Liebe,
Sein Tod, sein Himmel ist das Vaterland.

Zum Bruder hat er dich erkoren,
Geheiligt von deiner Lippe Kuß,
Unwandelbare Liebe dir geschworen,
Der Wahrheit unbefiegter Genius!
Emporgereift in deinem Himmelslichte,
Stralt furchtbar herrliche Gerechtigkeit,
Und hohe Ruh' vom Heldenangefichte –
Zum Herrscher ist der Gott in uns geweih't.

So jubelt, Siegsbegeisterungen,
Die keine Lipp' in keiner Wonne fang;
Wir ahndeten – und endlich ist gelungen,
Was in Aeonen keiner Kraft gelang –
Vom Grab' ersteh'n der alten Väter Heere,
Der königlichen Enkel sich zu freu'n;
Die Himmel kündigen des Staubes Ehre,
Und zur Vollendung geht die Menschheit ein.

HYMNE AN DIE SCHÖNHEIT

Die Natur in ihren schönen Formen spricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgaabe ihrer Chifferschrift ist uns im moralischen Gefühl verliehen.

Kant

Hat vor aller Götter Ohren,
Zauberische Muse! dir
Treue bis zu Orkus Thoren
Meine Seele nicht geschworen?
Lachte nicht dein Auge mir?
Ha! so wall' ich ohne Beben,
Durch die Liebe froh und kün,
Zu den ernsten Höhen hin,
Wo in ewig jungem Leben
Kränze für den Sänger blüh'n.

Waltend über Orionen,
Wo der Pole Klang verhallt,
Lacht, vollendeter Dämonen
Priesterlichen Dienst zu lohnen,
Schönheit in der Urgestalt;
Dort im Glanze mich zu sonnen,
Dort der Schöpferin zu nah'n,
Flammet stolzer Wunsch mich an,
Denn mit hohen Siegeswonnen
Lohnet sie die küne Bahn.

Reinere Begeisterungen
Trinkt die freie Seele schon;
Meines Lebens Peinigungen
Hat die neue Luft verschlungen,
Nacht und Wolke sind entflohn;

Wenn im schrekenden Gerichte
Schnell der Welten Axe bricht —
Hier erblaicht die Freude nicht,
Wo von ihrem Angesichte
Lieb' und stille Größe spricht.

Stiegst du so zur Erde nieder,
Königin im Lichtgewand'!
Ha! der Staub erwachte wieder,
Und des Kummers morsch Gefieder
Schwänge sich ins Jubelland;
Durch der Liebe Blick genesen,
Freut' und küßte brüderlich
Groll und wilder Haader sich;
Jubelnd fühlten alle Wesen
Auf erhöhter Stufe dich.

Schon im grünen Erdenrunde
Schmeckt' ich hohen Vorgenuß;
Bebend dir am Göttermunde,
Trank ich früh der Weihestunde
Süßen mütterlichen Kuß;
Fremde meinem Kinderfinne
Folgte mir zu Wief' und Wald
Die arkadische Gestalt —
Ha! und staunend ward ich inne
Ihres Zaubers Allgewalt.

In den Tiefen und den Höhen
Ihrer Tochter, der Natur,
Fand ich, Wonne zu erspähen,

Von der Holdin ausersehen,
Rein und trunken ihre Spur;
Wo das Thal den Tannenhügel
Freundlich in die Arme schloß,
Wo die Quelle niederfloß
In dem blauen Wasser Spiegel,
Fühlt' ich selig mich und groß. —

Lächle, Grazie der Wange!
Götterauge, rein und mild!
Leihe, daß er leb' und prange,
Deinen Adel dem Gefange,
Meiner Antiphile Bild. —
Mutter! dich erspäht der Söhne
Küne Liebe fern und nah;
Schon im holden Schleier sah,
Schon in Antiphilens Schöne
Kannt' ich dich, Urania!

Siehe! mild, wie du, erlaben
Sinn und Herz dem Endlichen,
Über Preis und Lohn erhaben,
Deiner Priester Wundergaaben,
Deiner Söhne Schöpfungen;
Ha! mit tausend Huldigungen,
Glühend, wie sich Jacchus freut,
Kost' ich eurer Göttlichkeit,
Söhne der Begeisterungen!
Kost' und jauchze Trunkenheit.

Schaar, zu künem Ziel erkoren!
Still und mächtig Priestertum!

Lieblinge! von euch beschworen,
Blüht im Kreise güldner Horen,
Wo ihr walt, Elyfium; —
O! so lindert, ihr Geweihten!
Der gedrückten Brüder Laft!
Seid der Tyrannei verhaßt!
Kostet eurer Seeligkeiten!
Darbet, wo der Schmeichler praßt!

Ha! die schönsten Keim' entfalten
In der Priester Dienste sich; —
Freuden, welche nie veralten,
Lächeln, wo die Götter walten —
Diese Freuden ahndet' ich!
Hier im Glanze mich zu sonnen,
Hier der Schöpferin zu nah'n,
Flammte stolzer Wunsch mich an,
Und mit hohen Siegeswonnen
Lohnet sie die kühne Bahn.

Feiert, wie an Hochaltären,
Dieser Geister lichte Schaar,
Brüder! bringt der Liebe Zähren,
Bringt, die Göttliche zu ehren,
Muth und That zum Opfer dar!
Huldiget! von diesem Trone
Donnert ewig kein Gericht,
Ihres Reiches süße Pflicht
Kündet sie im Muttertone —
Hört! die Götterstimme spricht:

„Mahnt im feeligen Genieße,
Mahnet nicht, im Innern sie
Nachzubilden, jede süße
Stelle meiner Paradiese,
Jede Weltenharmonie?
Mein ist, wem des Bildes Adel
Zauberisch das Herz verschönt,
Daß er niedre Gier verhöhnt,
Und im Leben ohne Tadel
Reine Götterluft erfehnt.

„Was im eisernen Gebiete
Mühsam das Gesez erzwingt,
Reift, wie Hesperidenblüthe,
Schnell zu wandelloser Güte,
So mein Stral an's Innre dringt;
Knechte, vom Gesez gedungen,
Heischen ihrer Mühe Lohn;
Meiner Gottheit großen Sohn
Lohnt der treuen Huldigungen,
Lohnt der Liebe Wonne schon.

„Rein, wie diese Sterne klingen,
Wie melodisch himmelwärts
Auf der künen Freude Schwingen
Süße Preisgefänge dringen,
Naht sich mir des Sohnes Herz:
Schöner blüht der Liebe Rose!
Ewig ist die Klage stumm!
Aus des Geistes Heiligtum',
Und, Natur! in deinem Schoofe
Lächelt ihm Elyfium.“

HYMNE AN DIE FREIHEIT

Wonne fang ich an des Orkus Thoren,
Und die Schatten lehrt' ich Trunkenheit,
Denn ich sah, vor tausenden erkoren,
Meiner Göttin ganze Göttlichkeit;
Wie nach dumpfer Nacht im Purpurscheine
Der Pilote feinen Ozean,
Wie die Seeligen Elyfens Haine,
Staub' ich dich, geliebtes Wunder! an.

Ehrerbietig senkten ihre Flügel,
Ihres Staubs vergessen, Falk und Aar,
Und getreu dem diamantnen Zügel
Schritt vor ihr ein trozig Löwenpaar;
Jugendliche wilde Ströme standen,
Wie mein Herz, vor banger Wonne stumm;
Selbst die kühnen Boreasse schwanden,
Und die Erde ward zum Heiligtum.

Ha! zum Lohne treuer Huldigungen
Bot die Königin die Rechte mir,
Und von zauberischer Kraft durchdrungen
Jauchzte Sinn und Herz verschönert ihr;
Was sie sprach, die Richterin der Kronen,
Ewig tönts in dieser Seele nach,
Ewig in der Schöpfung Regionen —
Hört, o Geister, was die Mutter sprach!

„Tumelnd in des alten Chaos Woogen,
Froh und wild, wie Evans Priesterin,

Von der Jugend künner Luft betrogen,
Nannt' ich mich der Freiheit Königin;
Doch es winkte der Vernichtungsfunde
Zügelloser Elemente Streit;
Da berief zu brüderlichem Bunde
Mein Gesez die Unermeßlichkeit.

„Mein Gesez, es tödtet zartes Leben,
Künen Muth, und bunte Freude nicht,
Jedem ward der Liebe Recht gegeben,
Jedes übt der Liebe süße Pflicht;
Froh und stolz im ungestörten Gange
Wandelt Riesenkraft die weite Bahn,
Sicher schmiegt in süßem Liebesdrange
Schwächeres der großen Welt sich an.

„Kann ein Riese meinen Aar entmannen?
Hält ein Gott die stolzen Donner auf?
Kann Tyrannenspruch die Meere bannen?
Hemmt Tyrannenspruch der Sterne Lauf? —
Unentweiht von selbsterwählten Gözen,
Unverbrüchlich ihrem Bunde treu,
Treu der Liebe seeligen Gesezen,
Lebt die Welt ihr heilig Leben frei.

„Mit gerechter Herrlichkeit zufrieden,
Flammt Orions helle Rüstung nie
Auf die brüderlichen Tyndariden,
Selbst der Löwe grüßt in Liebe sie;
Froh des Götterlooses, zu erfreuen,
Lächelt Helios in süßer Ruh

Junges Leben, üppiges Gedeihen
Dem geliebten Erdenrunde zu.

„Unentweiht von selbsterwählten Gözen,
Unverbrüchlich ihrem Bunde treu,
Treu der Liebe seeligen Gesezen,
Lebt die Welt ihr heilig Leben frei;
Einer, Einer nur ist abgefallen,
Ist gezeichnet mit der Hölle Schmach;
Stark genug, die schönste Bahn zu wallen,
Kriecht der Mensch am trägen Joche nach.

„Ach! er war das göttlichste der Wesen,
Zürn' ihm nicht, getreuerer Natur!
Wunderbar und herrlich zu genesen,
Trägt er noch der Heldenstärke Spur; —
Eil', o eile, neue Schöpfungsstunde,
Lächle nieder, süße güldne Zeit!
Und im schöner'n, unverletzten Bunde,
Feire dich die Unermeßlichkeit.“

Nun, o Brüder! wird die Stunde säumen?
Brüder! um der tausend Jammernden,
Um der Enkel, die der Schande keimen,
Um der königlichen Hofnungen,
Um der Güter, so die Seele füllen,
Um der angestammten Göttermacht,
Brüder, ach! um unfreier Liebe willen,
Könige der Endlichkeit, erwacht! —

Gott der Zeiten! in der Schwüle fächeln
Kühlend deine Tröstungen uns an;

Süße rofige Gesichte lächeln
Uns so gern auf öder Dornenbahn;
Wenn der Schatten väterlicher Ehre,
Wenn der Freiheit letzter Rest zerfällt,
Weint mein Herz der Trennung bittre Zähre
Und entflieht in seine schön're Welt.

Was zum Raube sich die Zeit erkoren,
Morgen steht's in neuer Blüthe da;
Aus Zerstörung wird der Lenz geboren,
Aus den Fluthen stieg Urania;
Wenn ihr Haupt die bleichen Sterne neigen,
Stralt Hyperion im Heldenlauf —
Modert, Knechte! freie Tage steigen
Lächelnd über euern Gräbern auf.

Lange war zu Minos ernsten Hallen
Weinend die Gerechtigkeit entflohn —
Sieh! in mütterlichem Wohlgefallen
Küßt sie nun den treuen Erdensohn;
Ha! der göttlichen Catone Manen
Triumphiren in Elyfium,
Zahllos wehn der Jugend stolze Fahnen!
Heere lohnt des Ruhmes Heiligtum.

Aus der guten Götter Schoofe regnet
Trägern Stolze nimmermehr Gewinn,
Ceres heilige Gefilde seegnet
Freundlicher die braune Schnitterin,
Lauter tönt am heißen Rebenhügel,
Muthiger des Winzers Jubelruf,

Unentheilt von der Sorge Flügel,
Blüht und lächelt, was die Freude schuff.

Aus den Himmeln steigt die Liebe nieder,
Männermuth, und hoher Sinn gedeiht,
Und du bringst die Göttertage wieder,
Kind der Einfalt! süße Trauligkeit!
Treue gilt! und Freundesretter fallen,
Majestätisch, wie die Ceder fällt,
Und des Vaterlandes Rächer wallen
Im Triumphe nach der bessern Welt.

Lange schon vom engen Haus umschlossen
Schlummre dann in Frieden mein Gebein! —
Hab' ich doch der Hofnung Kelch genossen,
Mich gelabt am holden Dämmerchein!
Ha! und dort in wolkenloser Ferne
Winkt auch mir der Freiheit heilig Ziel!
Dort, mit euch, ihr königlichen Sterne,
Klinge festlicher mein Saitenspiel!

HYMNE AN DIE FREUNDSCHAFT

An Neuffer und Magenau

Rings in Schwesterlicher Stille
Lauscht die blühende Natur;
Aus des kühnen Herzens Fülle
Tönt des Bundes Stimme nur;
Leise rauscht's im Eichenhaine,
Nie gefühlte Lüfte weh'n,
Wo in hehrem Sternenscheine
Wir das ernste Fest begeh'n.

Ha! in süßem Wohlgefallen
Säufelt hier der Väter Schaar,
Abgeschiedne Freunde wallen
Lächelnd um den Moosaltar;
Und der hellen Tyndariden
Brüderliches Auge lacht
Froh wie wir in deinem Frieden,
Schöne feierliche Nacht!

Heiliger und reiner tönte
Dieser Herzen Jubel nie,
Unter Schwur und Kuß verschönte,
Freundschaft! deine Milde sie;
Zürne nicht der Wonne Zähren!
Laß, o laß uns huldigen,
Schönste von Olympos' Heeren,
Krone der Unsterblichen!

Als der Geister Wunsch gelungen,
Und gereift die Stunde war,

Da, von Ares Arm umschlungen,
Cytherea dich gebahr;
Als die Heldin ohne Tadel
Nun der Erde Sohn so nah',
Stauend in des Vaters Adel,
In der Mutter Gürtel fah;

Da begann zu Sonnenhöhen
Nie verfuchten Adlerflug,
Was von Göttern ausersehen
Kraft und Lieb' im Busen trug;
Stolzer hub des Sieges Flügel,
Rofiger der Friede fich;
Jauchzend um die Blumenhügel
Grüßte Gram und Sorge dich.

Blutend trug die Siegesfahne,
In der Stürme Donner schwamm
Durch die wilden Ozeane,
Wer aus deinem Schoofe kam;
Deiner Riefen Wehre klangen
Bis hinab zur alten Nacht —
Ha! des Orkus Thore fprangen,
Zitternd deiner Zaubermacht!

Trunken, wie von Hebe's Schaale,
Kof'ten fie in füßer Raft
Am erfehnten Opfermahle
Nach der schwülen Tage-Laft;
Göttern glich der Freunde Rächer,
Wenn die stolze Zähre fank

In den vollen Labebecher,
Den er seinem Siege trank.

Liebend stieg die Muse nieder,
Als sie in Arkadia
Dich im göttlichen Gefieder
Schwebend um die Schäfer sah';
Mutter-Herz und Lippe brannten,
Feierten im Liede dich,
Und am süßen Laute kannten
Jubelnd deine Söhne sich. —

Ha! in deinem Schooße schwindet
Jede Sorg' und fremde Luft;
Nur in deinem Himmel findet
Sättigung die wilde Brust;
Frommen Kinderfinnes wiegen
Sich im Schooße der Natur —
Über Stolz und Liebe siegen
Deine Auserwählten nur. —

Dank, o milde Seegensrechte!
Für die Wonn' und Heiligkeit,
Für der hohen Bundesnächte
Süße küne Trunkenheit;
Für des Trostes Melodien,
Für der Hofnung Labetrunk,
Für die tausend Liebesmühen
Weinenden entflammten Dank!

Siehe, Frücht' und Äfte fallen,
Felsen stürzt der Zeitenfluß;

Freundlich winkt zu Minos Hallen
Bald der stille Genius;
Doch es lebe, was hienieden
Schönes, göttliches verblüht,
Hier, o Brüder! Tyndariden!
Wo die reine Flamme glüht! —

Ha! die frohen Geister ringen
Zur Unendlichkeit hinan,
Tiefer, ahnungsvoller dringen
Wir in diesen Ozean!
Hin zu deiner Wonne schweben
Wir aus Sturm und Dämmerung,
Du, der Myriaden Leben
Heilig Ziel! Vereinigung!

Wo in feiner Siegesfeier
Götterluft der Geist genießt,
Süßer, heiliger und freier
Seel' in Seele sich ergießt,
Wo in's Meer die Ströme rinnen,
Singen bei der Pole Klang
Wir der Geisterköniginnen
Schönster einst Triumphgesang.

HYMNE AN DIE LIEBE

Froh der süßen Augenwaide
Wallen wir auf grüner Flur;
Unser Priestertum ist Freude,
Unser Tempel die Natur; —
Heute soll kein Auge trübe,
Sorge nicht hienieden seyn!
Jedes Wesen soll der Liebe
Frei und froh, wie wir, sich freu'n!

Höhnt im Stolze, Schwestern, Brüder!
Höhnt der scheuen Knechte Tand!
Jubelt kün das Lied der Lieder,
Vestgeschlungen Hand in Hand!
Steigt hinauf am Rebenhügel,
Blickt hinab ins weite Thal!
Überall der Liebe Flügel,
Hold und herrlich überall!

Liebe bringt zu jungen Rosen
Morgenthau von hoher Luft,
Lehrt die warmen Lüfte kosen
In der Maienblume Duft;
Um die Orione leitet
Sie die treuen Erden her,
Folgsam ihrem Winke, gleitet
Jeder Strom in's weite Meer;

An die wilden Berge reihet
Sie die sanften Thäler an,

Die entbrannte Sonn' erfreuet
Sie im stillen Ozean;
Siehe! mit der Erde gattet
Sich des Himmels heil'ge Luft,
Von den Wettern überschattet
Bebt entzückt der Mutter Bruft.

Liebe wallt durch Ozeane,
Höhnt der dürren Wüste Sand,
Blutet an der Siegesfahne
Jauchzend für das Vaterland;
Liebe trümmert Felsen nieder,
Zaubert Paradiese hin —
Lächelnd kehrt die Unschuld wieder,
Göttlichere Lenze blüh'n.

Mächtig durch die Liebe, winden
Von der Fessel wir uns los,
Und die trunknen Geister schwinden
Zu den Sternen, frei und groß!
Unter Schwur und Kuß vergessen
Wir die träge Fluth der Zeit,
Und die Seele naht vermessen
Deiner Luft, Unendlichkeit!

HYMNE AN DEN GENIUS DER JUGEND

Heil! das schlummernde Gefieder
Ist zu neuem Flug' erwacht,
Triumphirend fühl' ich wieder
Lieb' und stolze Geistesmacht;
Siehe! deiner Himmelsflamme,
Deiner Freud' und Stärke voll,
Herrscher in der Götter Stamme!
Sei der künen Liebe Zoll.

Ha! der brüderlichen Milde,
So von deiner Stirne spricht!
Solch' harmonisches Gebilde
Waidete kein Auge nicht;
Wie um ihn die Aare schweben,
Wie die Lok' im Fluge weht! —
Wo im ungemessnen Leben
Lebt so süße Majestät?

Lächelnd sah der Holde nieder
Auf die winterliche Flur,
Und sie lebt und liebet wieder
Die entschlummerte Natur;
Um die Hügel und die Thale
Jauchz' ich nun im Vollgenuß,
Über deinem Freudenmahle,
Königlicher Genius!

Ha! wie diese Götterraue
Wieder lächelt und gedeiht!

Alles, was ich fühl' und schaue,
Eine Lieb' und Seeligkeit!
Felsen hat der Falk' erschwungen,
Sich, wie dieses Herz, zu freu'n,
Und, von gleicher Kraft durchdrungen,
Strebt und rauscht der Eichenhain.

Unter liebendem Gekose
Schmieget Well' an Welle sich;
Liebend fühlt die süße Rose,
Fühlt die heil'ge Myrthe dich;
Tausend frohe Leben winden
Schüchtern sich um Tellus' Brust,
Und dem blauen Aether künden
Tausend Jubel deine Luft.

Doch des Herzens schöne Flamme,
Die mir deine Huld verlieh,
Herrscher in der Götter Stamme!
Süßer, stolzer fühl' ich sie;
Deine Frölinge verblühten,
Manch' Geliebtes welkte dir; —
Wie vor Jahren sie erglühten,
Glühen Herz und Stirne mir.

O! du lohnst die stille Bitte
Noch mit innigem Genuß,
Leitest noch des Pilgers Tritte
Zu der Freude Götterkuß;
Mit der Balsamtropfe kühlen
Hofnungen die Wunde doch,

Süße Täuschungen umspielen
Doch die dürren Pfade noch.

Jedem Adel hingegeben,
Jeder lesbischen Gestalt,
Huldiget das trunkne Leben
Noch der Schönheit Allgewalt;
Thörig hab' ich oft gerungen,
Dennoch herrscht zu höchster Luft,
Herrscht zu süßen Peinigungen
Liebe noch in dieser Brust.

An der alten Thaten Heere
Waidet noch das Auge sich.
Ha! der großen Väter Ehre
Spornet noch zum Ziele mich;
Raftlos, bis in Plutons Hallen
Meiner Sorgen schönste ruht,
Die erkorne Bahn zu wallen,
Fühl' ich Stärke noch und Muth.

Wo die Nektarkelche glühen,
Seiner Siege Zeus genießt,
Und fein Aar, von Melodien
Süß berauscht, das Auge schließt,
Wo, mit heil'gem Laub' umwunden,
Der Heroën Schaar sich freut,
Fühlt noch oft, von dir entbunden,
Meine Seele Göttlichkeit.

Preis, o Schönster der Dämonen!
Preis dir, Herrscher der Natur!
Auch der Götter Regionen

Blüh'n durch deine Milde nur;
Trübte sich in heil'gem Zorne
Je dein stralend Angesicht —
Ha! sie tranken aus dem Borne
Ew'ger Luft und Schöne nicht!

Eos, glühend vom Genuße,
Durch die Liebe schön und groß,
Wände sich von Tithons Kuffe
Alternd und verkümmert los;
Der in königlicher Eile
Lächelnd durch den Aether wallt,
Phöbus trauert' um die Pfeile,
Um die Kühheit und Gestalt.

Träg, zu lieben und zu hassen,
Ganz von ihrer Siegesluft,
Ihrer wilden Kraft verlassen,
Schlummert' Ares' stolze Brust;
Ha! den Todesbecher tränke
Selbst des Donnergottes Macht! —
Erd' und Firmament verfänke
Wimmernd in des Chaos Nacht.

Doch in namenlosen Wonnen
Feiern ewig Welten dich,
In der Jugend Stralen sonnen
Ewig alle Geister sich; —
Mag des Herzens Gluth erkalten,
Mag im langen Kampfe mir
Jede süße Kraft veralten.
Neuverschönt erwacht sie dir!

DAS SCHIKSAAL

Προσκυνούντες την είμαρμένην, σοφοί.

Aeschylus

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo sich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber schwand,
Als nun des Schikfaals eh'rne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth,
Dem übermächtigen Geschlechte
Den langen, bittern Kampf gebot;

Da sprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er sie, die schöne Spur
Zu seiner Tugend schwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geister höchste Gaabe,
Der Tugend Löwenkraft begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Luft der goldnen Erndte
Im Sonnenbrande nur gedeih'n;
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und stolz zu feyn;
Triumph! Die Paradiese schwanden,
Wie Flammen aus der Wolke Schoos,
Wie Sonnen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroën loß.

Der Noth ist jede Luft entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit;
So stieg, in tiefer Fluth erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Stilllächelnd aus den schwarzen Woogen
In stolzer Blüthe Cypria.

Durch Noth vereiniget, beschwuren,
Vom Jugendtraume süß berauscht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwerdt und Lanze ward getauscht:
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unsterblichkeit. —

Die Klagen lehrt die Noth verachten,
Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht
Die Kraft der Jünglinge verschmachten,
Giebt Muth der Brust, dem Geiste Licht;
Der Greise Faust verjüngt sie wieder;
Sie kömmt, wie Gottes Bliz, heran,
Und trümmert Felsenberge nieder,
Und wallt auf Riesen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterfchlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an Einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;

Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elyfium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht. —

O du, Gefpielin der Koloffen,
O weife, zürnende Natur,
Was je ein Riefenherz beſchloffen,
Es keimt' in deiner Schule nur.
Wohl iſt Arkadien entflohen;
Des Lebens beſſere Frucht gedeiht
Durch ſie, die Mutter der Heroën,
Die eherne Nothwendigkeit. —

Für meines Lebens goldnen Morgen
Sei Dank, o Peptomene, dir!
Ein Saitenſpiel und ſüße Sorgen
Und Träum' und Thränen gabſt du mir;
Die Flammen und die Stürme ſchonten
Mein jugendlich Elyfium,
Und Ruh' und ſtille Liebe thronten
In meines Herzens Heiligtum.

Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nun vom Kampf und Schmerz
Die Blüth' am gränzenloſen Stamme,
Wie Sproſſe Gottes, dieſes Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erſchwinge
Mein Geiſt des Lebens höchſte Luſt,
Der Tugend Siegesluſt verjünge
Bei kargem Glücke mir die Bruſt!

Im heiligsten der Stürme falle
Zufammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist in's unbekante Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieses Herz!

GRIECHENLAND

An St.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Cephissus rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm erfannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aspasia durch Myrthen wallte,
Wo der brüderlichen Freude Ruf
Aus der lärmenden Agora schallte,
Wo mein Plato Paradiese schuff,

Wo den Fröling Festgefänge würzten,
Wo die Ströme der Begeisterung
Von Minervens heil'gem Berge stürzten —
Der Beschützerin zur Huldigung —
Wo in tausend süßen Dichterstunden,
Wie ein Göttertraum, das Alter schwand,
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren dieses Herz dich fand;

Ach! wie andershätt' ich dich umschlungen! —
Marathons Heroën fängst du mir,
Und die schönste der Begeisterungen
Lächelte vom trunknen Auge dir,
Deine Brust verjüngten Siegsgefühle,
Deinen Geist, vom Lorbeerzweig umspielt,
Drückte nicht des Lebens dumpfe Schwüle,
Die so karg der Hauch der Freude kühlt.

Ist der Stern der Liebe dir verschwunden?
Und der Jugend holdes Rosenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas goldnen Stunden,
Fühltest du die Flucht der Jahre nicht,
Ewig, wie der Vesta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Brust,
Wie die Frucht der Hesperiden, blühte
Ewig dort der Jugend stolze Luft.

Ach! es hätt' in jenen bessern Tagen
Nicht umfonst so brüderlich und gros
Für das Volk dein liebend Herz geschlagen,
Dem so gern der Freude Zähre floß! —
Harre nur! sie kömmt gewiß, die Stunde,
Die das Göttliche vom Kerker trennt —
Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,
Edler Geist! umfonst dein Element.

Attika, die Heldin, ist gefallen;
Wo die alten Götteröhne ruhn,
Im Ruin der schönen Marmorhallen
Steht der Kranich einsam trauernd nun;
Lächelnd kehrt der holde Fröling wieder,
Doch er findet seine Brüder nie
In Iliffus heiligem Thale wieder —
Unter Schutt und Dornen schlummern sie.

Mich verlangt ins ferne Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schließ' im engen Hauße lieber
Bei den Heiligen in Marathon;

Ach! es sei die letzte meiner Thränen,
Die dem lieben Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

DEM GENIUS DER KÜNHEIT

Eine Hymne

Wer bist du? wie zur Beute, breitet
Das Unermeßliche vor dir sich aus,
Du Herrlicher! mein Saitenspiel geleitet
Dich auch hinab in Plutons dunkles Haus;
So flogen auf Ortygias Gestaden,
Indeß der Lieder Sturm die Wolken brach,
Dem Rebengott die taumelnden Mänaden
In wilder Luft durch Hain und Klüfte nach.

Einst war, wie mir, der stille Funken
Zu freier heitrer Flamme dir erwacht,
Du braufest so, von junger Freude trunken,
Voll Übermuths durch deiner Wälder Nacht,
Als von der Meisterin, der Noth, geleitet,
Dein ungewohnter Arm die Keule schwang,
Und drohend sich, vom ersten Feind erbeutet,
Die Löwenhaut um deine Schulter schlang. —

Wie nun in jugendlichem Kriege
Heroenkraft mit der Natur sich maß!
Ach! wie der Geist, vom wunderbaren Siege
Berauscht, der armen Sterblichkeit vergaß!
Die stolzen Jünglinge! die künen!
Sie legten froh dem Tyger Fesseln an,
Sie bändigten, von staunenden Delphinen
Umtanz, den königlichen Ozean.

Oft hör' ich deine Wehre rauschen,
Du Genius der Künen! und die Luft,

Den Wundern deines Heldenvolks zu laufchen,
Sie stärkt mir oft die lebensmüde Brust;
Doch weilst du freundlicher um stille Laren,
Wo eine Welt der Künstler kün belebt,
Wo um die Majestät des Unsichtbaren
Ein edler Geist der Dichtung Schleier webt.

Den Geist des Alls und seine Fülle
Begrüßte Mäons Sohn auf heil'ger Spur,
Sie stand vor ihm, mit abgelegter Hülle,
Voll Ernstes da, die ewige Natur;
Er rief sie kün vom dunklen Geisterlande,
Und lächelnd trat, in aller Freuden Chor,
Entzükender im menschlichen Gewande
Die nahmenlose Königin hervor.

Er sah die dämmernden Gebiete,
Wohin das Herz in banger Luft begehrt,
Er streuete der Hofnung süße Blüthe
Ins Labyrinth, wo keiner wiederkehrt,
Dort glänzte nun in mildem Rosenlichte
Der Lieb' und Ruh' ein lächelnd Heiligtum,
Er pflanzte dort der Hesperiden Früchte,
Dort stillt die Sorgen nun Elyfium.

Doch schrecklich war, du Gott der Künen!
Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf
Verkündiger des ew'gen Lichts erschienen,
Und den Betrug der Wahrheit Flamme traf;
Wie feinen Bliz aus hohen Wetternächten
Der Donnerer auf bange Thale streut,

So zeigtest du entarteten Geschlechtern
Der Riesen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Du wogst mit strenggerechter Schaale,
Wenn mit der Toge du das Schwerdt vertauscht,
Du sprachst, sie wankten, die Sardanapale,
Vom Taumelkelche deines Zorns berauscht;
Es schrökt' umsonst mit ihrem Tygergrimme
Dein Tribunal die alte Finsterniß,
Du hörtest ernst der Unschuld leise Stimme,
Und opfertest der heil'gen Nemesis.

Verlaß mit deinem Götterschilde,
Verlaß, o du der Kühnen Genius!
Die Unschuld nie. Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgeuß!
O fäume nicht! ermahne, strafe, siege!
Und sichre stets der Wahrheit Majestät,
Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege
Des Himmels Kind, der ew'ge Friede geht!

DER GOTT DER JUGEND

Gehn dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für selige Gesichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Altertums empor;

Wird da, wo sich im Schönen
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe dir gestillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodien
Der Seele Saitenspiel;

So such' im stillsten Thale
Den blüthenreichsten Hain,
Und gieß' aus goldner Schaale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Fröling dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter saß,
Und unter Götterträumen

Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblüthen spielte,
Die Fluth des Anio;

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe schien,
Wenn alle Lüfte schliefen,
Und, sanft bewegt vom Schwan,
Cephiffus durch Oliven
Und Myrthensträuche rann;

So schön ist's noch hienieden!
Auch unser Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch mischen brüderlich
In unsers Herzens Töne
Des Frühlings Laute sich.

Drum such' im stillsten Thale
Den düftereichsten Hain,
Und gieß' aus goldner Schaale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

AN EINE ROSE

Ewig trägt im Mutterchoofe,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die ftille, große,
Allbelebende Natur!
Röschen, unfer Schmuk veraltet,
Stürm' entblättern dich und mich,
Doch der ew'ge Keim entfaltet
Stets zu neuer Blüthe fich!

EINER ABWESENDEN FREUNDIN

Wenn vom Fröling rund umschlungen,
Von des Morgens Hauch umweht,
Trunken nach Erinnerungen
Meine wache Seele späht;
Wenn, wie einst am fernen Heerde,
Mir so süß die Sonne blinkt,
Und ihr Stral ins Herz der Erde
Und der Erdenkinder dringt;

Wenn, umdämmert von der Weide,
Wo der Bach vorüber rinnt,
Tief bewegt von Laid und Freude,
Meine Seele träumt und finnt;
Wenn im Haine Geister säufeln,
Wenn im Mondenschimmer sich
Kaum die stillen Teiche kräufeln,
Schau ich oft und grüße dich.

Edles Herz, du bist der Sterne
Und der schönen Erde werth,
Bist es werth, so viel die ferne,
Nahe Mutter uns bescheert;
Denn mit deiner Liebe lieben
Schönes Auserwählte nur,
Denn du bist ihr treu geblieben,
Deiner Mutter, der Natur. —

Der Gefang der Haine schalle
Froh, wie du, um deinen Pfad;
Sanft bewegt vom Weste, walle,
Wie dein friedlich Herz, die Saat!

Deine liebste Blüthe reegne,
Wo du wandelst, auf die Flur;
Wo dein Auge weilt, begegne
Dir das Lächeln der Natur!

Oft im stillen Tannenhaine
Webe dir ums Angesicht
Seine zauberische, reine
Glorie das Abendlicht!
Deines Herzens Sorgen wiege
Drauf die Nacht in süße Ruh,
Und die freie Seele fliege
Liebend den Gestirnen zu!

TROST

An Neuffer

Noch kehrt in mich der schöne Fröling wieder,
Noch altert nicht mein kindlich frohes Herz,
Noch rinnt vom Auge mir der Wehmuth Balsam nieder,
Noch lebt in mir der Hofnung Luft und Schmerz.

Noch labt mich oft mit süßer Augenwaide
Ein holder Blik, noch lächelt mir die Flur,
Noch reicht die Freundschaft mir den Kelch der
reinsten Freude,
Noch lieg' ich froh am Busen der Natur.

Getrost! Es ist der Thränen werth, diß Leben,
So lang uns Pilgern Gottes Sonne scheint,
Und Bilder beßrer Zeit um unfre Seele schweben,
Und ach! mit uns ein freundlich Auge weint.

AN DIE NATUR

Da ich noch um deinen Schleier spielte,
Noch an dir wie eine Blüthe hieng,
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
Der mein zärtlichbebend Herz umfieng,
Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
Reich, wie du, vor deinem Bilde stand,
Eine Stelle noch für meine Thränen,
Eine Welt für meine Liebe fand,

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernähme feine Töne sie,
Und die Sterne feine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
In des Herzens stiller Welle regte,
Da umfiengen goldne Tage mich.

Wenn im Thale, wo der Quell mich kühlte,
Wo der jugendlichen Sträuche Grün
Um die stillen Felsenwände spielte
Und der Aether durch die Zweige schien,
Wenn ich da, von Blüthen übergossen,
Still und trunken ihren Othem trank
Und zu mir, von Licht und Glanz umflossen,
Aus den Höhn die goldne Wolke sank —

Wenn ich fern auf nakter Haide wallte,
Wo aus dämmernder Geklüfte Schoos

Der Titanenfang der Ströme schallte
Und die Nacht der Wolken mich umschloß,
Wenn der Sturm mit feinen Wetterwoogen
Mir vorüber durch die Berge fuhr
Und des Himmels Flammen mich umflogen,
Da erschienst du, Seele der Natur!

Oft verlor ich da mit trunknen Thränen
Liebend, wie nach langer Irre sich
In den Ozean die Ströme sehnen,
Schöne Welt! in deiner Fülle mich;
Ach! da stürzt' ich mit den Wesen allen
Freudig aus der Einsamkeit der Zeit,
Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
In die Arme der Unendlichkeit. —

Seid gefeegnet, goldne Kinderträume,
Ihr verbargt des Lebens Armuth mir,
Ihr erzogt des Herzens gute Keime,
Was ich nie erringe, schenktet ihr!
O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
Ohne Müh' und Zwang, entfaltetet
Sich der Liebe königliche Früchte,
Wie die Erndten in Arkadien.

Todt ist nun, die mich erzog und stillte,
Todt ist nun die jugendliche Welt,
Diese Brust, die einst ein Himmel füllte,
Todt und dürftig wie ein Stoppelfeld;
Ach! es singt der Frühling meinen Sorgen
Noch, wie einst, ein freundlich tröstend Lied,

Aber hin ist meines Lebens Morgen,
Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben,
Was wir lieben, ist ein Schatten nur,
Da der Jugend goldne Träume starben,
Starb für mich die freundliche Natur;
Das erfährst du nicht in frohen Tagen,
Daß so ferne dir die Heimath liegt,
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

AN DIE UNERKANNTEN

Kennst du sie, die selig, wie die Sterne,
Und des Lebens dunkler Wooge ferne
Wandellos in stiller Schöne lebt,
Die des Herzens löwenkühne Siege,
Des Gedankens fesselfreie Flügel,
Wie der Tag den Adler, überschwebt?

Die uns trifft mit ihren Mittagsstrahlen,
Uns entflammt mit ihren Idealen,
Wie vom Himmel, uns Gebote schickt,
Die die Weisen nach dem Wege fragen,
Stumm und ernst, wie von dem Sturm verschlagen
Nach dem Orient der Schiffer blickt.

Die das Beste giebt aus schöner Fülle,
Wenn aus ihr die Riesenkraft der Wille
Und der Geist sein stilles Urtheil nimmt,
Die dem Lebensliede seine Weise,
Die das Maas der Ruhe wie dem Fleiße
Durch den Mittler, unsern Geist bestimmt.

Die, wenn uns des Lebens Leere tödtet,
Magisch uns die welken Schläfe röthet,
Uns mit Hoffnungen das Herz verjüngt,
Die den Dulder, den der Sturm zertrümmert,
Den sein fernes Ithaka bekümmert,
In Alkinous Gefilde bringt.

Kennst du sie, die uns mit Lorbeerkrönen,
Mit der Freude besserer Regionen,

Ehe wir zu Grabe gehn, vergilt,
Die der Liebe göttlichstes Verlangen,
Die das schönste, was wir angefangen,
Müheless im Augenblick erfüllt?

Die der Kindheit Wiederkehr beschleunigt,
Die den Halbgott, unfern Geist, vereinigt
Mit den Göttern, die er kühn verstößt,
Die des Schicksals eh'rne Schlüsse mildert,
Und im Kampfe, wenn das Herz verwildert,
Uns befänftigend den Harnisch löst.

Die das Eine, das im Raum der Sterne,
Das du suchst in aller Zeiten Ferne
Unter Stürmen, auf verwegner Fahrt,
Das kein sterblicher Verstand erfunden,
Keine, keine Tugend noch gewonnen,
Die des Friedens goldne Frucht bewahrt.

[AN HERKULES]

In der Kindheit Schlaf begraben,
Lag ich, wie das Erz im Schacht;
Dank, mein Herkules! den Knaben
Haft zum Manne du gemacht.
Reif bin ich zum Königsfize
Und mir brechen stark und groß
Thaten, wie Kronions Blize,
Aus der Jugend Wolke los.

Wie der Adler seine Jungen,
Wenn der Funk' im Auge glimmt,
Auf die kühnen Wanderungen
In den frohen Aether nimmt,
Nimmst du aus der Kinderwiege,
Von der Mutter Tisch und Haus
In die Flamme deiner Kriege,
Hoher Halbgott, mich hinaus.

Wähntest du, dein Kämpferwagen
Rolle mir umsonst ins Ohr?
Jede Last, die du getragen,
Hub die Seele mir empor.
Zwar der Schüler mußte zahlen;
Schmerzlich brannten, stolzes Licht,
Mir im Bufen deine Stralen,
Aber sie verzehrten nicht.

Was du, glücklicher geschaffen,
Als der Götterfohn vollbracht,

Führ' ich aus mit eignen Waffen,
Mit des Herzens Luft und Macht.

.
.

Wenn für deines Schikfaals Woogen
Hohe Götterkräfte dich,
Kühner Schwimmer! auferzogen,
Was erzog dem Siege mich?
Was berief den Vaterlosen,
Der in dunkler Halle saß,
Zu dem Göttlichen und Großen,
Daß er kühn an dir sich maß?

Was ergriff und zog vom Schwarme
Der Gespielen mich hervor?
Was bewog des Bäumchens Arme
Nach des Aethers Tag empor?
Freundlich nahm des jungen Lebens
Keines Gärtners Hand sich an,
Aber kraft des eignen Strebens
Blikt' und wuchs ich himmelan.

Sohn Kronions! an die Seite
Tret' ich nun erröthend dir.
Der Olymp ist deine Beute;
Komm und theile sie mit mir!
Sterblich bin ich zwar geboren,
Dennoch hat Unsterblichkeit
Meine Seele sich geschworen,
Und sie hält, was sie gebeut!

DIOTIMA

[Erste Fassung]

Lange todt und tiefverschlossen,
Grüßt mein Herz die schöne Welt,
Seine Zweige blühn und sproffen,
Neu von Lebenskraft geschwellt,
O! ich kehre noch in's Leben,
Wie heraus in Luft und Licht,
Meiner Blumen feelig Streben
Aus der dürrn Hülfe bricht.

Die ihr meine Klage kanntet,
Die ihr liebezürnend oft
Meines Sinnes Fehle nanntet
Und geduldet und gehoft,
Eure Noth ist aus, ihr Lieben!
Und das Dornenbett ist leer,
Und ihr kennt den immertrüben
Kranken Weinenden nicht mehr.

Wie so anders ist's geworden!
Alles, was ich haßt' und mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meines Lebens Lied,
Und mit jedem Stundenschlage
Ward ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit goldne Tage,
Seit ich dieses Eine fand.

Diotima! feelig Wesen!
Herrliche, durch die mein Geist

Von des Lebens Angst genesen
Götterjugend sich verheißt!
Unser Himmel wird bestehen,
Unergründlich sich verwandt
Hat, noch eh' wir uns gesehen,
Unser Wesen sich gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen
Friedlich, wie der blaue Tag,
Unter meines Gartens Bäumen
Auf der warmen Erde lag,
Da mein erst Gefühl sich regte,
Da zum erstenmale sich
Göttliches in mir bewegte,
Säufelte dein Geist um mich.

Ach! und da mein schöner Friede
Wie ein Saitenspiel zerriß,
Da von Haß und Liebe müde
Mich mein guter Geist verließ,
Kamst du, wie vom Himmel nieder,
Und es gab mein einzig Glück,
Meines Sinnes Wohllaut wieder
Mir ein Traum von dir zurück.

Da ich flehend mich vergebens
An der Wesen Kleinstes hieng,
Durch den Sonnenschein des Lebens
Einsam, wie ein Blinder, gieng,
Oft vor treuem Angesichte
Stand und keine Deutung fand,

Darbend vor des Himmels Lichte,
Vor der Mutter Erde stand;

Lieulich Bild, mit deinem Strale
Drangst du da in meine Nacht!
Neu an meinem Ideale,
Neu und stark war ich erwacht;
Dich zu finden, warf ich wieder,
Warf ich meinen trägen Kahn
Von dem todten Porte wieder
In den blauen Ozean. —

Nun, ich habe dich gefunden!
Schöner, als ich ahndend fah
In der Liebe Feierstunden,
Hohe Gute! bist du da;
O der armen Phantafien!
Dieses Eine bildest nur
Du in deinen Harmonien,
Frohvollendete Natur!

Wie auf schwanker Halme Bogen
Sich die trunkne Biene wiegt,
Hin und wieder angezogen,
Tumelnd hin und wieder fliegt,
Wankt und weilt vor diesem Bilde

.
.

DIOTIMA

[Zweite Fassung]

Lange todt und tiefverschlossen,
Grüßt mein Herz die schöne Welt,
Seine Zweige blüh'n und sprossen,
Neu von Lebenskraft geschwellt.
O, ich kehre noch ins Leben,
Wie heraus in Luft und Licht
Meiner Blumen seelig Streben
Aus der dürren Hülfe bricht.

Wie so anders ist's geworden!
Alles, was ich haßt' und mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meines Lebens Lied;
Und mit jedem Stundenschlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit goldne Tage,
Seit ich dieses Eine fand.

Diotima, seelig Wesen!
Herrliche! durch die mein Geist,
Von des Lebens Angst genesen,
Götterjugend sich verheißt!
Unser Himmel wird bestehen!
Unergründlich sich verwandt,
Hat sich, eh' wir uns gesehen,
Unser Innerstes gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen
Friedlich, wie der blaue Tag,

Unter meines Gartens Bäumen
Auf der warmen Erde lag,
Und in leiser Luft und Schöne
Meines Herzens Mai begann,
Säufelte wie Zephyrstöne
Diotimas Geist mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Mir des Lebens Schöne schwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, stand,
Da die Last der Zeit mich beugte,
Und mein Leben kalt und bleich,
Sehnend schon hinab sich neigte
In der Schatten stummes Reich:

Da, da kam vom Ideale,
Wie vom Himmel, Muth und Macht,
Du erschienst mit deinem Strale,
Götterbild, in meiner Nacht!
Dich zu finden, warf ich wieder,
Warf ich den entschlafnen Kahn
Von dem stummen Porte nieder
In den blauen Ocean. —

Nun, ich habe dich gefunden,
Schöner, als ich ahnend sah,
In der Liebe Feierstunden —
Hohe, Gute! bist du da.
O, der armen Phantasien!
Dieses Eine bildest nur

Du in ew'gen Harmonien,
Frohvollendete Natur!

Wie die Seeligen dort oben,
Wo hinauf die Freude flieht,
Wo, des Daseyns überhoben,
Wandellose Schöne blüht,
Wie melodisch bei des alten
Chaos Zwist Urania,
Steht sie, göttlichrein erhalten,
Im 'Ruin der Zeiten da.

Unter tausend Huldigungen
Hat mein Geist, beschämt, besiegt,
Sie zu fassen schon gerungen,
Die fein Kühnstes überfliegt.
Sonnengluth und Frühlingsmilde,
Streit und Frieden wechselt hier
Vor dem schönen Engelsbilde
In des Busens Tiefe mir.

Viel der heil'gen Herzenstränen
Hab' ich schon vor ihr geweint,
Hab' in allen Lebenstönen
Mit der Holden mich vereint,
Hab', ins tiefste Herz getroffen,
Oft um Schonung sie gefleht,
Wenn so klar und heilig offen
Mir ihr eig'ner Himmel steht;

Habe, wenn in reicher Stille,
Wenn in einem Blick und Laut

Seine Ruhe, seine Fülle
Mir ihr Genius vertraut,
Wenn der Gott, der mich begeistert,
Mir an ihrer Stirne tagt,
Von Bewundrung übermeifert,
Zürnend ihr mein Nichts geklagt;

Dann umfängt ihr himmlifch Wefen
Suß im Kinderspiele mich,
Und in ihrem Zauber löfen
Freudig meine Bande fich;
Hin ift dann mein dürftig Streben,
Hin des Kampfes lezte Spur,
Und ins volle Götterleben
Tritt die fterbliche Natur.

Da, wo keine Macht auf Erden,
Keines Gottes Wink uns trennt,
Wo wir Eins und Alles werden,
Da ift nun mein Element;
Wo wir Noth und Zeit vergeffen,
Und den kärglichen Gewinn
Nimmer mit der Spanne meffen,
Da, da weiß ich, daß ich bin.

Wie der Stern der Tyndariden,
Der in lichter Majefät
Seine Bahn, wie wir, zufrieden
Dort in dunkler Höhe geht,
Wie er in die Meereswoogen,
Wo die fchöne Ruhe winkt,

Von des Himmels steilem Bogen
Klar und groß hinunterfinkt:

O Begeisterung, so finden
Wir in dir ein selig Grab,
Tief in deine Woogen schwinden,
Still frohlockend, wir hinab,
Bis der Hore Ruf wir hören
Und, mit neuem Stolz erwacht,
Wie die Sterne, wiederkehren
In des Lebens kurze Nacht.

DIOTIMA

[Dritte Fassung]

Leuchtest du wie vormals nieder,
Goldner Tag! und sproffen mir
Des Gefanges Blumen wieder
Lebenathmend auf zu dir?
Wie so anders ist's geworden!
Manches, was ich trauernd mied,
Stimmt in freundlichen Akkorden
Nun in meiner Freude Lied;
Und mit jedem Stundenschlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit stille Tage,
Seit ich Sie, die Eine, fand.

Diotima! edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!

Eh ich dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne dich gekannt.
Damals schon, da ich in Träumen,
Mir entlokt vom heitern Tag',
Unter meines Gartens Bäumen,
Ein zufriedner Knabe, lag,
Da in leiser Luft und Schöne
Meiner Seele Mai begann,
Säufelte, wie Zephyrstöne,
Göttliche! dein Geist mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Jeder frohe Gott mir schwand,
Da ich vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, stand,
Da die Last der Zeit mich beugte
Und mein Leben, kalt und bleich,
Sehnend schon hinab sich neigte
In der Todten stummes Reich:
Wünscht' ich öfters noch, dem blinden
Wanderer, diß Eine mir,
Meines Herzens Bild zu finden
Bei den Schatten oder hier.

Nun! ich habe dich gefunden!
Schöner, als ich ahnend sah,
Hoffend in den Feierstunden,
Holde Muse! bist du da;
Von den Himmlischen dort oben,
Wo hinauf die Freude flieht,
Wo, des Alterns überhoben,

Immerheitre Schöne blüht,
Scheinst du mir herabgestiegen,
Götterbotin! Weiltest du
Nun in gütigem Genügen
Bei dem Sänger immerzu.

Sommergluth und Frühlingsmilde,
Streit und Frieden wechselt hier
Vor dem stillen Götterbilde
Wunderbar im Busen mir;
Zürnend unter Huldigungen
Hab' ich oft, beschämt, besiegt,
Sie zu fassen, schon gerungen,
Die mein Kühnstes überfliegt;
Unzufrieden im Gewinne,
Hab' ich stolz darob geweint,
Daß zu herrlich meinem Sinne
Und zu mächtig sie erscheint.

Ach! an deine stille Schöne,
Seeligholdes Angesicht!
Herz! an deine Himmelstöne
Ist gewohnt das meine nicht;
Aber deine Melodien
Heitern mäßig mir den Sinn,
Daß die trüben Träume fliehen,
Und ich selbst ein anderer bin;
Bin ich dazu denn erkoren?
Ich, zu deiner hohen Ruh,
So zu Licht und Luft geboren,
Göttlichglückliche! wie du? —

Wie dein Vater und der meine,
Der in heitrer Majestät
Über seinem Eichenhaine
Dort in lichter Höhe geht,
Wie er in die Meereswoogen,
Wo die kühle Tiefe blaut,
Steigend an des Himmels Bogen,
Klar und still herunterschaut:
So will ich aus Götterhöhen,
Neugeweiht in schön'rem Glück,
Froh zu fingen und zu sehen,
Nun zu Sterblichen zurück.

AN DIE KLUGEN RATHGEBER

[Erste Fassung]

Ich follte nicht im Lebensfelde ringen,
So lang mein Herz nach höchster Schöne strebt,
Ich foll mein Schwanenlied am Grabe fingen,
Wo ihr so gern lebendig uns begräbt?
O! schonet mein und laßt das rege Streben,
Bis seine Fluth in's fernste Meer sich stürzt,
Laßt immerhin, ihr Ärzte, laßt mich leben,
So lang die Parze nicht die Bahn verkürzt.

Des Weins Gewächs verschmäh't die kühlen Thale,
Hesperiens beglückter Garten bringt
Die goldnen Früchte nur im heißen Strahle,
Der, wie ein Pfeil, in's Herz der Erde dringt;
Was warnt ihr dann, wenn stolz und ungeschändet
Des Menschen Herz von kühnem Zorn entbrennt,
Was nimmt ihr ihm, der nur im Kampf vollendet,
Ihr Weichlinge, sein glühend Element?

Er hat das Schwerdt zum Spiele nicht genommen,
Der Richter, der die alte Nacht verdammt,
Er ist zu'm Schlafe nicht herabgekommen,
Der reine Geist, der aus dem Aether stammt;
Er strahlt heran, er schrökt, wie Meteore,
Befreit und bändigt, ohne Ruh' und Sold,
Bis, wiederkehrend durch des Himmels Thore,
Sein Kämpferwagen im Triumphe rollt.

Und ihr, ihr wollt des Rächers Arme lähmen,
Dem Geiste, der mit Götterrecht gebeut,

Bedeutet ihr, sich knechtisch zu bequemen,
Nach eures Pöbels Unerbittlichkeit?
Das Irrhaus wählt ihr euch zum Tribunale,
Dem soll der Herrliche sich unterzieh'n,
Den Gott in uns, den macht ihr zu'm Scandale,
Und fezt den Wurm zu'm König über ihn. —

Sonst ward der Schwärmer doch an's Kreuz
geschlagen,
Und oft in edlem Löwengrimme rang
Der Mensch an donnernden Entscheidungstagen,
Bis Glück und Wuth das kühne Recht bezwang;
Ach! wie die Sonne, sank zu'r Ruhe nieder,
Wer unter Kampf ein herrlich Werk begann,
Er sank und morgenrötlich hub er wieder
In feinen Lieblingen zu leuchten an.

Jetzt blüht die neue Kunst, das Herz zu morden,
Zu'm Todesdolch in meuchlerischer Hand
Ist nun der Rath des klugen Manns geworden,
Und furchtbar, wie ein Scherge, der Verstand;
Bekehrt von euch zu feiger Ruhe, findet
Der Geist der Jünglinge sein schmähhlich Grab,
Ach! ruhmlos in die Nebelnächte schwindet
Aus heitrer Luft manch schöner Stern hinab.

Umsonst, wenn auch der Geister Erste fallen,
Die starken Tugenden, wie Wachs, vergehn,
Das Schöne muß aus diesen Kämpfen allen,
Aus dieser Nacht der Tage Tag entfehn;
Begräbt sie nur, ihr Todten, eure Todten!

Indeß ihr noch die Leichenfakel hält,
Geschiehet schon, wie unfer Herz geboten,
Bricht schon herein die neue beffre Welt.

DER JÜNGLING AN DIE KLUGEN RATHGEBER

[Zweite Fassung]

Ich follte ruhn? Ich foll die Liebe zwingen,
Die feurigfroh nach hoher Schöne strebt?
Ich foll mein Schwanenlied am Grabe fingen,
Wo ihr fo gern lebendig uns begräbt?
O schonet mein! Allmächtig fortgezogen,
Muß immerhin des Lebens frifche Fluth
Mit Ungedult im engen Bette woogen,
Bis fie im heimatlichen Meere ruht.

Des Weins Gewächs verfchmäht die kühlen Thale,
Hesperiens beglückter Garten bringt
Die goldnen Früchte nur im heißen Strale,
Der, wie ein Pfeil, ins Herz der Erde dringt;
Was fänftiget ihr dann, wenn in den Ketten
Der ehrnen Zeit die Seele mir entbrennt,
Was nimmt ihr mir, den nur die Kämpfe retten,
Ihr Weichlinge! mein glühend Element?

Das Leben ift zum Tode nicht erkoren,
Zum Schlafe nicht der Gott, der uns entflammt,
Zum Joch' ift nicht der Herrliche geboren,
Der Genius, der aus dem Aether ftammt;

Er kommt herab; er taucht sich, wie zum Bade,
In des Jahrhunderts Strom und glücklich raubt
Auf eine Zeit den Schwimmer die Najade,
Doch hebt er heitrer bald sein leuchtend Haupt.

Drum laßt die Luft, das Große zu verderben,
Und geht und sprecht von eurem Glücke nicht!
Pflanzt keinen Cedernbaum in eure Scherben!
Nimmt keinen Geist in eure Söldnerspflicht!
Versucht es nicht, das Sonnenroß zu lähmen!
Laßt immerhin den Sternen ihre Bahn!
Und mir, mir rathet nicht, mich zu bequemen,
Und macht mich nicht den Knechten unterthan.

Und könnt' ihr ja das Schöne nicht ertragen,
So führt den Krieg mit offner Kraft und That!
Sonst ward der Schwärmer doch ans Kreuz geschlagen,
Jetzt mordet ihn der sanfte kluge Rath;
Wie manchen habt ihr herrlich zubereitet
Fürs Reich der Noth! wie oft auf euern Sand
Den hoffnungsfrohen Steuermann verleitet
Auf kühner Fahrt in's warme Morgenland!

Umsonst! mich hält die dürre Zeit vergebens,
Und mein Jahrhundert ist mir Züchtigung;
Ich sehne mich ins grüne Feld des Lebens
Und in den Himmel der Begeisterung;
Begrabt sie nur, ihr Todten, eure Todten,
Und preißt das Menschenwerk und scheltet nur!
Doch reißt in mir, so wie mein Herz geboten,
Die schöne, die lebendige Natur.

AN LANDAUER

Sei froh! Du haft das gute Loos erkoren,
Denn tief und treu ward eine Seele dir;
Der Freunde Freund zu seyn, bist du geboren,
Diß zeugen dir am Feste wir.

Und seelig, wer im eignen Hauße Frieden,
Wie du, und Lieb' und Fülle sieht und Ruh;
Manch Leben ist, wie Licht und Nacht, verschieden,
In goldner Mitte wohnest du.

Dir glänzt die Sonn' in wohlgebauter Halle,
Am Berge reift die Sonne dir den Wein,
Und immer glücklich führt die Güter alle
Der kluge Gott dir aus und ein.

Und Kind gedeiht und Mutter um den Gatten,
Und wie den Wald die goldne Wolke krönt,
So seid auch ihr um ihn, geliebte Schatten!
Ihr Seeligen, an ihn gewöhnt!

O seid mit ihm! Denn Wolk' und Winde ziehen
Unruhig öfters über Land und Haus,
Doch ruht das Herz von allen Lebensmühen
Im heil'gen Angedenken aus.

Und sieh! aus Freude sagen wir von Sorgen;
Wie dunkler Wein, erfreut auch ernster Sang;
Das Fest verhallt, und jedes gehet morgen
Auf schmaler Erde seinen Gang.

Blankverfe

AN HILLER

Du lebtest, Freund! — Wer nicht die
köstliche

Reliquie des Paradieses, nicht
Der Liebe goldne königliche Frucht,
Wie du, auf seinem Lebenswege brach,
Wem nie im Kreise freier Jünglinge
In süßem Ernst der Freundschaft trunkne Zähre
Hinab ins Blut der heil'gen Rebe rann,
Wer nicht, wie du, aus dem begeisternden,
Dem ewigvollen Becher der Natur
Sich Muth und Kraft, und Lieb' und Freude trank,
Der lebte nie, und wenn sich ein Jahrhundert,
Wie eine Last, auf seiner Schulter häuft. —
Du lebtest, Freund! es blüht nur wenigen
Des Lebens Morgen, wie er dir geblüht;
Du fandest Herzen, dir an Einfalt, dir
An edelm Stolze gleich; es sproßten dir
Viel schöne Blüthen der Gefelligkeit;
Auch adelte die innigere Luft,
Die Tochter weiser Einsamkeit, dein Herz;
Für jeden Reiz der Hügel und der Thale,
Für jede Grazien des Frühlings ward
Ein offnes unumwölkttes Auge dir.

Dich, Glücklicher, umfieng die Riefentochter
Der schaffenden Natur, Helvetia;
Wo frei und stark der alte, stolze Rhein
Vom Fels hinunter donnert, standest du,
Und jubeltest ins herrliche Getümmel.

Wo Fels und Wald ein holdes zauberisches
Arkadien umschließt, wo himmelhoch Gebirg,
Deß tausendjäh'gen Scheitel ew'ger Schnee,
Wie Silberhaar des Greifen Stirne, kränzt,
Umschwebt von Wetterwolken und von Adlern,
Sich unabsehbar in die Ferne dehnt,
Wo Tells und Walthers heiliges Gebein
Der unentweihten freundlichen Natur
Im Schooße schläft, und manches Helden Staub,
Vom leisen Abendwind emporgeweht,
Des Sennen sorgenfreies Dach umwallt,
Dort fühltest du, was groß und göttlich ist,
Von seligen Entwürfen glühte dir,
Von tausend goldnen Träumen deine Brust;
Und als du nun vom lieben heiligen Lande
Der Einfalt und der freien Künste schiedst,
Da wölkte freilich sich die Stirne dir,
Doch schuff dir bald mit ihrem Zauberstabe
Manch selig Stündchen die Erinnerung.

Wohl ernster schlägt sie nun, die Scheidestunde;
Denn ach! sie mahnt, die unerbittliche,
Daß unser liebstes welkt, daß ew'ge Jugend
Nur drüben im Elyfium gedeiht;
Sie wirft uns auseinander, Herzensfreund!
Wie Mast und Seegel vom zerriss'nen Schiffe
Im wilden Ozean der Sturm zerstreut.
Vieleicht, indeß uns andre nah und ferne
Der unerforschten Pepromene Wink
Durch Steppen oder Paradiese führt,
Fliegst du der jungen seligeren Welt

Auf deiner Philadelphier Gestaden
Voll frohen Muths im fernen Meere zu;
Vieleicht, daß auch ein süßes Zauberband
Ans abgelebte feste Land dich fesselt!
Denn traun! ein Räthsel ist des Menschen Herz!
Oft flammt der Wunsch, unendlich fortzuwandern,
Unwiderstehlich herrlich in uns auf;
Oft däucht uns auch im engbeschränkten Kreise
Ein Freund, ein Hüttchen, und ein liebes Weib
Zu aller Wünsche Sättigung genug. —
Doch werfe, wie sie will, die Scheidestunde
Die Herzen, die sich lieben, auseinander!
Es scheuet ja der Freundschaft heil'ger Fels
Die träge Zeit und auch die Ferne nicht.
Wir kennen uns, du Theurer! — Lebe wohl!

[EINLADUNG AN NEUFFER]

[Erste Fassung]

Dein Morgen, Bruder, gieng so schön hervor,
So herrlich schimmerte dein Morgenrot –
Und doch – und doch besiegt ein schwarzer Sturm
Das hehre Licht und wälzet schreckenvoll
Den grimmen Donner auf dein sichres Haupt!
O Bruder! Bruder! daß dein Bild so wahr,
So schrecklich wahr des Lebens Wechsel deutet!
Daß Disteln hinter Blumengängen lauern –!
Und Jammer auf die Rosenwange schießt!
Und bläicher Tod in Jünglingsadern schleicht,
Und bange Trennung treuer Freunde Loos,
Und edler Seelen Schicksal Druk und Kummer ist!
Da baun wir Plane, träumen so entzückt
Vom nahen Ziel – und plötzlich, plötzlich zukt
Ein Bliz herab, und öffnet uns die Augen!
Du fragst, warum diß all'? – aus heller Laune.
Ich fah' im Geist sich deine Stirne wölken,
In deiner Eingezogenheit – da gieng
Ich trüben Bliks hinab zu meinem Nekar
Und fah in seine Woogen, bis mir schwindelte –
Und kehrte still und voll der dunklen Zukunft
Und voll des Schikfaals, welches unfre wartet,
Zurück – und setzte mich, und also ward
Die – freilich nicht erbauliche – Tirade
Vom ungewissen Wechsel unsers Lebens.
Doch – komme du – und scherze mir Tiraden
Und Ahndungen der Zukunft von der Stirne weg,
O komm – es harret dein ein eigen Dekelglas –

Stiefmütterlich soll warlich nicht mein Fäßgen sein.
Und findst du schon kein Städtermahl, so würzet es
Doch meine Freundschaft, und der Meinen guter
Wille.

EINLADUNG

Seinem Freunde Neuffer

[Zweite Fassung]

Dein Morgen, Bruder, gieng so schön hervor,
Ein heitres Frühroth glänzte dir entgegen,
Den wonnevollsten Lebenstag verheißend.
Die Musen weihten dich zu ihrem Priester,
Die Liebe kränzte dir das Haupt mit Rosen
Und goß die reinsten Freuden in dein Herz.
Wer war, wie du, beglückt? Das Schikfaal hat
Es anders nun gemacht. Ein schwarzer Sturm
Verschlang des Tages Licht, der Donner rollte
Und traf dein sichres Haupt; im Grabe liegt,
Was du geliebt, dein Eden ist vernichtet.

O Bruder, Bruder, daß dein Schikfaal mir
So schrecklich wahr des Lebens Wechsel deutet!
Daß Disteln hinter Blumengängen lauern,
Daß gift'ger Tod in Jugendadern schleicht,
Daß bitt're Trennung selbst den Freunden oft
Den armen Trost versagt, den Schmerz zu theilen!
Da bau'n wir Plane, träumen so entzückt
Vom nahen Ziel, und plözlich, plözlich zukt

EMILIE VOR IHREM BRAUTTAG

Emilie an Klara

Ich bin im Walde mit dem Vater draus
Gewesen, diesen Abend, auf dem Pfade,
Du kennest ihn, vom vor'gen Frühlinge.
Es blühten wilde Rosen nebenan,
Und von der Felswand überschattet' uns
Der Eichenbüsche sonnenhelles Grün;
Und oben durch der Buchen Dunkel quillt
Das klare flüchtige Gewässer nieder.
Wie oft, du Liebe! stand ich dort und sah
Ihm nach aus seiner Bäume Dämmerung
Hinunter in die Ferne, wo zum Bach'
Es wird, zum Strome, sehnte mich mit ihm
Hinaus — wer weiß, wohin?

Das hast du oft
Mir vorgeworfen, daß ich immerhin
Abwesend bin mit meinem Sinne, hast
Mirs oft gesagt, ich habe bei den Menschen
Kein friedlich Bleiben nicht, verschwende
Die Seele an die Lüfte, lieblos sei
Ich öfters bei den Meinen. Gott! ich lieblos?

Wohl mag es freudig seyn und schön, zu bleiben,
Zu ruhn in einer lieben Gegenwart,
Wenn eine große Seele, die wir kennen,
Vertraulich nahe waltet über uns,
Sich um uns schließt, daß wir, die Heimathlosen,
Doch wissen, wo wir wohnen.

Gute! Treue!

Doch haßt du recht. Bist du denn nicht mir eigen?
Und hab' ich ihn, den theuern Vater nicht,
Den Heiligjugendlichen, Vielerfahrnen,
Der, wie ein stiller Gott auf dunkler Wolke,
Verborgengewirkend über seiner Welt
Mit freiem Auge ruht? und wenn er schon
Ein Höheres weiß, und ich des Mannes Geist
Nur ahnen kann, doch ehrt er liebend mich,
Und nennt mich seine Freude, ja! und oft
Giebt eine neue Seele mir sein Wort.

Dann möcht' ich wohl den Segen, den er gab,
Mit einem, das ich liebte, gerne theilen,
Und bin allein – ach! ehemals war ichs nicht!

Mein Eduard! mein Bruder! – Denkst du sein
Und denkst du noch der frommen Abende,
Wenn wir im Garten oft zusammensaßen
Nach schönem Sommertage, wenn die Luft
Um unsre Stille freundlich athmete,
Und über uns des Aethers Blumen glänzten;
Wenn von den Alten er, den Hohen, uns
Erzählte, wie in Freude sie und Freiheit
Aufstrebten, seine Meister? Tönender
Hub dann aus seiner Brust die Stimme sich,
Und zürnend war und liebend oft voll Thränen
Das Auge meinem Stolzen; ach! den letzten
Der Abende, wie nun, da Großes ihm
Bevorstand, ruhiger der Jüngling war,
Noch mit Gefängen, die wir gerne hörten,

Und mit der Zithar uns, die Trauernden,
Vergnügt'!

Ich seh ihn immer, wie er gieng.
Nie war er schöner, kühn die Seele glänzt'
Ihm auf der Stirne, dann voll Andacht trat
Er vor den alten Vater. „Kann ich Glük
Von dir empfangen,“ sprach er, „heil'ger Mann!
So wünsche lieber mir das größte, denn
Ein anders!“ und betroffen schien der Vater.
„Wenns seyn soll, wünsch' ich dirs“ antwortet' er.
Ich stand beiseit, und wehemüthig sah
Der Scheidende mich an und rief mich laut;
Mir beb't es durch die Glieder, und er hielt
Mich zärtlich fest, in feinen Armen stärkte
Der Starke mir das Herz, und da ich auffah
Nach meinem Lieben, war er fortgeeilt.

„Ein edel Volk ist hier auf Korfika;“
Schrieb freudig er im letzten Briefe mir,
„Wie wenn ein zahmer Hirsch zum Walde kehrt
Und seine Brüder trifft, so bin ich hier,
Und mir bewegt im Männerkriege sich
Die Brust, daß ich von allem Weh genesse.

„Wie lebst du, theure Seele! und der Vater?
Hier unter frohem Himmel, wo zu schnell
Die Frühlinge nicht altern, und der Herbst
Aus lauer Luft dir goldne Früchte streut,
Auf dieser guten Insel werden wir
Uns wiedersehen; diß ist meine Hoffnung.

„Ich lobe mir den Feldherrn. Oft im Traum'
Hab' ich ihn fast gesehen, wie er ist,
Mein Paoli, noch eh' er freundlich mich
Empfieng und zärtlich vorzog, wie der Vater
Den Jüngstgeborenen, der es mehr bedarf.

„Und schämen muß ich vor den andern mich,
Den furchtbarstillen, ernstest Jünglingen.
Sie dünken traurig dir bei Ruh und Spiel;
Unscheinbar sind sie, wie die Nachtigall,
Wenn von Gefang sie ruht; am Ehrentag'
Erkennst du sie. Ein eigen Leben ist! –
Wenn mit der Sonne wir, mit heil'gem Lied'
Heraufgehn über'n Hügel, und die Fahnen
Ins Thal hinab im Morgenwinde wehn,
Und drunten auf der Ebne fernher sich,
Ein gährend Element, entgegen uns
Die Menge regt und treibt, da fühlen wir
Frohlokender, wie wir uns herrlich lieben;
Denn unter unsern Zelten und auf Woogen
Der Schlacht begegnet uns der Gott, der uns
Zusammenhält.

„Wir thun, was sich gebührt,
Und führen wohl das edle Werk hinaus.
Dann küßt ihr noch den heimatlichen Boden,
Den trauernden, und kommt und lebt mit uns,
Emilie! – Wie wirds dem alten Vater
Gefallen, bei den Lebenden noch Einmal
Zum Jüngling aufzuleben und zu ruhn
In unentweihter Erde, wenn er stirbt.

„Denkst du des tröstenden Gefanges noch,
Emilie, den seiner theuern Stadt
In ihrem Fall der stille Römer sang,
Noch hab' ich einiges davon im Sinne.

„Klagt nicht mehr! kommt in neues Land! so
sagt' er.

Der Ocean, der die Gefild' umschweift,
Erwartet uns. Wir suchen feelige
Gefilde, reiche Inseln, wo der Boden
Noch ungepflügt die Früchte jährlich giebt,
Und unbeschnitten noch der Weinstok blüht,
Wo der Olivenzweig nach Wunsche wächst,
Und ihren Baum die Feige keimend schmückt,
Wo Honig rinnt aus hohler Eich' und leicht
Gewässer rauscht von Bergeshöhn. — Noch manches
Bewundern werden wir, die Glücklichen. —
Es sparte für ein frommes Volk Saturnus Sohn
Diß Ufer auf, da er die goldne Zeit
Mit Erze mischte. — Lebe wohl, du Liebe!“

Der Edle fiel des Tags darauf im Treffen
Mit seiner Liebsten Einem, ruht mit ihm
In Einem Grab'.

In deinem Schooße ruht
Er, schönes Korsika! und deine Wälder
Umschatten ihn, und deine Lüfte wehn
Am milden Herbsttag freundlich über ihm,
Dein Adendlicht vergoldet seinen Hügel.

Ach! dorthin möcht' ich wohl, doch hälf es nicht.

Ich fucht' ihn, so wie hier. Ich würde fast
Dort weniger, wie hier, mich fein entwöhnen.
So wuchs ich auf mit ihm, und weinen muß ich
Und lächeln, denk' ich, wie mirs ehemals oft
Beschwerlich ward, dem Wilden nachzukommen,
Wenn nirgend er beim Spiele bleiben wollte.
Nun bist du dennoch fort und lässest mich
Allein, du Lieber! und ich habe nun
Kein Bleiben auch, und meine Augen sehn
Das Gegenwärtige nicht mehr, o Gott!
Und mit Phantomen peiniget und tröstet
Nun meine Seele sich, die einsame.
Das weißt du, gutes Mädchen! nicht, wie sehr
Ich unvernünftig bin. Ich will dirs all'
Erzählen. Morgen! Mich besucht doch immer
Der süße Schlaf, und wie die Kinder bin ich,
Die besser schlummern, wenn sie ausgeweint.

Emilie an Klara

Der Vater schwieg im Laide tagelang,
Da ers erfuhr; und scheuen mußt' ich mich,
Mein Weh ihn sehn zu lassen; lieber gieng
Ich dann hinaus zum Hügel und das Herz
Gewöhnte mir zum freien Himmel sich.
Ich tadelt' oft ein wenig mich darüber,
Daß nirgend mehr im Hauße mirs gefiel.
Vergnügt mit allem war ich ehemals da,
Und leicht war alles mir. Nun ängstigt' es
Mich oft; noch trieb ich mein Geschäft, doch leblos,
Bis in die Seele stumm in meiner Trauer.

Es war, wie in der Schattenwelt, im Hauße.
Der stille Vater und das stumme Kind!

„Wir wollen fort auf eine Reise, Tochter!“
Sagt' eines Tags mein Vater, und wir giengen,
Und kamen dann zu dir. In diesem Land',
An deines Nekars friedlichschönen Ufern,
Da dämmert' eine stille Freude mir
Zum erstenmale wieder auf. Wie oft
Im Abendlichte stand ich auf dem Hügel
Mit dir, und sah das grüne Thal hinauf,
Wo zwischen Bergen, da die Rebe wächst,
An manchem Dorf vorüber, durch die Wiesen
Zu uns herab, von luft'ger Weid' umkränzt,
Das goldne ruhige Gewässer wallte!
Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt.

Ihr heiterfreien Ebenen des Mains,
Ihr reichen, blühenden! wo nahe bald
Der frohe Strom, des stolzen Vaters Liebling,
Mit offnem Arm' ihn grüßt, der alte Rhein!

Auch ihr! Sie sind wie Freunde mir geworden,
Und aus der Seele mir vergehen soll
Kein frommer Dank, und trag' ich Laid im Busen,
So soll mir auch die Freude lebend bleiben.

Erzählen wollt' ich dir, doch hell ist nie
Das Auge mir, wenn dessen ich gedenke.
Vor seinen kindischen, geliebten Träumen
Bebt immer mir das Herz.

Wir reisten dann
Hinein in andre Gegenden, ins Land
Des Varusthals, dort bei den dunkeln Schatten
Der wilden heil'gen Berge lebten wir,
Die Sommertage durch, und sprachen gern
Von Helden, die daselbst gewohnt, und Göttern.

Noch giengen wir des Tages, ehe wir
Vom Orte schieden, in den Eichenwald
Des herrlichen Gebirgs hinaus, und standen
In kühler Luft auf hoher Haide nun.

„Hier unten in dem Thale schlafen sie
Zusammen,“ sprach mein Vater, „lange schon,
Die Römer mit den Deutschen, und es haben
Die Freigebornen sich, die stolzen, stillen,
Im Tode mit den Welteroberern
Verföhnt, und Großes ist und Größeres
Zusammen in der Erde Schoos gefallen.
Wo seid ihr, meine Todten all? Es lebt
Der Menschengenius, der Sprache Gott,
Der alte Braga noch, und Hertha grünt
Noch immer ihren Kindern, und Walhalla
Blaut über uns, der heimatliche Himmel;
Doch euch, ihr Heldenbilder, find' ich nicht.“

Ich sah hinab und leise schauerte
Mein Herz, und bei den Starken war mein
Sinn,
Den Guten, die hier unten vormals lebten.

Izt stand ein Jüngling, der, uns ungefehnt,
Am einsamen Gebüsch beiseit gefessen,
Nicht ferne von mir auf. „O Vater!“ mußst'
Ich rufen, „das ist Eduard!“ — „Du bist
Nicht klug, mein Kind!“ erwiedert' er und sah
Den Jüngling an; es mocht' ihn wohl auch treffen,
Er faßte schnell mich bei der Hand und zog
Mich weiter. Einmal mußst' ich noch mich umseh'n.
Derselbe wars und nicht derselbe! Stolz und groß,
Voll Macht war die Gestalt, wie des Verlorenen,
Und Aug' und Stirn' und Loke; schärfer blickt'
Er nur, und um die seelenvolle Miene
War, wie ein Schleier, ihm ein stiller Ernst
Gebreitet. Und er sah mich an. Es war,
Als sagt' er, gehe nur auch du, so geht
Mir alles hin, doch duld' ich aus und bleibe.

Wir reisten noch deselben Abends ab,
Und langsamtraurig fuhr der Wagen weiter
Und weiter durchs unwegsame Gebirg.
Es wechselten in Nebel und in Reegen
Der Bäum' und des Gebüsches dunkle Bilder
Im Walde nebenan. Der Vater schlief,
In dumpfem Schmerze träumt' ich hin, und kaum
Nur eben noch, die lange Zeit zu zählen,
War mir die Seele wach.

Ein schöner Strom
Erwekt' ein wenig mir das Aug; es standen
Im breiten Boot die Schiffer am Gestad;
Die Pferde traten folgsam in die Fähre,

Und ruhig schiffen wir. Erheitert war
Die Nacht, und auf die Wellen leuchtet'
Und Hütten, wo der fromme Landmann schlief,
Aus blauer Luft das stille Mondlicht nieder;
Und alles dünkte friedlich mir und sorglos,
In Schlaf gefungen von des Himmels Sternen.

Und ich sollt' ohne Ruhe seyn von nun an,
Verloren ohne Hoffnung mir an Fremdes
Die Seele meiner Jugend! Ach! ich fühl't
Es izt, wie es geworden war mit mir.
Dem Adler gleich, der in der Wolke fliegt,
Erschien und schwand mir aus dem Auge wieder
Und wieder mir des hohen Fremdlings Bild,
Daß mir das Herz erbebt' und ich umsonst
Mich fassen wollte. „Schlieffst du gut, mein Kind?“
Begrüßte nun der gute Vater mich,
Und gerne wollt' ich auch ein Wort ihm sagen.
Die Thränen doch ersikten mir die Stimme,
Und in den Strom hinunter muß't ich sehn,
Und wußte nicht, wo ich mein Angesicht
Verbergen sollte.

Glückliche! die du
Diß nie erfahren, überhebe mein
Dich nicht. Auch du, und wer von allen mag
Sein eigen bleiben unter dieser Sonne?
Oft meint' ich schon, wir leben nur, zu sterben,
Uns opfernd hinzugeben für ein Anders.
O schön zu sterben, edel sich zu opfern,
Und nicht so fruchtlos, so vergebens, Liebe!

Das mag die Ruhe der Unsterblichen
Dem Menschen seyn.

Bedaure du mich nur!
Doch tadeln, Gute, sollst du mir es nicht!
Nennst du sie Schatten, jene, die ich liebe?
Da ich kein Kind mehr war, da ich ins Leben
Erwachte, da aufs neu mein Auge sich
Dem Himmel öffnet' und dem Licht, da schlug
Mein Herz dem Schönen; und ich fand es nah;
Wie soll ich's nennen, nun es nicht mehr ist
Für mich? O laßt! Ich kann die Todten lieben,
Die Fernen; und die Zeit bezwingt mich nicht.
Mein oder nicht! du bist doch schön, ich diene
Nicht Eitlem, was der Stunde nur gefällt,
Dem Täglichen gehör ich nicht; es ist
Ein anders, was ich lieb'; unsterblich
Ist, was du bist, und du bedarfst nicht meiner,
Damit du groß und gut und lebenswürdig
Und herrlich seist, du edler Genius!

Laßt nur mich stolz in meinem Laide seyn,
Und zürnen, wenn ich ihn verläugnen soll;
Bin ich doch sonst geduldig, und nicht oft
Aus meinem Munde kömmt ein Männerwort.
Demüthigt michs doch schon genug, daß ich,
Was ich dir lang verborgen, nun gesagt.

Emilie an Klara

Wie dank' ich dir, du Liebe, daß du mir
Vertrauen abgewonnen, daß ich dir
Mein still Geheimniß endlich ausgesprochen.

Ich bin nun ruhiger — wie nenn' ichs dir?
Und an die schönen Tage denk ich, wenn ich oft
Hinausgieng mit dem Bruder, und wir oben
Auf unserm Hügel beieinander saßen,
Und ich den Lieben bei den Händen hielt,
Und mirs gefallen ließ am offnen Feld'
Und an der Straß', und ins Gewölb' hinauf
Des grünen Ahorns staunt', an dem wir lagen.
Ein Sehnen war in mir, doch war ich still.
Es blühten uns der ersten Hoffnung Tage,
Die Tage des Erwachens.

Holde Dämmerung!

So schön ifts, wenn die gütige Natur
Ins Leben lukt ihr Kind. Es fingen nur
Den Schlummerfang am Abend unfre Mütter,
Sie brauchen nie das Morgenlied zu fingen.
Diß singt die andre Mutter uns, die gute,
Die wunderbare, die uns Lebensluft
In unsern Busen athmet, uns mit süßen
Verheißungen erwekt.

Wie ift mir, Liebe!

Ich kann an Jugend heute nur, und nur
An Jugend denken.

Sieh! ein heitrer Tag

Ists eben auch. Seit frühem Morgen fiz' ich
Am lieben Fenster, und es wehn die Lüfte,
Die zärtlichen, herein, mir blickt das Licht
Durch meine Bäume, die zu nahe mir
Gewachsen find, und mählig mit den Blüthen

Das ferne Land verhüllen, daß ich mich
Bescheiden muß, und hie und da noch kaum
Hinaus mich find' aus diesem freundlichen
Gefängniß; und es fliegen über ihnen
Die Schwalben und die Lerchen, und es fingen
Die Stunde durch genug die Nachtigallen,
Und wie sie heißen all, die Lieblinge
Der schönen Jahreszeit; eigne Nahmen möcht'
Ich ihnen geben, und den Blumen auch,
Den stillen, die aus dunklem Beete duften,
Zu mir herauf wie junge Sterne glänzend.

Und wie es lebt und glücklich ist im Wachstum,
Und seiner Reife sich entgegen freut!

Es findet jedes seine Stelle doch,
Sein Haus, die Speise, die das Herz ihm sättigt,
Und jedes segnest du mit eigenem Seegen,
Natur! und giebst dich ihnen zum Geschäft,
Und trägst und nährst zu ihrer Blütenfreud'
Und ihrer Frucht sie fort, du gütige!

Und klagtest du doch öfters, trauernd Herz!
Vergaßest mir den Glauben, danktest nicht,
Und dachtest nicht, wenn dir dein Thun zu wenig
Bedeutend wollt', es sei ein frommes Opfer,
Das du, wie andre, vor das Leben bringest,
Wohlmeinend, wie der Lerche Lied, das sie
Den Lüften fingt, den freudegebenden —

Nun geh' ich noch hinaus und hohle Blumen
Dem Vater aus dem Feld', und bind' ihm sie

In Einen Straus, die drunten in dem Garten,
Und die der Bach erzog; ich will's schon richten,
Daß ihm's gefallen foll. Und dir? dir bring' ich
Genug des Neuen. Da ist's immer anders.
Izt blühn die Weiden; izt vergolden sich
Die Wiesen; izt beginnt der Buche Grün,
Und izt der Eiche — nun! leb wohl indeffen!

Emilie an Klara

Ihr Himmlischen! das war er. Kannst du mir
Es glauben? — Beste! — wärst du bei mir! — Er!
Der Hohe, der Gefürchtete, Geliebte! —
Mein bebend Herz, hast du so viel gewollt?

Da gieng ich so zurtük mit meinen Blumen,
Sah auf den Pfad, den abendröthlichen,
In meiner Stille nieder, und es schließ
Mir sanft im Busen das Vergangene,
Ein kindlich Hoffen athmete mir auf;
Wie wenn uns zwischen süßem Schlaf und Wachen
Die Augen halb geöffnet sind, so war
Ich Blinde. Sieh! da stand er vor mir, mein
Heroë, und ich Arme war, wie todt,
Und ihm, dem Brüderlichen, überglänzte
Das Angesicht, wie einem Gott, die Freude.

„Emilie!“ — das war sein frommer Gruß.
Ach! alles Sehnen wekte mir und all
Das liebe Leiden, so ich eingewiegt,
Der goldne Ton des Jünglings wieder auf!

Nicht auffehn durft' ich! keine Sylbe durft'
Ich fagen! O, was hätt' ich ihm gefagt!

Was wein' ich denn, du Gute? — laß mich nur!
Nun darf ich ja, nun ifts fo thöricht nimmer,
Und schön ifts, wenn der Schmerz mit feiner
Schwester,
Der Wonne fich verföhnt, noch eh' er weggeht.

O Wiederfehn! das ift noch mehr, du Liebe!
Als wenn die Bäume wieder blühn, und Quellen
Von neuem fröhlich rauschen —

Ja! ich hab'
Ihn oft gefucht und ernftlich oft es mir
Verfagt, doch wollt' ich fein Gedächtniß ehren.

Die Bilder der Gefpielen, die mit mir
Auf grüner Erd' in ftummer Kindheit faßen,
Sie dämmern ja um meine Seele mir,
Und diefer edle Schatte, follt' er nicht?
Das Herz im Bufen, das unfterbliche,
Kann nicht vergeffen, fieh! und öfters bringt
Ein guter Genius die Liebenden
Zufammen, daß ein neuer Tag beginnt,
Und ihren Mai die Seele wieder feiert.

O wunderbar ift mir! auch er! — daß du
Hinunter mußteft, Lieber! ehe dir
Das Deine ward, und dich die frohe Braut
Zum Männerruhme feegnete! Doch farbft
Du schön, und oft hab' ich gehört, es fallen

Die Lieblinge des Himmels früh, damit
Sie sterblich Glück und Leid und Alter nicht
Erfahren. Nimmermehr vergeß ich dich,
Und ehren soll er dich. Dein Bild will ich
Ihm zeigen, wenn er kömmt; und wenn der Stolze
Sich dann verwundert, daß er sich bei mir
Gefunden, sag' ich ihm, es sei ein Anderer,
Und den er lieben müsse. O, er wirds!

Emilie an Klara

Da schrieb er mir. Ja! theures Herz! er ifts,
Den ich gesucht. Wie dieser Jüngling mich
Demüthiget und hebt! Nun! lies es nur!
„So bist du's wieder, und ich habe dich
Gegrüßt, gefunden, habe dich noch Einmal
In deiner frommen Ruh gestört, du Kind
Des Himmels! – Nein, Emilie! du kanntest
Mich ja. Ich kann nicht fragen. Wir sind es,
Die Längstverwandten, die der Gott getraut,
Und bleiben wird es, wie die Sonne droben.
Ich bin voll Freude, schöne Seele! bin
Der neuen Melodien ungewohnt.
Es ist ein anders Lied, als jenes, so
Dem Jünglinge die Parze lehrend singt,
Bis ihm, wie Wohllaut, ihre Weise tönt;
Dann gönnt sie ihm, du Friedliche! von dir
Den süßern Ton, den liebsten, einzigen,
Zu hören. Mein? o sieh! du wirfst in Luft
Die Mühe mir und was mein Herz gebeut,
Du wirfst es all in heil'ge Liebe wandeln.

Und hab' ich mit Unmöglichem gerungen,
Und mir die Brust zu Treu und Ruh gehärtet,
Du wärmest sie mit frommer Hoffnung mir,
Daß sie vertrauter mit dem Siege schlägt.
Und wenn das Urbild, das, wie Morgenlicht,
Mir aus des Lebens dunkler Wolke stieg,
Das himmlische, mir schwindet, seh' ich dich,
Und, eine schöne Götterbotin, mahnst
Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
Und wenn ich zürne, fänftigst du mich.
Dein Schüler bin ich dann, und lausch' und lerne.
Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,
Des Überredens süße Gaabe mir,
Daß sie die Geister freundlich mir bezwingt,
Und wenn ich ferne war von dir, und wund
Und müd dir wiederkehre, heilst du mich
Und singst in Ruhe mich, du holde Muse!

„Emilie! daß wir uns wiederfahn!
Daß wir uns einst gefunden, und du nun
Mich nimmer fliehst und nahe bist! Zu gern,
Zu gern entwich dein stolzes Bild dem Wandrer,
Das zarte, reine, da du ferne warst,
Du Heiligschönes; Doch ich sah dich oft,
Wenn ich des Tags allein die Pfade gieng,
Und Abends in der fremden Hütte schwieg.

„O heute! grüße, wenn du willst, den Vater!
Ich kenn' ihn wohl; auch meinen Nahmen kennt er;
Und seiner Freunde Freund bin ich. Ich wußte
nicht,

Daß er es war, da wir zuerst einander
Begegneten, und lang erfuhr ichs nicht.
Bald grüß ich schöner dich. — Armenion.“

Emilie an Klara

Er woll' ihn morgen sprechen, sagte mir
Mein Vater, morgen! und er schien nicht freundlich.
Nun siz ich hier und meine Augen ruhn
Und schlummern nicht — ach! schämen muß ich
mich,

Es dir zu klagen — will ich stille werden,
So regt ein Laut mich auf; ich sinn und bitte,
Und weiß nicht, was? und sagen möcht' ich viel,
Doch ist die Seele stumm — o fragen möcht' ich
Die sorgenfreien Bäume hier, die Strahlen
Der Nacht und ihre Schatten, wie es nun
Mir endlich werden wird.

Zu still ist mir
In dieser schönen Nacht, und ihre Lüfte
Sind mir nicht hold, wie sonst. Die Thörin!
So lang er ferne war, so lieb' ich ihn;
Nun bin ich kalt, und zag' und zürne mir
Und andern. — Auch die Worte, so ich dir
In dieser bösen Stunde schreibe, lieb'
Ich nicht, und was ich sonst von ihm geschrieben,
Unleidlich ist es mir. Was ist es denn?
Ich wünsche fast, ich hätt' ihn nie gesehn.
Mein Friede war doch schöner. Theures Herz!

Ich bin betrübt, und anders, denn ichs war,
Da ich um den Verlornen trauerte.
Ich bin es nimmer, nein! ich bin es nicht.
Ich bin nicht gut, und feellos bin ich auch.
Mich läßt die Furcht, die häßliche, nicht ruhn.

O daß der goldne Tag die Ruhe mir,
Mein eignen Leben wiederbrächt'! —

Ich will

Geduldig feyn, und wenn der Vater ihn
Nicht ehrt, mir ihn verfährt, den Theuren,
So schweig' ich lieber, und es soll mir nicht
Zu sehr die Seele kränken; kann ich still
Ihn ehren doch, und bleiben, wie ich bin.

Emilie an Klara

Nun muß ich lächeln über alles Schlimme,
Was ich die vor'ge Nacht geträumt; und hab'
Ich dir es gar geschrieben? Anders bin
Ich izt gefinnt.

Er kam und mir frohlokte

Das Herz, wie er herab die Straße gieng,
Und mir das Volk den fremden Herrlichen
Bestaunt'! und lobend über ihn geheim
Die Nachbarn sich besprachen, und er izt
Den Knaben, der an ihm vorübergieng,
Nach meinem Hauße fragt'; ich sahe nicht
Hinaus, ich konnt', an meinem Tische sizend,

Ihn ohne Scheue sehn — wie red' ich viel?
Und da er nun herauf die Treppe kam,
Und ich die Tritte hört' und seine Thüre
Mein Vater öffnete, sie draußen sich
Stillschweigend grüßten, daß ich nicht
Ein Wort vernehmen konnt', ich Unvernünft'ge,
Wie ward mir bange wieder? Und sie blieben
Nicht kurze Zeit allein im andern Zimmer,
Daß ich es länger nicht erdulden konnt',
Und dacht': ich könnte wohl den Vater fragen
Um diß und jenes, was ich wissen mußte.
Dann hätt' ichs wohl gesehn in ihren Augen,
Wie mir es werden sollte. Doch ich kam
Bis an die Schwelle nur, gieng lieber doch
In meinen Garten, wo die Pflanzen sonst,
In andrer Zeit, die Stunde mir gekürzt.

Und fröhlich glänzten, von des Morgens
Thau

Gefättiget, im frischen Lichte sie
Ins Auge mir, wie liebend sich das Kind
An die betrübte Mutter drängt, so waren
Die Blumen und die Blüthen um mich rings,
Und schöne Pforten wölbten über mir
Die Bäume.

Doch ich konnt' es izt nicht achten,
Nur ernster ward und schwerer nur, und bänger
Das Herz mir Armen immer, und ich sollte
Wie eine Dienerin von ferne lauschen,
Ob sie vielleicht mich riefen, diese Männer.

Ich wollte nun auch nimmer um mich sehn,
Und barg in meiner Laube mich und weinte,
Und hielt die Hände vor das Auge mir.

Da hört' ich sanft des Vaters Stimme nah,
Und lächelnd traten, da ich noch die Thränen
Mir trocknete, die beiden in die Laube:
„Haft du dich so geängstiget, mein Kind!
Und zürnst du,“ sprach der Vater, „daß ich erst
Vor mich den edlen Gast behalten wollt’?
Ihn hast du nun. Er mag die Zürnende
Mit mir verfühnen, wenn ich Unrecht that.“

So sprach er; und wir reichten alle drei
Die Händ' einander, und der Vater sah
Mit stiller Freud' uns an —

„Ein Treflicher
Ist dein geworden, Tochter!“ sprach er izt,
„Und dein, o Sohn! diß heiligliebend Weib.
Ein freudig Wunder, daß die alten Augen
Mir übergehen, seid ihr mir, und blüht,
Wie eine feltne Blume mir, ihr Beiden!

„Denn nicht gelingt es immerhin den Menschen,
Das Ihrige zu finden. Großes Glück
Zu tragen und zu opfern giebt der Gott
Den Einen, weniger gegeben ist
Den Andern; aber hoffend leben sie.

„Zwei Genien geleiten auf und ab
Uns Lebende, die Hoffnung und der Dank.

Mit Einfamen und Armen wandelt jene,
Die Immerwache; diefer führt aus Wonne
Die Glücklichen des Weges freundlich weiter,
Vor bösem Schikfaal fie bewahrend. Oft,
Wenn er entfloh, erhuben fich zu fehr
Die Freudigen, und rächend traf fie bald
Das ungebetne Weh.

„Doch gerne theilt
Das freie Herz von feinen Freuden aus,
Der Sonne gleich, die liebend ihre Strahlen
An ihrem Tag' aus goldner Fülle giebt;
Und um die Guten dämmert oft und glänzt
Ein Kreis voll Licht und Luft, fo lang fie leben.

„O Frühling meiner Kinder, blühe nun,
Und alte nicht zu bald, und reife schön!“

So sprach der gute Vater. Vieles wollt'
Er wohl noch fagen, denn die Seele war
Ihm aufgegangen; aber Worte fehlten ihm.

Er gab ihn mir und feegnet' uns und gieng
Hinweg.

Ihr Himmelslüfte, die ihr oft
Mich tröstend angeweht, nun athmetet
Ihr heiligend um unfer goldnes Glück!

Wie anders wars, wie anders, da mit ihm,
Dem Liebenden, dem Freudigen ich izt,
Ich Freudige zu unfrer Mutter auf,

Zur schönen Sonne sah! nun dämmert' es
Im Auge nicht, wie sonst im sehnennden,
Nun grüßt' ich helle dich, du stolzes Licht!
Und lächelnd weiltest du, und kamst und schmücktest
Den Lieben mir, und kränztest ihm mit Rosen
Die Schläfe, Freundliches!

Und meine Bäume,
Sie streuten auch ein hold Geschenk herab,
Zu meinem Fest, vom Überfluß der Blüten!

Da gieng ich sonst; ach! zu den Pflanzen flüchtet'
Ich oft mein Herz, bei ihnen weilt' ich oft
Und hieng an ihnen; dennoch ruht' ich nie,
Und meine Seele war nicht gegenwärtig.

Wie eine Quelle, wenn die jugendliche
Dem heimatlichen Berge nun entwich,
Die Pfade bebend sucht, und flieht und zögert,
Und durch die Wiesen irrt und bleiben möcht',
Und sehrend, hoffend immer doch enteilt:
So war ich; aber liebend hat der stolze,
Der schöne Strom die flüchtige genommen,
Und ruhig wall' ich nun, wohin der sichre
Mich bringen will, hinab am heitern Ufer.

Antike Strophen

DER MENSCH

Kaum sproßten aus den Wässern, o Erde, dir
Der jungen Berge Gipfel und dufteten
Luftathmend, immergrüner Haine
Voll, in des Oceans grauer Wildniß

Die ersten holden Inseln; und freudig sah
Des Sonnengottes Auge die Neulinge,
Die Pflanzen, seiner ew'gen Jugend
Lächelnde Kinder, aus dir geboren.

Da auf der Inseln schönster, wo immerhin
Den Hain in zarter Ruhe die Luft umfloß,
Lag unter Trauben einft, nach lauer
Nacht, in der dämmernden Morgenstunde

Geboren, Mutter Erde! dein schönstes Kind; —
Und auf zum Vater Helios sieht bekannt
Der Knab', und wacht und wählt, die süßen
Beere versuchend, die heil'ge Rebe

Zur Amme sich; und bald ist er groß; ihn scheun
Die Thiere, denn ein anderer ist, wie sie,
Der Mensch; nicht dir und nicht dem Vater
Gleicht er, denn kühn ist in ihm und einzig

Des Vaters hohe Seele mit deiner Luft,
O Erd'! und deiner Trauer von je vereint;
Der Göttermutter, der Natur, der
Allesumfassenden möcht' er gleichen!

Ach! darum treibt ihn, Erde! vom Herzen dir
Sein Übermuth, und deine Geschenke sind
Umsonst, und deine zarten Bande;
Sucht er ein Besseres doch, der Wilde!

Von seines Ufers duftender Wiese muß
Ins blüthenlose Wasser hinaus der Mensch,
Und glänzt auch, wie die Sternennacht, von
Goldenen Früchten sein Hain, doch gräbet

Sich Höhlen in den Bergen und späht im Schacht
Von seines Vaters heiterem Lichte fern,
Dem Sonnengott auch ungetreu, der
Knechte nicht liebt und der Sorge spottet.

Denn freier athmen Vögel des Walds, wenn schon
Des Menschen Brust sich herrlicher hebt, und der
Die dunkle Zukunft sieht, er muß auch
Sehen den Tod und allein ihn fürchten.

Und Waffen wider alle, die athmen, trägt
In ewig bangem Stolze der Mensch; im Zwist
Verzehrt er sich, und seines Friedens
Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.

Ist er von allen Lebensgenossen nicht
Der seligste? Doch tiefer und reißender
Ergreift das Schicksal, allausgleichend,
Auch die entzündbare Brust dem Starken.

SOKRATES UND ALCIBIADES

„Warum huldigst du, heiliger Sokrates,
Diesem Jünglinge stets? kennst du Größers nicht?
Warum siehst mit Liebe,
Wie auf Götter, dein Aug' auf ihn?“

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende zu Schönem sich.

VANINI

Den Gottverächter schalten sie dich? mit Fluch
Beschwerten sie dein Herz dir und banden dich
Und übergaben dich den Flammen,
Heiliger Mann! o warum nicht kamst du

Vom Himmel her in Flammen zurück, das Haupt
Der Lästere zu treffen, und riefst den Sturm;
Daß er die Asche der Barbaren
Fort aus der Erd', aus der Heimath werfe!

Doch die du lebend liebtest, die dich empfing,
Den Sterbenden, die heil'ge Natur vergißt
Der Menschen Thun und deine Feinde
Kehrten, wie du, in den alten Frieden.

EHMALS UND JEZT

In jüngren Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jezt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

AN DIE JUNGEN DICHTER

Lieben Brüder! es reift unsere Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Raufsch wie den Frost! Lehrt und
beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rath!

DIE KÜRZE

„Warum bist du so kurz? liebst du, wie vormals, denn
Nun nicht mehr den Gefang? fandst du, als
Jüngling, doch
In den Tagen der Hoffnung,
Wenn du fangest, das Ende nie?“

Wie mein Glück, ist mein Lied.—Willst du im Abendroth
Froh dich baden? Hinweg ist's, und die Erd' ist kalt,
Und der Vogel der Nacht schwirrt
Unbequem vor das Auge dir.

AN DIE PARZEN

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gefange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gefättiget, dann mir sterbe.

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen,

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

ABBITTE

Heilig Wesen! gestört hab' ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren,
Tiefen Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.

O vergiß es, vergieb! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh' ich dahin und du
Ruhst und glänzest in deiner
Schöne wieder, du süßes Licht!

DER GUTE GLAUBE

Schönes Leben! Du liegst krank und das Herz ist mir
Müd' vom Weinen, und schon dämmert die Furcht
in mir;

Doch, doch kann ich nicht glauben,
Daß du sterbest, so lang du liebst.

[ABSCHIEDSWORTE]

An Diotima

Wenn ich sterbe mit Schmach, wenn an den Frechen
nicht

Meine Seele sich rächt, wenn ich hinunter bin,
Von des Genius Feinden
Überwunden, ins feige Grab,

Dann vergiß mich, o dann rette vom Untergang
Meinen Namen auch du, gütiges Herz! nicht mehr,
Dann erröthe, die du mir
Hold gewesen, doch eher nicht!

Aber weiß ich es nicht? Wehe! du liebender
Schutzgeist! ferne von dir spielen zerreißen bald
Auf den Saiten des Herzens
Alle Geister des Todes mir.

O so bleiche dich denn, Loke der muthigen
Jugend! heute noch du lieber, als morgen, mir.

.
.

.
. hier, wo am einsamen
Scheidewege der Schmerz mich,
Mich der Tödtende niederwirft.

MENSCHENBEIFALL

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz
taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltfamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber find.

DIE LAUNISCHEN

Hör' ich ferne nur her, wenn ich für mich geklagt,
Saitenspiel und Gefang, schweigt mir das Herz doch
gleich;

Bald auch bin ich verwandelt,
Blinkst du, purpurner Wein! mich an

Unter Schatten des Walds, wo die gewaltige
Mittagssonne mir fanft über dem Laube glänzt;
Ruhig siz' ich daselbst, wenn
Zürnend schwerer Belaidigung

Ich im Felde geirrt – Zürnen zu gerne doch
Deine Dichter, Natur! trauern und weinen leicht,
Die Beglückten; wie Kinder,
Die zu zärtlich die Mutter hält,

Sind sie mürrisch und voll herrischen Eigenfinns;
Wandeln still sie des Wegs, irret Geringes doch
Bald sie wieder; sie reißen
Aus dem Gleise sich sträubend dir.

Doch du rührest sie kaum, Liebende! freundlich an,
Sind sie friedlich und fromm; fröhlich gehorchen sie;
Du lenkst, Meisterin! sie mit
Weichem Zügel, wohin du willst.

DER TOD FÜR'S VATERLAND

Du kömmt, o Schlacht! schon woogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,
Wo kek herauf die Würger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms, doch sichrer

Kömmt über sie die Seele der Jünglinge,
Denn die Gerechten schlagen, wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgefänge
Lähmen die Knie der Ehrelosen.

O nimm mich, nimm mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tod!
Umsonst zu sterben, lieb' ich nicht, doch
Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland – und bald ist's gescheh'n! Zu euch,
Ihr Theuern! komm' ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürftet' ich euch zu seh'n,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling und brüderlich ist's hier unten;

Und Siegesboten kommen herab: Die Schlacht
Ist unfer! Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Todten! Dir ist,
Liebes! nicht Einer zu viel gefallen.

DEM SONNENGOTT

[Erste Fassung]

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gefehn, wie, müde seiner
Fahrt, der entzükende Götterjüngling

Die jungen Loken badet' im Goldgewölk;
Und jezt noch blickt mein Auge von selbst nach ihm;
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Dich lieb' ich, Erde! trauerst du doch mit mir!
Und unfre Trauer wandelt, wie Kinderschmerz,
In Schlummer sich, und wie die Winde
Flattern und flüftern im Saitenspiele,

Bis ihm des Meisters Finger den schönern Ton
Entlokt, so spielen Nebel und Träum' um uns,
Bis der Geliebte wiederkömt und
Leben und Geist sich in uns entzündet.

SONNENUNTERGANG

[Zweite Fassung]

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzükende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach.
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

DER ZEITGEIST

Zu lang schon waltest über dem Haupt mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! wie ein Knabe, seh' ich zu Boden oft,
Such' in der Höhle Rettung vor dir, und möcht',
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Allererfchütt'rer! wo du nicht wärest.

Laß endlich, Vater! offenen Aug's mich dir
Begegnen! hast denn du nicht zuerst den Geist
Mit deinem Stral aus mir geweckt? mich
Herrlich an's Leben gebracht, o Vater! —

Wohl keimt aus jungen Reben uns heil'ge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn sie still im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächt'ger wekfst du

Die reine Seele Jünglingen auf, und lehrst
Die Alten weise Künste; der Schlimme nur
Wird schlimmer, daß er bald' er ende,
Wenn du, Erschütterer! ihn ergreiffest.

DIE SCHEINHEILIGEN DICHTER

Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand! ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt ist die Erde, wer mag ihr danken? —

Getrost, ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,
Wenn schon aus euern Nahmen die Seele schwand,
Und ist ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur! so gedenkt man deiner.

DES MORGENS

Vom Thau glänzt der Rafen; beweglicher
Eilt schon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr schwankes Haupt und im Geblättern
Rauscht es und schimmert; und um die grauen

Gewölke streifen röthliche Flammen dort,
Verkündende, sie wallen geräufchlos auf;
Wie Fluthen am Gestade, woogen
Höher und höher die Wandelbaren.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu schnell,
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
Auge, du Freudiger! zu, so lang du

In deiner Schöne jugendlich blickst und noch
Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist;
Du möchtest immer eilen, könnt' ich,
Göttlicher Wanderer! mit dir: doch lächelst

Des frohen Übermüthigen du, daß er
Dir gleichen möchte; seegne mir lieber dann
Mein sterblich Thun und heitre wieder,
Gütiger! heute den stillen Pfad mir!

ABENDPHANTASIE

Vor feiner Hütte ruhig im Schatten sitzt
Der Pflüger, dem Genügsamen raucht sein Heerd.
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren icht die Schiffer zum Hafen auch,
In fernen Städten fröhlich verraucht des Markts
Geschäft'ger Lärm; in stiller Laube
Glänzt das gefellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh' und Ruh'
Ist alles freudig; warum schläft denn
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühen die Rosen und ruhig scheint
Die goldne Welt; o dorthin nimmt mich,
Purpurne Wolken! und möge droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb' und Laid! —
Doch, wie verscheucht von thöriger Bitte, flieht
Der Zauber; dunkel wird's und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich —

Komm du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend! verglühst du ja,
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann das Alter.

DER MAIN

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich fehn, und öfters über die Berg' enteilt
Das Herz mir, und die Wünsche wandern
Über das Meer, zu den Ufern, die mir

Vor andern, so ich kenne, gepriesen sind;
Doch lieb ist in der Ferne nicht Eines mir,
Wie jenes, wo die Götterföhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Ach! einmal dort an Suniums Küfte möcht'
Ich landen, deine Säulen, Olympion!
Erfragen, dort, noch eh der Nordsturm
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Götterbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist! — und o ihr schönen
Inseln Ioniens, wo die Lüfte

Vom Meere kühl an warme Gestade wehn,
Wenn unter kräft'ger Sonne die Traube reift,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gefänge die Seufzer wandelt,

Wenn die Betrübtten izt ihr Limonenwald
Und ihr Granatbaum, purpurner Äpfel voll,
Und süßer Wein und Pauk' und Zithar
Zum labyrinthischen Tanze ladet. —

Zu euch vielleicht, ihr Inseln! geräth noch einst
Ein heimathloser Sänger; denn wandern muß
Von Fremden er zu Fremden, und die
Erde, die freie, sie muß ja, leider!

Statt Vaterlands ihm dienen, solange er lebt,
Und wenn er stirbt – doch nimmer vergess' ich dich,
So fern ich wandre, schöner Main! und
Deine Gestade, die vielbeglückten.

Gastfreundlich nahmst du, Stolzer! bei dir mich auf
Und heitertest das Auge dem Fremdlinge,
Und stillhingleitende Gefänge
Lehrtest du mich und geräuschlos Leben.

O ruhig mit den Sternen, du Glücklicher!
Wallst du von deinem Morgen zum Abend fort,
Dem Bruder zu, dem Rhein; und dann mit
Ihm in den Ocean freudig nieder!

DIE GÖTTER

Du stiller Aether! immer bewahrst du schön
Die Seele mir im Schmerz, und es adelt sich
Zur Tapferkeit vor deinen Stralen,
Helios! oft die empörte Brust mir.

Ihr guten Götter! arm ist, wer euch nicht kennt,
Im rohen Bufen ruhet der Zwist ihm nie,
Und Nacht ist ihm die Welt und keine
Freude gedeihet und kein Gefang ihm.

Nur ihr, mit eurer ewigen Jugend, nährt
In Herzen, die euch lieben, den Kinderfinn,
Und laßt in Sorgen und in Irren
Nimmer den Genius sich vertrauern.

HEIDELBERG

Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Luft,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlichschönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf der Brücke mich an, da ich vorüber gieng
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurigfroh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu
schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluthen der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All ihm nach, und es bebte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hieng die gigantische,
Schikfaalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern zerrissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riefenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Bilder
Rauschten über die Burg herab.

Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

DER NEKAR

In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem
Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmst uns mit
Zum stillerhabnen Rhein, zu feinen
Städten hinunter und luftgen Inseln.

Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde, mir
Zum goldenen Pactol, zu Smirnas
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht ich

Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt,
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Ioniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchfäufelt, wenn die Sonne den Weinstok wärmt,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gefänge die Seufzer wandelt,

Wenn fein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt und der Mastyxbaum
Von Harze träuft und Pauk und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schuzgott einft; doch weicht mir aus treuem
Sinn

Auch da mein Nekar nicht mit feinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

EMPEDOKLES

Das Leben suchst du, suchst, und es quillt und glänzt
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir,
Und du in schauerndem Verlangen
Wirfst dich hinab in des Aetna Flammen.

So schmelzt' im Weine Perlen der Übermuth
Der Königin; und mochte sie doch! Hättst du
Nur deinen Reichtum nicht, o Dichter,
Hin in den gährenden Kelch geopfert!

Doch heilig bist du mir, wie der Erde Macht,
Die dich hinwegnahm, kühner Getödteter!
Und folgen möcht' ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.

[AN EINE FÜRSTIN VON DESSAU]

Aus stillem Hauße senden die Götter oft
Auf kurze Zeit zu Fremden die Lieblinge,
Damit, erinnert, sich am edlen
Bilde der Sterblichen Herz erfreue.

So kommst du aus Luifiums Hainen auch,
Aus heilger Schwelle dort, wo geräuschlos rings
Die Lüfte sind und friedlich um dein
Dach die gefelligen Bäume spielen,

Aus deines Tempels Freuden, o Priesterin!
Zu uns, wenn schon die Wolke das Haupt uns beugt
Und kalt und wild ein Ungewitter
Längst überm göttlichen Haupt uns wandelt.

O theuer warft du, Priesterin! da du dort
Im Stillen göttlich Feuer behütetest;
Doch theurer heute, da du Zeiten
Unter den Zeitlichen seegnend feierst.

Denn wo die Reinen wandeln, vernehmlicher
Ist da der Geist, und offen und heiter blühn
Des Lebens dämmernde Gestalten
Da, wo ein sicheres Licht erscheint.

Und wie auf dunkler Wolke der schweigende,
Der schöne Bogen blühet, ein Zeichen ist
Er künftger Zeit, ein Angedenken
Seeliger Tage, die einst gewesen,

So ist dein Leben, heilige Fremdlingin!
Wenn du Vergangnes über Italiens
Zerbrochenen Säulen siehst, wenn du
Grünen aus stürmischer Zeit betrachtest.

DER PRINZESSIN AUGUSTE VON
HOMBURG

Den 28sten November 1799

Noch freundlichzögernd scheidet vom Auge dir
Das Jahr, und in hesperischer Milde glänzt
Der Winterhimmel über deinen
Gärten, den dichtrischen, immergrünen.

Und da ich deines Festes gedacht' und sann,
Was ich dir dankend reichte, da weilten noch
Am Pfade Blumen, daß sie dir zur
Blühenden Krone, du Edle, würden.

Doch Andres beut dir, Größeres, hoher Geist!
Die festlichere Zeit, denn es hallt hinab
Am Berge das Gewitter, sieh! und
Klar, wie die ruhigen Sterne, gehen

Aus langem Zweifel reine Gestalten auf;
So dünkt es mir; und einsam, o Fürstin! ist
Das Herz der Freigebornen wohl nicht
Länger im eigenen Glück; denn würdig

Gefellt im Lorbeer ihm der Heroë sich,
Der schöngereifte, ächte; die Weisen auch,
Die Unfern sind es werth; sie bliken
Still aus der Höhe des Lebens, die ernstest
Alten.

Geringe dünkt der träumende Sänger sich,
Und Kindern gleich am müßigen Saitenspiel,
Wenn ihn der Edeln Glück, wenn ihn die
That und der Ernst der Gewaltigen aufweckt.

Doch herrlicht mir dein Nahme das Lied; dein Fest,
Augusta! durft' ich feiern; Beruf ist mirs,
Zu rühmen Höhers, darum gab die
Sprache der Gott und den Dank ins Herz mir.

O daß von diesem freudigen Tage mir
Auch meine Zeit beginne, daß endlich auch
Mir ein Gefang in deinen Hainen,
Edle! gedeihe, der deiner werth sei.

GESANG DES DEUTSCHEN

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allduldend, gleich der schweigenden Mutter Erd',
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben!

Sie erndten den Gedanken, den Geist von dir,
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
Dich, ungestalte Rebe! daß du
Schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! bin ich der deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele läugnest.

Doch magst du manches Schöne nicht bergen mir;
Oft stand ich, überschauend das sanfte Grün,
Den weiten Garten, hoch in deinen
Lüften auf hellem Gebirg' und sah dich.

An deinen Strömen gieng ich und dachte dich,
Indeß die Töne schüchtern die Nachtigall
Auf schwanker Weide fang, und still auf
Dämmerndem Grunde die Welle weilte.

Und an den Ufern sah ich die Städte blühn,
Die Edlen, wo der Fleiß in der Werkstatt schweigt,
Die Wissenschaft, wo deine Sonne
Milde dem Künstler zum Ernste leuchtet.

Kennst du Minervas Kinder? sie wählten sich
Den Oelbaum früh zum Lieblinge; kennst du sie?
Noch lebt, noch waltet der Athener
Seele, die sinnende, still bei Menschen,

Wenn Platons frommer Garten auch schon nicht
mehr
Am alten Strome grünt, und der dürftge Mann
Die Heldenasche pflügt, und scheu der
Vogel der Nacht auf der Säule trauert.

O heilger Wald! o Attika! traf Er doch
Mit seinem furchtbarn Strale dich auch, so bald,
Und eilten sie, die dich belebt, die
Flammen entbunden zum Aether über?

Doch, wie der Frühling, wandelt der Genius
Von Land zu Land. Und wir? ist denn Einer auch
Von unsern Jünglingen, der nicht ein
Ahnden, ein Räthsel der Brust, verschwiege?

Den deutschen Frauen danket! sie haben uns
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt,
Und täglich fühnt der holde klare
Friede das böse Gewirre wieder.

Wo find jezt Dichter, denen der Gott es gab,
Wie unsern Alten, freudig und fromm zu seyn,
Wo Weise, wie die unsre find? die
Kalten und Kühnen, die Unbestechbarn!

Nun! sei gegrüßt in deinem Adel, mein Vaterland,
Mit neuem Nahmen, reifeste Frucht der Zeit!
Du letzte und du erste aller
Musen, Urania! sei gegrüßt mir!

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
Das einzig, wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut, wie du, sei. —

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest? —
Doch wie erräth der Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

MEIN EIGENTUM

In feiner Fülle ruhet der Herbsttag nun,
Geläutert ist die Traub, und der Hain ist roth
Von Obst, wenn schon der holden Blüten
Manche der Erde zum Danke fielen.

Und rings im Felde, wo ich den Pfad hinaus,
Den stillen, wandle, ist den Zufriedenen
Ihr Gut gereift, und viel der frohen
Mühe gewähret der Reichtum ihnen.

Vom Himmel lächelt zu den Geschäftigen
Durch ihre Bäume milde das Licht herab,
Die Freude theilend, denn [es] wuchs durch
Hände der Menschen allein die Frucht nicht.

Und leuchtest du, o Goldnes, auch mir, und wehst
Auch du mir wieder, Lüftchen, als seegnetest
Du eine Freude [mir, wie einst,] und
Irrst, wie um Glückliche, mir am Busen?

Einst war ich's; doch, wie Rosen, vergänglich war
Das fromme Leben, ach! und es mahnen noch,
Die blühend mir geblieben sind, die
Holden Gestirne zu oft mich deffen.

Beglückt, wer, ruhig liebend ein frommes Weib,
Am eignen Heerd in friedlicher Heimath lebt,
Es leuchtet über vestem Boden
Schöner dem ficheren Mann sein Himmel.

Denn, wie die Pflanze, wurzelt auf eigenem Grund
Sie nicht, verglüht die Seele des Sterblichen,
Der mit dem Tageslichte nur, ein
Armer, auf heiliger Erde wandelt.

Zu mächtig, ach! ihr himmlischen Höhen, zieht
Ihr mich empor; bei Stürmen, am heitern Tag
Fühl ich verzehrend euch im Bufen
Wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte.

Doch heute laß mich stille den trauten Pfad
Zum Haine gehn, dem golden die Wipfel
schmückt
Sein sterbend Laub, und kränzt auch mir die
Stirne, ihr holden Erinnerungen!

Und daß mir doch zu retten mein sterblich Herz,
Wie andern, eine bleibende Stätte sei,
Und heimathlos die Seele mir nicht
Über das Leben hinweg sich sehne,

Sei du, Gefang, mein freundlich Asyl! sei du,
Beglückender! mit sorgender Liebe mir
Gepflegt, du Garten, wo ich, wandelnd
Unter den Blüthen, den immerjungen,

In sichrer Einfalt wohne, wenn draußen mir
Mit ihren Wellen allen die mächtige Zeit,
Die Wandelbare, fern rauscht, und die
Stillere Sonne mein Wirken fördert.

Ihr seegnet gütig über den Sterblichen,
Ihr Himmelskräfte, jedem sein Eigentum,
O seegnet meines auch, und daß zu
Frühe die Parze den Traum nicht ende.

DER FRIEDEN

.
Wie wenn die alten Waffer, in andern Zorn,
In fchröklichern, verwandelt, wieder
Kämen, zu reinigen, da es noth war,

So gährt' und wuchs und woogte von Jahr zu Jahr
Raftlos und überfchwemmte das bange Land
Die unerhörte Schlacht, daß weit hüllt
Dunkel und Bläffe das Haupt der Menfchen.

Die Heldenkräfte flogen, wie Wellen, auf
Und fchwanden weg, du kürzteft, o Rächerin!
Der fie gedient, die Arbeit fchnell und
Brachteft in Ruhe fie heim, die Streiter.

O du, die unerbittlich und unbefiegt
Zu feiner Zeit den Übergewaltgen trifft,
Daß bis ins lezte Glied hinab vom
Schlage fein armes Gefchlecht erzittert,

Die du geheim den Stachel und Zügel hältft,
Zu hemmen und zu fördern, o Nemefis,
Strafft du die Todten noch? es fchliefen
Unter Italiens Lorbeergärten

Sonft ungestört die alten Eroberer.
Und schonft du auch des müßigen Hirten nicht?
Und haben endlich wohl genug den
Üppigen Schlummer gebüßt die Völker?

Wer hub es an? wer brachte den Fluch? von heut
Ifts nicht und nicht von gestern, und die zuerst
Das Maas verloren, unfre Väter
Wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie.

Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen
Sich gern aufs Haupt, und zanken um Herrschaft sich,
Den Nachbar fürchtend, und es hat auf
Eigenem Boden der Mann nicht Seegen.

Und unftät wehn und irren, dem Chaos gleich,
Dem gährenden Geschlechte die Wünsche nach,
Und wild ist und verzagt und kalt von
Sorgen das Leben der Armen immer.

Du aber wandelst ruhig die sichere Bahn,
O Mutter Erd! im Lichte. Dein Frühling blüht,
Melodisch wechselnd gehn dir hin [die]
Wachsenden Zeiten, du Lebensreiche!

Mit deinem stillen Ruhme, Gütigster!
Mit deinen ungeschriebnen Gesetzen auch,
Mit deiner Liebe komm und gib ein
Bleiben im Leben, ein Herz uns wieder.

Unschuldiger! sind klüger die Kinder doch
Beinahe, denn wir Alten; es irrt der Zwist
Den Guten nicht den Sinn, und klar und
Freudig ist ihnen ihr Auge blieben.

Und wie mit andern Schauenden lächelnd ernst
Der Richter auf der Jünglinge Rennbahn sieht,
Wo glühend [sich] die Kämpfer und die
Wagen in stäubenden Wolken treiben,

So steht und lächelt Helios über uns,
Und einsam ist der Göttliche, Frohe nie,
Denn ewig wohnen sie, des Aethers
Blühende Sterne, die Heiligfreien.

PALINODIE

Was dämmert um mich, Erde! dein freundlich Grün?
Was wehst du wieder, Lüftchen, wie einst, mich an?
In allen Wipfeln rauschts . . .

.

Was wekt ihr mir die Seele? was regt ihr mir
Vergangnes auf, ihr Guten? o schonet mein
Und laßt sie ruhn, die Asche meiner
Freuden, ihr spottetet nur! o wandelt,

Ihr schikfaallosen Götter, vorbei und blüht
In eurer Jugend über dem Alternden,
Und wollt ihr zu den Sterblichen euch
Gerne gefallen, so blüht der Jungfrau

Euch viel, der jungen Helden, und schöner spielt
Der Morgen um die Wange der Glücklichen,
Und lieblich tönen
Euch die Gefänge der Mühelosen.

Ach! vormals rauschte leicht des Gefanges Quell'
Auch mir vom Busen, da noch die Freude mir,
Die himmlische, vom Auge glänzte

.

Verföhnung, o Verföhnung, ihr gütigen,
Ihr immergleichen Götter! und helft ihr mir,
Weil ihr die reinen Quellen liebt

.

[NACHRUF]

Wohl geh' ich täglich andere Pfade, bald
Ins Grün im Walde, [oder] zur Quelle bald,
Zum Felsen, wo die Rosen blühen,
Blike vom Hügel ins Land; doch nirgend,

Du Holde, nirgend find' ich im Lichte dich,
Und in die Lüfte schwinden die Worte mir,
Die frommen, die bei dir ich ehemals

.

Ja! ferne bist du, feliges Angesicht!
Und deines Lebens Wohllaut verhallt, von mir
Nicht mehr belauscht, und ach! wo seid ihr,
Zaubergefänge, die einst das Herz mir

Befänftiget mit Ruhe der Himmlischen?
Wie lang' ifts! o wie lange! der Jüngling ist
Gealtert, selbst die Erde, die mir
Damals gelächelt, ist anders worden.

O lebe wohl! es scheidet und kehrt zu dir
Die Seele jeden Tag, und es weint um dich
Das Auge, daß es helle wieder
Dort, wo du säumest, hinüberblike.

[AM ABEND]

Geh unter, schöne Sonne, sie achteten
Nur wenig dein, sie kannten dich, Heilge, nicht,
Denn mühelos und stille bist du
Über den mühsamen aufgegangen.

Mir gehst [du] freundlich unter und auf, o Licht!
Und wohl erkennt mein Auge dich, herrliches!
Denn göttlich stille ehren lernt' ich,
Da Diotima den Sinn mir heilte.

O du, des Himmels Botin, wie lauscht' ich dir!
Dir, Diotima! Liebe! wie sah von dir
Zum goldnen Tage dieses Auge
Staunend und dankend empor. Da rauschten

Lebendiger die Quellen, es athmeten
Der dunkeln Erde Blüten mich liebend an,
Und lächelnd über Silberwolken
Neigte sich segnend herab der Aether.

DIE HEIMATH

[Erste Fassung]

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom
Von fernen Inseln, wo er geerndtet hat.
Wohl möcht' auch ich zur Heimath wieder;
Aber was hab' ich, wie Laid, geerndtet?

Ihr holden Ufer, die ihr mich auferzogt,
Stillt ihr der Liebe Leiden? ach gebt ihr mir,
Ihr Wälder meiner Kindheit! wann ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

DIE HEIMATH

[Zweite Fassung]

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom
Von Inseln fernher, wenn er geerndtet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viele, wie Laid, geerndtet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einft,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einft, der Heimath

Verehrte sichere Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile,

Ihr treugebliebenen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Laid, diß heilet so bald mir nicht,
Diß singt kein Wiegenfang, den tröstend
Sterbliche fingen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter, schenken heiliges Laid uns auch.
Drum bleibe diß. Ein Sohn der Erde
Schein' ich: zu lieben gemacht, zu leiden.

Die wir glauben, erwächst einziggenüßig noch,
Einzig edel und fromm über dem ehernen,
Wilden Boden die Liebe,
Gottes Tochter, von ihm allein.

Sei gesegnet, o sei, himmlische Pflanze, mir
Mit Gefange gepflegt, wenn des ätherischen
Nektars Kräfte dich nähren,
Und der schöpfrische Stral dich reift.

Wachs und werde zum Wald! eine beseltere,
Vollentblühende Welt! Sprache der Liebenden
Sei die Sprache des Landes,
Ihre Seele der Laut des Volks!

LEBENS LAUF

[Erste Fassung]

Hochauf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Bald ihn nieder; das Laid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf' ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam.

LEBENS LAUF

[Zweite Fassung]

Größers wolltest auch du, aber die Liebe zwingt
All uns nieder, das Laid beuget gewaltiger,
Doch es kehret umsonst nicht
Unser Bogen, woher er kommt.

Aufwärts oder hinab! wehet in heil'ger Nacht,
Wo die stumme Natur werdende Tage sinnt,
Weht im nüchternen Orkus
Nicht ein liebender Othem auch?

Dißerfuhr ich. Denn nie, sterblichen Meistern gleich,
Habt ihr Himmlischen, ihr Alleserhaltenden,
Daß ich wüßte, mit Vorsicht
Mich des ebenen Pfads geführt.

Alles prüfe der Mensch, fagen die Himmlischen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern',
Und verstehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.

DIE LIEBENDEN

[Erste Fassung]

Trennen wollten wir uns, wähten es gut und klug,
Da wirs thaten, warum schrökte, wie Mord, die
That?

Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

DER ABSCHIED

[Zweite Fassung]

Trennen wollten wir uns? wähten es gut und klug?
Da wirs thaten, warum schrökte, wie Mord, die
That?

Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verrathen? ach ihn, welcher uns alles erst,
Sinn und Leben erschuff, ihn, den befeelenden
Schutzgott unferer Liebe,
Diß, diß Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menschen Sinn,
Andern ehernen Dienst übt er und anders Recht,
Und es fodert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzweiende Haß Götter und Menschen trennt,
Muß, mit Blut sie zu sühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich schweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieses Tödtliche sehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einsame ziehe,
Und noch unfer der Abschied sei!

Reich die Schaale mir selbst, daß ich des rettenden
Heiligen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß alles,
Haß und Liebe, vergessen sei!

Hingehn will ich. Vielleicht seh' ich in langer Zeit
Diotima! dich hier. Aber verblutet ist
Dann das Wünschen und friedlich
Gleich den Seeligen, fremd sind wir,

Und ein ruhig Gespräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd, doch izt faßt die Vergessenen
Hier die Stelle des Abschieds,
Es erwarmet ein Herz in uns,

Stauend seh' ich dich an, Stimmen und süßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenspiel,
Und befreiet in Lüfte
Fliegt in Flammen der Geist uns auf.

DIOTIMA

[Erste Fassung]

Du schweigst und duldest, und sie verstehn dich nicht;
Du, heilig Leben! welkest hinweg und schweigst,
Denn ach! vergebens bei Barbaren
Suchst du die Deinen im Sonnenlichte,

Die zärtlichgroßen Seelen, die nimmer find!
Doch eilt die Zeit. Noch siehet mein sterblich Lied
Den Tag, der, Diotima! nächst den
Göttern mit Helden dich nennt, und dir gleicht.

DIOTIMA

[Zweite Fassung]

Du schweigst und duldest, denn sie verstehn dich nicht,
Du edles Leben! siehest zur Erd' und schweigst
Am schönen Tag, denn ach! umsonst nur
Suchst du die Deinen im Sonnenlichte,

Die Königlichen, welche, wie Brüder doch,
Wie eines Hains gefellige Gipfel sonst
Der Lieb' und Heimath sich und ihres
Immerumfangenden Himmels freuten,

Des Ursprungs noch in tönender Brust gedenk;
Die Dankbarn, sie, sie mein' ich, die einzigtreu
Bis in den Tartarus hinab die Freude
Brachten, die Freien, die Göttermenschen,

Die zärtlichgroßen Seelen, die nimmer find;
Denn sie beweint, so lange das Trauerjahr
Schon dauert, von den vor'gen Sternen
Täglich gemahnet, das Herz noch immer,

Und diese Todtenklage, sie ruht nicht aus.
Die Zeit doch heilt. Die Himmlischen sind jezt stark,
Sind schnell. Nimmt denn nicht schon ihr altes
Freudiges Recht die Natur sich wieder?

Sieh! eh noch unfer Hügel, o Liebe, sinkt,
Geschichts, und ja! noch ziehet mein sterblich Lied
Den Tag, der, Diotima! nächst den
Göttern mit Helden dich nennt, und dir gleicht.

IHRE GENESUNG

[Erste Fassung]

Deine Freundin, Natur! leidet und schläft, und du
Allbelebende säumst? ach, und ihr heilt sie nicht,
Mächt'ge Lüfte des Aethers,
Nicht, ihr Quellen des Sonnenlichts?

Alle Blumen der Erd', alle die fröhlichen,
Schönen Früchte des Hains, heitern sie alle nicht
Dieses Leben, ihr Götter!
Das ihr selber in Lieb' erzogt? —

Ach! schon athmet und tönt heilige Lebensluft
Ihr im reizenden Wort wieder, wie sonst, und schon
Glänzt das Auge des Lieblings
Freundlichoffen, Natur! dich an.

IHRE GENESUNG

[Zweite Fassung]

Sieh! dein Liebstes, Natur, leidet und schläft, und du,
Allesheilende, säumst? oder ihr seids nicht mehr,
Zarte Lüfte des Aethers,
Und ihr Quellen des Morgenlichts?

Alle Blumen der Erd, alle die goldenen
Frohen Früchte des Hains, alle sie heilen nicht
Dieses Leben, ihr Götter,
Das ihr selber doch euch erzogt?

Ach! schon athmet und tönt heilige Lebensluft
Ihr im reizenden Wort wieder, wie sonst, und schon
Glänzt in zärtlicher Jugend
Deine Blume, wie sonst, dich an,

Heilge Natur, o du, welche zu oft, zu oft,
Wenn ich trauernd versank, lächelnd mein zwei-
felndes
Haupt mit Gaaben umkränzte,
Jugendliche, nun auch, wie sonst!

Wenn ich alte dereinst, siehe, so geb ich dir,
Die mich täglich verjüngt, Allesverwandelnde,
Deiner Flamme die Schlaken,
Und ein anderer leb ich auf.

[AN EINE VERLOBTE]

Des Wiedersehens Thränen, des Wiedersehns
Umfangen, und dein Auge bei seinem Gruß, —
Weislegend möcht' ich diß und all der
Zaubrischen Liebe Geschik dir fingen.

Zwar jezt auch, junger Genius! bist du schön,
Auch einsam, und es freuet sich in sich selbst,
Es blüht von eigenem Geist und liebem
Herzensgefange die Musentochter.

Doch anders ist's in feeliger Gegenwart,
Wenn an des Neugefundenen Blike dein Geist sich
kennt,
Wenn friedlich du vor seinem Anschau
Wieder in goldner Wolke wandelst.

Indessen denk', ihm leuchte das Sonnenlicht,
Ihn tröst' und mahne, wenn er im Felde schläft,
Der Liebe Stern, und heitre Tage
Spare zum Ende das Herz sich immer.

Und wenn er da ist und die geflügelten,
Die Liebesstunden, schneller und schneller find,
Dann sich dein Brauttag neigt und trunkner
Schon die beglückenden Sterne leuchten:

Nein! ihr Geliebten! nein, ich beneid' euch nicht!
Unschädlich, wie vom Lichte die Blume lebt,
So leben gern vom schönen Bilde
Träumend und feelig und arm die Dichter.

RÜCKEHR IN DIE HEIMATH

Ihr milden Lüfte! Boten Italiens!

Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr woogenden Gebirg! o all ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihrs wieder?

Du stiller Ort! in Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehrenden,
Und du mein Haus, und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekanntnen!

Wie lang ist's, o wie lange! des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend, und Lieb' und Luft,
Doch du, mein Vaterland! du heilig-
Duldendes! siehe, du bist geblieben.

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freun, erziehst du, theures! die Deinen auch
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche befänftiget
Und stille vor dem Schikfaal find, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

Lebt wohl dann, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und seegne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

DAS AHNENBILD

Ne virtus ulla pereat.

Alter Vater! Du blickst immer, wie ehemals, noch,
Da du gerne gelebt unter den Sterblichen,
Aber ruhiger nur, und,
Wie die Seeligen, heiterer

In die Wohnung, wo dich Vater! das Söhnlein nennt,
Wo es lächelnd vor dir spielt und den Muthwill übt,
Wie die Lämmer im Feld', auf
Grünem Teppiche, den zur Luft

Ihm die Mutter gegönnt. Ferne sich haltend, sieht
Ihm die Liebende zu, wundert der Sprache sich
Und des jungen Verstandes
Und des blühenden Auges schon.

Und an andere Zeit mahnt sie der Mann, dein Sohn;
An die Lüfte des Mai's, da er geseufzt um sie,
An die Bräutigamstage,
Da der Stolze die Demuth lernt.

Doch es wandte sich bald. Sicherer, denn er war,
Ist er, herrlicher ist unter den Seinigen
Nun der Zweifachgeliebte,
Und ihm gehet fein Tagewerk.

Stiller Vater! auch du lebtest und liebtest so;
Darum wohnest du nun, als ein Unsterblicher,
Bei den Kindern, und Leben,
Wie vom schweigenden Aether, kommt

Öfters über das Haus, ruhiger Mann! von dir,
Und es mehrt sich, es reift, edler von Jahr zu Jahr,
In bescheidenem Glücke,
Was mit Hofnungen du gepflanzt.

Die du liebend erzogst, siehe! sie grünen dir,
Deine Bäume, wie sonst, breiten ums Haus den Arm,
Voll von dankenden Gaaben;
Sichrer stehen die Stämme schon;

Und am Hügel hinab, wo du den sonnigen
Boden ihnen gebaut, neigen und schwingen sich
Deine freudigen Reben,
Trunken, purpurner Trauben voll.

Aber unten im Haus ruhet, besorgt von dir,
Der gekelterte Wein. Theuer ist der dem Sohn,
Und er sparet zum Fest das
Alte, lautere Feuer sich.

Dann beim nächtlichen Mahl, wenn er, in Luft und
Ernst,
Von Verganem viel, vieles von Künftigem
Mit den Freunden gesprochen,
Und der letzte Gesang noch halt,

Hält er höher den Kelch, siehet dein Bild und spricht:
Deiner denken wir nun, dein, und so werd' und
bleib'

Ihre Ehre des Haußes
Guten Genien, hier und sonst!

Und es tönen zum Dank hell die Kryftalle dir;
Und die Mutter, fie reicht, heute zum erftenmal,
Daß es wiffe vom Fefte,
Auch dem Kinde von deinem Trank.

NATUR UND KUNST

oder

SATURN UND JUPITER

Du waltest hoch am Tag' und es blühet dein
Gesetz, du hältst die Waage, Saturnus Sohn!
Und theilst die Loof' und ruhest froh im
Ruhm der unsterblichen Herrscherkünste.

Doch in den Abgrund, fagen die Sänger sich,
Habst du den alten Vater, den eignen, einst
Verwiesen und es jammre drunten,
Da, wo die Wilden vor dir mit Recht find,

Schuldlos der Gott der goldenen Zeit schon längft;
Einst mühelos und größer, wie du, wenn schon
Er kein Gebot aussprach und ihn der
Sterblichen keiner mit Nahmen nannte.

Herab denn! oder schäme des Danks dich nicht!
Und willst du bleiben, diene dem Älteren,
Und gönn' es ihm, daß ihn vor Allen,
Göttern und Menschen, der Sänger nenne!

Denn, wie aus dem Gewölke dein Bliz, so kommt
Von ihm, was dein ist, siehe! so zeugt von ihm,
Was du gebeutst, und aus Saturnus
Frieden ist jegliche Macht erwachsen.

Und hab' ich erst am Herzen Lebendiges
Gefühlt und dämmert, was du gestaltetest,
Und war in ihrer Wiege mir, in
Wonne die wandelnde Zeit entschlafen,

Dann hör' ich dich, Kronion! und kenne dich,
Den weisen Meister, welcher, wie wir, ein Sohn
Der Zeit, Gesetze giebt und, was die
Heilige Dämmerung birgt, verkündet.

AN EDUARD

[Erste Fassung]

Euch alten Freunde droben, unsterbliches
Gestirn! euch frag' ich, Helden! woher es ist,
Daß ich so unterthan ihm bin, und
So der Gewaltige fein mich nennet?

Denn wenig kann ich bieten, nur wenig
Kann ich verlieren, aber ein liebes Glück,
Ein einziges, zum Angedenken
Reicherer Tage zurückgeblieben;

• Und so er mir's geböte, diß Eine noch,
Mein Saitenspiel, ich wagt' es, wohin er wollt',
Und mit Gefange folgt' ich, selbst in's
Ende der Tapferen ihm hinunter.

„Die Wolke“ — fäng' ich — „tränket mit Reegen dich,
Du Mutterboden! aber mit Blut der Mensch;
So ruht, so kühlt die Liebe sich, die
Droben und drunten nicht Gleiches findet.

„Wo ist am Tag ihr Zeichen? wo spricht das Herz
Sich aus? o wann im Leben, wann ist es frei,
Was unfer Wort nicht nennt, wann wird, was
Trauert, gebannt in die Nacht, fein Wunsch
ihm? —

„Jezt, wann die Opfer fallen, ihr Freunde! jezt!
Schon tritt hinzu der festliche Zug, schon blinkt
Der Stahl, die Wolke dampft, sie fallen, und es
Hallt in der Luft, und die Erde rühmt es!“

Wenn ich so singend fiele, dann rächtest du
Mich, mein Achill! und sprächest: „er lebte doch
Treu bis zuletzt!“ das ernste Wort, das
Spräche mein Feind und der Todtenrichter!

Doch weilen wir in Ruhe, du Lieber, noch;
Uns birgt der Wald, es hält das Gebirge dort,
Das mütterliche, noch die beiden
Brüder in sicherem Arm gefangen.

Uns ist die Weisheit Wiegenesang; sie webt
Um's Aug' ihr heilig Dunkel; doch öfters kömmt
Aus fernetönendem Gewölk die
Mahnende Flamme des Zeitengottes.

Es regt fein Sturm die Schwingen dir auf; dich ruft,
Dich nimmt der mächt'ge Vater hinauf; o nimm
Mich du, und trage deine leichte
Beute dem lächelnden Gott entgegen!

AN EDUARD

[Zweite Fassung]

Euch alten Freunde droben, unsterbliches
Gestirn, euch frag' ich, Helden! woher es ist,
Daß ich so unterthan ihm bin, und
So der Gewaltige fein mich nennet?

Nicht vieles kann ich bieten, nur wenig
Kann ich verlieren, aber ein liebes Glück,
Ein einziges, zum Angedenken
Reicherer Tage zurückgeblieben.

Singt dir den alten Wiegenfang, sie webt
Ums Aug' ihr heilig Dunkel, doch sieh! es flammt
Aus fernetönendem Gewölk die
Mahnende Flamme des Zeitengottes.

Es regt fein Sturm die Schwingen dir auf, dich ruft,
Dich nimmt der Herr der Helden hinauf; o nimm
Mich, du! mit dir! und bringe sie dem
Lächelnden Gotte, die leichte Beute!

ERMUNTERUNG

Echo des Himmels! heiliges Herz! warum,
Warum verstummst du unter den Lebenden?
Schläfst, Freies! von den Götterlosen
Ewig hinab in die Nacht verwiesen?

Wacht denn, wie vormals, nimmer des Aethers Licht
Und blüht die alte Mutter, die Erde, nicht?
Und übt der Geist nicht da und dort, nicht
Lächelnd die Liebe das Recht noch immer?

Nur du nicht mehr! Doch mahnen die Himmlischen,
Und stillebildend weht, wie ein kahl Gefild,
Der Othem der Natur dich an, der
Allerheiternde, seelenvolle.

O Hoffnung! bald, bald fingen die Haine nicht
Des Lebens Lob allein, denn es ist die Zeit,
Daß aus der Menschen Munde sie, die
Schönere Seele, sich neuverkündet,

Dann liebender, im Bunde mit Sterblichen,
Das Element sich bildet und dann erst reich,
Bei frommer Kinder Dank, der Erde
Brußt, die unendliche, sich entfaltet,

Und unfre Tage wieder, wie Blumen, find,
Wo sie des Himmels Sonne sich ausgetheilt
Im stillen Wechsel sieht und wieder
Froh in den Frohen das Licht sich findet,

Und Er, der sprachlos waltet und unbekannt
Zukünftiges bereitet, der Gott, der Geist
Im Menschenwort, am schönen Tage
Kommenden Jahren, wie einst, sich ausspricht.

UNTER DEN ALPEN GESUNGEN

Heilige Unschuld, du der Menschen und der
Götter liebste Vertrauteste! du magst im
Hauße oder draußen ihnen zu Füßen
Sizen, den Alten,

Immerzufriedner Weisheit voll; denn manches
Gute kennet der Mann, doch staunet er, dem
Wild gleich, oft zum Himmel, aber wie rein ist,
Reine, dir alles!

Siehe! das rauhe Thier des Feldes, gerne
Dient und trauet es dir, der stumme Wald spricht,
Wie vor Alters, seine Sprüche zu dir, es
Lehren die Berge

Heil'ge Geseze dich, und was noch jezt uns
Vielerfahrenen offenbar der große
Vater werden heißt, du darfst es allein uns
Helle verkünden.

So mit den Himmlischen allein zu seyn, und,
Geht vorüber das Licht und Strom und Wind und
Zeit eilt hin zum Ort, vor ihnen ein stetes
Auge zu haben,

Seeliger weiß und wünsch' ich nichts, so lange
Nicht auch mich, wie die Weide, fort die Fluth
nimmt,
Daß wohlaufgehoben, schlafend dahin ich
Muß in den Woogen;

Aber es bleibt daheim gern, wer in treuem
Bufen Göttliches hält, und frei will ich, so
Lang ich darf, euch all, ihr Sprachen des Himmels!
Deuten und fingen.

AN DIE DEUTSCHEN

[Erste Fassung]

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und
Sporn
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt,
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Stral aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O, ihr Lieben! so nimmt mich,
Daß ich büße die Lästernng!

AN DIE DEUTSCHEN

[Zweite Fassung]

Spottet nimmer des Kinds, wenn es, das alberne,
Auf dem Rosse von Holz herrlich und groß sich
dünkt,
O ihr Guten! auch wir find
Thatenarm und gedankenvoll!

Aber kommt, wie der Stral aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken vielleicht geistig und reif die That?
Folgt die Frucht, wie des Haines
Dunklem Blatte, der stillen Schrift?

Und das Schweigen im Volk, ist es die Feier schon
Vor dem Feste? die Furcht, welche den Gott ansagt?
O dann nimmt mich, ihr Lieben!
Daß ich büße die Lästernng.

Schon zu lange, zu lang irr' ich, dem Laien gleich,
In des bildenden Geists werdender Werkstatt hier,
Nur was blühet, erkenn' ich,
Was er finnet, erkenn' ich nicht.

Und zu ahnden ist süß, aber ein Leiden auch,
Und schon Jahre genug leb' ich in sterblicher
Unverständiger Liebe
Zweifelnd, immer bewegt vor ihm,

Der das stetige Werk immer aus liebender
Seele näher mir bringt, lächelnd dem Sterblichen,
Wo ich zage, des Lebens
Reine Tiefe zur Reife bringt.

Schöpferischer, o wann, Genius unsers Volks,
Wann erscheinst du ganz, Seele des Vaterlands,
Daß ich tiefer mich beuge,
Daß die leiseste Saite selbst

Mir verstumme vor dir, daß ich beschäm[t und still,]
Eine Blume der Nacht, himmlischer Tag, vor dir
Enden möge mit Freuden,
Wenn sie alle, mit denen ich

Vormals trauerte, wenn unsere Städte nun
Hell und offen und wach, reineren Feuers voll,
Und die Berge des deutschen
Landes Berge der Musen find,

Wie die herrlichen einst, Pindos und Helikon
Und Parnassos, und rings unter des Vaterlands
Goldnem Himmel die freie
Klare geistige Freude glänzt.

Wohl ist enge begränzt unsere Lebenszeit,
Unserer Jahre Zahl sehen und zählen wir,
Doch die Jahre der Völker,
Sah ein sterbliches Auge sie?

Wenn die Seele dir auch über die eigne Zeit
Sich, die sehnende schwingt, trauernd verweilst du
Dann am kalten Gestade
Bei den Deinen und kennst sie nicht.

ROUSSEAU

Wie eng begränzt ist unsere Tageszeit.
Wir fehn und staunen, und schon Abend ist,
Nun schlafe, wo unendlich ferne
Ziehen vorüber der Völker Jahre.

Und mancher überfiehet die eigne Zeit,
Ihm zeigt ein Gott ins Freie, doch sehndend steht
Am Ufer du, ein Ärgerniß den
Deinen, ein Schatten, und liebst sie nimmer.

Und jene, die du nennst die Verheißenen,
Wo find die Neuen, daß du an Freundeshand
Erwarmst, wo nahn sie, daß du einmal,
Einfame Rede, vernehmlich werdest?

Klanglos ist, armer Mann, in der Halle dir,
Und gleich den Unbegrabenen, irrest du
Unstät und suchest Ruh, und niemand
Weiß den beschiedenen Weg zu weisen.

Helle Morgen und ihr, Stunden der Nacht, wie oft,
Wenn er ihn sah, den Wagen deines Triumphs,
. . . und die Beute gefehn,
Und die Wilden in goldenen Ketten,

Und es fangen die Priester des Friedens
Dem liebenden Volk und seinem
Genius Wonnegefang in den Hainen
Des Frühlings!

Sei denn zufrieden! Der Baum entwächst
Dem heimatlichen Boden, aber es sinken ihm
Die liebenden, die jugendlichen
Arme, und trauernd neigt er sein Haupt.

Des Lebens Überfluß, das Unendliche,
Das um ihn . . . und dämmert, er faßt es nie.
Doch lebts in ihm, und gegenwärtig,
Wärmend und wirkend, die Frucht entquillt
ihm.

Du haft gelebt! ge . . . auch du, auch dir
Erfreut die ferne Sonne dein Haupt. . .
Die Stralen aus der schönern Zeit. Es
Haben die Boten dein Herz gefunden.

Vernommen haft du sie, verstanden die Sprache der
Fremdlinge,
Gedeutet ihre Seele! Dem Sehnenen war
Der Wink genug, und Winke find
Von Alters her die Sprache der Götter.

Und wunderbar, als hätte von Anbeginn
Des Menschen Geist das Werden und Wirken all,
Die alte Weise des Lebens erfahren,
. schon erfahren,

Kennt er im ersten Zeichen Vollendetes schon,
Und fliegt, der kühne Geist, wie Adler den
Gewittern, weisfagend seinen
Kommenden Göttern voraus

AN UNSRE GROSSEN DICHTER

[Erste Fassung]

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heiligem
Weine vom Schläfe die Völker wekend.

O wekt, ihr Dichter! wekt sie vom Schlummer
auch,
Die jezt noch schlafen, gebt die Geseze, gebt
Uns Leben, siegt, Heroën! ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

DICHTERBERUF

[Zweite Fassung]

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heiligem
Weine vom Schläfe die Völker wekend.

Und du, des Tages Engel! erwekft sie nicht,
Die jezt noch schlafen? gieb die Geseze, gieb
Uns Leben, siege, Meister, du nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

Nicht, was wohl sonst des Menschen Geschik und Sorg'
Im Haus und unter offenem Himmel ist,
Wenn edler, denn das Wild, der Mann sich
Wehret und nährt! denn es gilt ein anders,

Zu Sorg' und Dienst den Dichtenden anvertraut!
Der Höchste, der ist, dem wir geeignet find,
Daß näher, immerneu befunge,
Ihn die befreundete Brust vernehme.

Und dennoch, o ihr Himmlischen all, und all
Ihr Quellen und ihr Ufer und Hain' und
Höhn,
Wo wunderbar zuerst, als du die
Loken ergriffen, und unvergeßlich

Der unverhoffte Genius über uns,
Der schöpferische, göttliche kam, daß stumm
Der Sinn uns ward und, wie vom
Strale gerührt, das Gebein erbebte,

Ihr ruhelosen Thaten in weiter Welt!
Ihr Schicksaalstag', ihr reißenden, wenn der
Gott
Stillfinnend lenkt, wohin zorntrunken
Ihn die gigantischen Rosse bringen,

Euch sollten wir verschweigen, und wenn in uns
Vom stetigstillen Jahre der Wohllaut tönt,
So sollt' es klingen, gleich als hätte
Muthig und müßig ein Kind des Meisters

Geweihte, reine Saiten im Scherz gerührt?
Und darum hast du, Dichter! des Orients
Propheten und den Griechenfang und
Neulich die Donner gehört, damit du

Den Geist zu Diensten brauchst und die Gegenwart
Des Guten übereilest, in Spott, und den Albernern
Verläugnest, herzlos, und zum Spiele
Feil, wie gefangenes Wild, ihn treibest.

Bis aufgereizt vom Stachel im Grimme der
Des Ursprungs sich erinnert und ruft, daß selbst
Der Meister kommt, dann unter heißen
Todesgeschossen entseelt dich läffet.

Zu lang ist alles Göttliche dienstbar schon,
Und alle Himmelskräfte verscherzt, verbraucht
Die Gütigen, zur Luft, danklos, ein
Schlaues Geschlecht, und zu kennen
wähnt es,

Wenn ihnen der Erhabne den Aker baut,
Das Tagslicht und den Donnerer, und es späht
Das Schrohr wohl sie all und zählt und
Nennet mit Nahmen des Himmels Sterne.

Der Vater aber deket mit heilger Nacht,
Damit wir bleiben mögen, die Augen zu.
Nicht liebt er Wildes! doch es zwinget
Nimmer die weite Gewalt den Himmel.

Noch ifts auch gut, zu weise zu seyn. Ihn kennt
Der Dank. Doch nicht behält er es leicht allein,
Und gern gefellt, damit verstehn sie
Helfen, zu anderen sich ein Dichter.

Furchtlos bleibt aber, so er es muß, der Mann,
Einsam vor Gott, es schüzet die Einfalt ihn,
Und keiner Waffen brauchts und keiner
Listen, so lange, bis Gottes Fehl hilft.

STIMME DES VOLKS

[Erste Fassung]

Du feiest Gottes Stimme, so ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja, und ich sag' es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch

Hör' ich sie gern, und öfters bewegen sie
Und stärken mir das Herz, die gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln in's Meer sie die Bahn hinunter.

STIMME DES VOLKS

[Zweite Fassung]

Du feiest Gottes Stimme, so glaubt' ich sonst,
In heiliger Jugend; ja, und ich sag es noch!
Um unfre Weisheit unbekümmert
Rauschen die Ströme doch auch, und dennoch

Wer liebt sie nicht? und immer bewegen sie
Das Herz mir, hör [ich] ferne die Schwindenden,
Die Ahnungsvollen, meine Bahn nicht,
Aber gewisser ins Meer hin eilen.

Denn selbstvergeffen, allzubereit den Wunsch
Der Götter zu erfüllen, ergreift zu gern,
Was sterblich ist und einmal offenen
Auges auf eigenem Pfade wandelt,

Ins All zurück die kürzeste Bahn, so stürzt
Der Strom hinab, er suchet die Ruh, es reißt,
Es ziehet wider Willen ihn, von
Klippe zu Klippe den Steuerlosen

Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu,
Und kaum der Erd' entstiegen, deselben Tags
Kehrt weinend zum Geburtort schon aus
Purpurner Höhe die Wolke wieder.

Und Völker auch ergreiffet die Todesluft,
Und Heldenstädte finken; die Erde grünt
Und stille vor den Sternen liegt, den
Betenden gleich, in den Staub geworfen,

Freiwillig überwunden die lange Kunst
Vor jenen Unnachahmbaren da; er selbst,
Der Mensch, mit eigener Hand zerbrach, die
Hohen zu ehren, sein Werk der Künstler.

Doch minder nicht sind jene den Menschen hold,
Sie lieben wieder, so, wie geliebt sie sind,
Und hemmen öfters, daß er lang' im
Lichte sich freue, die Bahn des Menschen.

Und wie des Adlers Jungen, er wirft sie selbst,
Der Vater aus dem Neste, damit sie sich
Im Felde Beute suchen, so auch
Treiben uns lächelnd hinaus die Götter.

Wohl allen, die zur Ruhe gegangen sind
Und vor der Zeit gefallen, auch sie, auch sie
Geopfert gleich den Erstlingen der
Erndte, sie haben ihr Theil gewonnen!

Nicht, o ihr Theuern, ohne die Wonnen all
Des Lebens giengt ihr unter, ein Festtag ward
Noch einer euch zuvor, und dem gleich
Haben die Anderen keins gefunden.

Doch sichrer ist und größer und ihrer mehr,
Die Allen Alles ist, der Mutter werth,
In Eile zögernd, mit des Adlers
Luft, die geschwungnere Bahn zu wandeln.

Drum weil sie fromm ist, ehr' [ich] den Himmlischen
Zu lieb des Volkes Stimme, die ruhige,
Doch um der Götter und der Menschen
Willen sie ruhe zu gern nicht immer!

STIMME DES VOLKS

[Dritte Fassung]

Du seiest Gottes Stimme, so glaubt' ich sonst,
In heilger Jugend; ja, und ich sag' es noch!
Um unfre Weisheit unbekümmert
Rauschen die Ströme doch auch, und dennoch,

Wer liebt sie nicht? und immer bewegen sie
Das Herz mir, hör' ich ferne die Schwindenden,
Die Ahnungsvollen meine Bahn nicht,
Aber gewisser ins Meer hin eilen,

Denn selbstvergeffen, allzubereit, den Wunsch
Der Götter zu erfüllen, ergreift zu gern,
Was sterblich ist, wenn offenen Aug's auf
Eigenen Pfaden es einmal wandelt,

Ins All zurück die kürzeste Bahn; so stürzt
Der Strom hinab, er suchet die Ruh, es reißt,
Es zieht wider Willen ihn, von
Klippe zu Klippe den Steuerlosen

Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu;
Das Ungebundne reizet und Völker auch
Ergreift die Todeslust und kühne
Städte, nachdem sie versucht das Beste,

Von Jahr zu Jahr forttreibend das Werk, sie hat
Ein heilig Ende troffen; die Erde grünt
Und stille vor den Sternen liegt, den
Betenden gleich, in den Sand geworfen,

Freiwillig überwunden die lange Kunst
Vor jenen Unnachahmbaren da; er selbst,
Der Mensch, mit eigener Hand zerbrach, die
Hohen zu ehren, sein Werk der
Künstler.

Doch minder nicht sind jene den Menschen hold,
Sie lieben wieder, so wie geliebt sie sind,
Und hemmen öfters, daß er lang im
Lichte sich freue, die Bahn des Menschen.

Und nicht des Adlers Jungen allein, sie wirft
Der Vater aus dem Neste, damit sie nicht
Zu lang' ihm bleiben, uns auch treibt mit
Richtigem Stachel hinaus der Herrscher.

Wohl jenen, die zur Ruhe gegangen sind,
Und vor der Zeit gefallen, auch die, auch die
Geopfert, gleich den Erstlingen der
Erndte, sie haben ihr Theil gefunden.

Am Xanthos lag, in griechischer Zeit, die Stadt,
Jetzt aber, gleich den größeren, die dort ruhn,
Ist durch ein Schikfaal sie dem heiligen
Lichte des Tages hinweggekommen.

Sie kamen aber nicht in der offenen Schlacht,
Durch eigne Hand um. Fürchterlich ist
davon,
Was dort geschehn, die wunderbare
Sage von Osten zu uns gelanget.

Es reizte sie die Güte von Brutus. Denn
Als Feuer ausgegangen, so bot er sich
Zu helfen ihnen, ob er gleich, als
Feldherr,
Stand in Belagerung vor den Thoren.

Doch von den Mauern warfen die Diener sie,
Die er gesandt. Lebendiger ward darauf
Das Feuer und sie freuten sich, und ihnen
Streket' entgegen die Hände Brutus

Und alle waren außer sich selbst. Geschrei
Entstand und Jauchzen. Drauf in die Flammen
warf
Sich Mann und Weib, von Knaben stürzt' auch
Der in die Schlacht, in der Väter Schwerdt der.

Nicht rätlich ist es, Helden zu trozen. Längst
Wars aber vorbereitet. Die Väter auch,
Da sie ergriffen waren, einst, und
Heftig die persischen Feinde drängten,

Entzündeten, ergreifend des Stromes Rohr,
Daß sie das Freie fänden, die Stadt. Und Haus
Und Tempel nahm, zum heiligen Aether
Fliegend, und Menschen hinweg die
Flamme.

So hatten es die Kinder gehört, und wohl
Sind gut die Sagen, denn ein Gedächtniß find
Dem Höchsten sie, doch auch bedarf es
Eines, die heiligen auszulegen.

DER BLINDE SÄNGER

[Erste Fassung]

Ελευσεν αιωνος αχος απ' ομματων Αρης.

Sophokles

Wo bist du, Jugendliches! das immer mich
Zur Stunde weckt' des Morgens, wo bist du, Licht?
Das Herz ist wach, doch bannt und hält in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonst lauchst' ich um die Dämmerung gern, sonst harret'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umsonst!
Nie täuschten mich, du Holdes, deine
Boten, die Lüfte; denn immer kamst du,

Kamst allbeseeligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne, wo bist du, Licht?
Das Herz ist wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grünten sonst die Lauben; es leuchteten
Die Blumen, wie die eigenen Augen, mir;
Nicht ferne war das Angesicht der
Meinen und leuchtete mir und droben

Und um die Wälder sah ich Fittige
Des Himmels wandern, da ich ein Jüngling war;
Nun siz ich still allein, von einer
Stunde zur anderen, und Gestalten

Aus Lieb und Laid der helleren Tage schafft
Zur eignen Freude nun mein Gedanke sich,
Und ferne lausch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft die Stimme des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt,
Wenn ihm das Haus bebt und der Boden
Unter ihm dröhnt und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer vom Untergang zum
Orient eilen, und ihm nach tönt ihr,

Ihm nach, ihr meine Saiten! es lebt mit ihm
Mein Lied, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er denkt, so muß ich fort und
Folge dem Sicherem auf der Irrbahn.

Wohin? wohin? ich höre dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönts.
Wo endest du? und was, was ist es
Über den Wolken? und o wie wird mir!

Tag! Tag! du über stürzenden Wolken! sei
Willkommen mir! es blühet mein Auge dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! Doch geistiger rinnt du nieder,

Du goldner Quell aus heiligem Kelch! und du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg'! und du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einft, o nahet,

O kommt, daß euer, euer die Freude sei,
Ihr alle, daß euch seegne der Sehende!
O nimm, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das Göttliche mir vom Herzen!

CHIRON

[Zweite Fassung]

Wo bist du, Nachdenkliches! das immer muß
Zur Seite gehn, zu Zeiten, wo bist du, Licht?
Wohl ist das Herz wach, doch mir zürnt, mich
Hemmt die erstaunende Nacht nun immer.

Sonst nemlich folgt' ich Kräutern des Walds und laufcht'
Ein weiches Wild am Hügel; und nie umsonst.
Nie täufchten, auch nicht einmal deine
Vögel; denn allzubereit fast kamst du,

So Füllen oder Garten dir labend ward,
Rathschlagend, Herzens wegen; wo bist du, Licht?
Das Herz ist wieder wach, doch herzlos
Zieht die gewaltige Nacht mich immer.

Ich wars wohl. Und von Krokus und Thymian
Und Korn gab mir die Erde den ersten Straus.
Und bei der Sterne Kühle lernt' ich,
Aber das Nennbare nur. Und bei mir

Das wilde Fest entzaubernd, das traur'ge, zog
Der Halbgott, Zeus Knecht, ein, der gerade
Mann;
Nun fiz' ich still allein, von einer
Stunde zur anderen, und Gestalten

Aus frischer Erd' und Wolken der Liebe schafft,
Weil Gift ist zwischen uns, mein Gedanke nun;
Und ferne lausch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn er naht, der bekannteste,
Wenn ihm das Haupt bebt und der Boden
Reinigt sich, und die Quaal Echo wird.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, und drunten voll
Von üpp'gem Kraut, als in Gefichten
Schau' ich die Erd', ein gewaltig Feuer;

Die Tage aber wechseln, wenn einer dann
Zufiehet, lieblich und böf', ein Schmerz,
Wenn einer zweigestalt ist, und es
Kennet kein einziger nicht das Beste;

Das aber ist der Stachel des Gottes; nie
Kann einer lieben göttliches Unrecht sonst.
Einheimisch aber ist der Gott dann
Angesichts da, und die Erd' ist anders.

Tag! Tag! Nun wieder athmet ihr recht; nun trinkt
Ihr, meiner Bäche Weiden! ein Augenlicht,
Und rechte Stapfen gehn, und als ein
Herrscher, mit Sporen, und bei dir selber

Örtlich, Irrstern des Tages, erscheinst du,
Du auch, o Erde, friedliche Wieg', und du,
Haus meiner Väter, die unstädtisch
Sind, in den Wolken des Wilds, gegangen.

Nimm nun ein Roß, und harnische dich und nimm
Den leichten Speer, o Knabe! Die Wahrfagung
Zerrißt nicht, und umsonst nicht wartet,
Bis sie erscheinet, Herakles Rückkehr.

THRÄNEN

Himmlische Liebe! zärtliche! wenn ich dein
Vergäße, wenn ich, o ihr geschicklichen,
Ihr feurgen, die voll Asche find und
Wüßt und vereinsamet ohnediß schon,

Ihr lieben Inseln, Augen der Wunderwelt!
Ihr nemlich geht nun einzig allein mich an,
Ihr Ufer, wo die abgöttische
Büßet, doch Himmlischen nur, die Liebe.

Denn allzudankbar haben die Heiligen
Gedienet dort in Tagen der Schönheit und
Die zornigen Helden; und viel Bäume
Sind, und die Städte dafelbst gestanden,

Sichtbar, gleich einem sinnigen Mann; jezt find
Die Helden todt, die Inseln der Liebe find
Entstellt fast. So muß übervortheilt,
Albern doch überall feyn die Liebe.

Ihr weichen Thränen, löschet das Augenlicht
Mir aber nicht ganz aus; ein Gedächtniß doch,
Damit ich edel sterbe, laßt, ihr
Trügrischen, Diebischen! mir nachleben.

AN DIE HOFNUNG

O Hofnung! holde! gütiggeschäftige!
Die du das Haus der Trauernden nicht verschmähst,
Und gerne dienend, Edle! zwischen
Sterblichen waltest und Himmelsmächten,

Wo bist du? wenig lebt' ich. Doch athmet kalt
Mein Abend schon. Und stille, den Schatten gleich,
Bin ich schon hier; und schon gefanglos
Schlummert das schauernde Herz im Busen.

Im grünen Thale, dort, wo der frische Quell
Vom Berge täglich rauscht und die liebliche
Zeitlose mir am Herbsttag aufblüht,
Dort, in der Stille, du holde, will ich

Dich suchen, oder wenn in der Mitternacht
Das unsichtbare Leben im Haine wallt,
Und über mir die immerfrohen
Blumen, die blühenden Sterne glänzen.

O du des Aethers Tochter! erscheine dann
Aus deines Vaters Gärten, und darfst du nicht
Ein Geist der Erde kommen, schrök', o
Schröke mit anderem nur das Herz mir!

VULKAN

Jetzt komm und hülle, freundlicher Feuergeist!
Den zarten Sinn der Frauen in Wolken ein,
In goldne Träum', und schütze sie, die
Blühende Ruhe der Immerguten.

Dem Manne laß sein Sinnen und sein Geschäft
Und seiner Kerze Schein und den künft'gen Tag
Gefallen, laß des Unmuths ihm, der
Häßlichen Sorge zu viel nicht werden,

Wenn jetzt der immerzürnende Boreas,
Mein Erbfeind, über Nacht mit dem Frost das Land
Befällt und spät, zur Schlummerstunde,
Spottend der Menschen, sein schrecklich Lied
singt,

Und unsrer Städte Mauern und unsern Zaun,
Den fleißig wir gesetzt, und den stillen Hain
Zerreißt und selber im Gefang die
Seele mir störet, der Allverderber,

Und rastlos tobend über den sanften Strom
Sein schwarz Gewölk ausschüttet, daß weit umher
Das Thal gährt, und, wie fallend Laub, vom
Berstenden Hügel herab der Fels fällt.

Wohl frömmer ist, denn andre Lebendige,
Der Mensch. Doch zürnt es draußen, gehöret der
Auch eigner sich, und sinnt und ruht in
Sicherer Hütte, der Freigeborne.

Und immer wohnt der freundlichen Genien
Noch Einer gerne seegmend mit ihm, und wenn
Sie zürnten all, die ungelehr'gen
Geniuskräfte, doch liebt die Liebe.

DICHTERMUTH

[Erste Fassung]

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?
Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze dich?
Drum! so wandle nur wehrlos
Fort durch's Leben und forge nicht!

Was geschieht, es sei alles geseegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich belaidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin du sollst?

Dann, wie still am Gestad, oder in silberner
Fernhintönender Fluth, oder auf schweigenden
Wassertiefen der leichte
Schwimmer wandelt, so find auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes
Um uns athmet und wallt, freudig, und jedem hold,
Jedem trauend; wie fängen
Sonst wir jedem den eignen Gott?

Wenn die Wooge denn auch Einen der Muthigen,
Wo er treulich getraut, schmeichelnd hinunterzieht,
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt;

Freudig starb er und noch klagen die Einsamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebtesten;
Öfters tönet der Jungfrau
Vom Gezweige fein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei Einer der Unfern kömmt,
Wo der Bruder ihm sank, denket er Manches
wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getrösteter.

DICHTERMUTH

[Zweite Fassung]

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen,
Nährt die Parze denn nicht selber im Dienste
dich?
Drum, so wandle nur wehrlos
Fort durchs Leben, und fürchte nichts!

Was geschieht, es sei alles geseegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich belaidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin du sollst?

Denn seitdem der Gefang sterblichen Lippen sich
Friedenathmend entwand, frommend in Laid und
Glük

Unfre Weise der Menschen
Herz erfreute, so waren auch

Wir, die Sanger des Volks, gerne bei Lebenden,
Wo sich vieles gefellt, freudig und jedem hold,
Jedem offen; so ist ja
Unser Ahne, der Sonnengott,

Denn, seit Himmlischen gleich Menschen, ein einsam
Wild,
Und die Himmlischen selbst führet, der Einkehr zu,
Der Gefang und der Fürsten
Chor, nach Arten, so waren auch

Wir, die Zungen des Volks, gerne bei Lebenden,
Wo sich vieles gefellt, freudig und jedem gleich,
Jedem offen, so ist ja
Unser Vater, des Himmels Gott,

Der den denkenden Tag Armen und Reichen gönnt,
Der, zur Wende der Zeit, uns, die Entschlafenden,
Aufgerichtet an goldnen
Gängelbanden, wie Kinder, hält.

Gut auch sind und geschickt einem zu etwas wir,
Wenn wir kommen, mit Kunst, und von den Himm-
lischen
Einen bringen. Doch selber
Bringen schickliche Hände wir.

DER GEFESSELTE STROM

[Erste Fassung]

Was schläfst und träumst du, Jüngling, gehüllt in dich,
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achtest nicht des Ursprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes!

Die Liebesboten, welche der Vater schickt,
Kennst du die lebenathmenden Lüfte nicht?
Und trifft das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir sendet?

Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust, es quillt,
Wie, da er noch im Schooße der Felsen spielt',
Ihm auf, und nun gedenkt er seiner
Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er,

Der Zauderer, er spottet der Fesseln nun,
Und nimmt und bricht und wirft die Zerbrochenen
Im Zorne, spielend, da und dort zum
Schallenden Ufer und an der Stimme

Des Göttersohns erwachen die Berge rings,
Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern und schauernd regt im
Busen der Erde sich Freude wieder.

Der Frühling kommt; es dämmert das neue Grün;
Er aber wandelt hin zu Unsterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

GANYMED

[Zweite Fassung]

Was schläfst du, Bergfohn, liegest in Unmuth, schief,
Und frierst am kahlen Ufer, Gedultiger!

Denkst nicht der Gnade du, wenns an den
Tischen der Himmlischen sonst gedürftet?

Kennst drunten du vom Vater die Boten nicht,
Nicht in der Kluft der Lüfte geschärfter Spiel?

Trift nicht das Wort dich, das voll alten
Geists ein gewanderter Mann dir sendet?

Schon tönets aber ihm in der Bruft. Tief quillts,
Wie damals, als hoch oben im Fels er schlief,

Ihm auf. Im Zorne reinigt aber
Sich der Gefesselte nun, nun eilt er,

Der Linkische; der spottet der Schlaken nun
Und nimmt und bricht und wirft die Zerbrochenen

Zorntrunken, spielend, dort und da zum
Schauenden Ufer, und bei des Fremdlings

Befondrer Stimme stehen die Heerden auf,

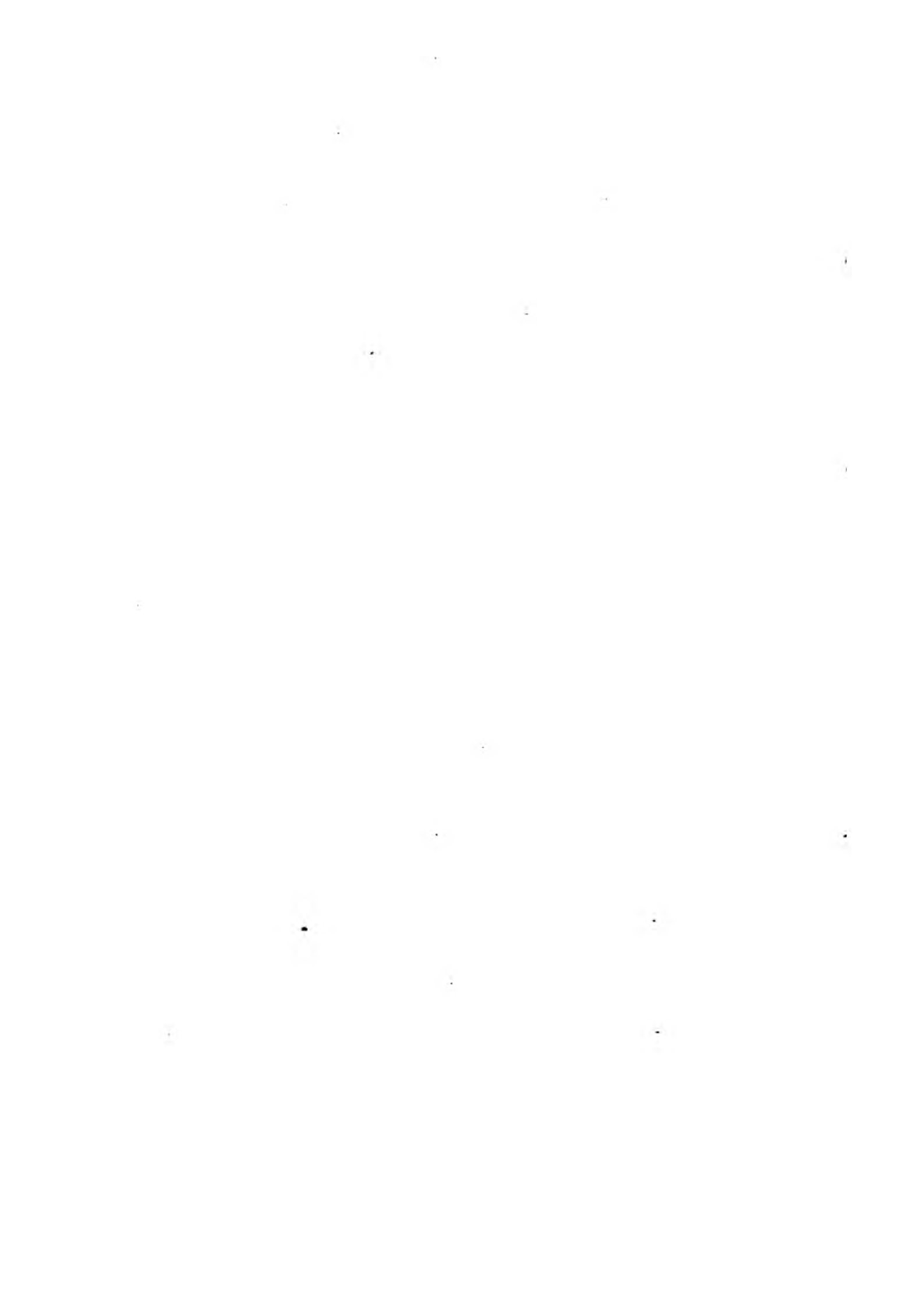
Es regen sich die Wälder, es hört tief Land

Den Stromgeist fern, und schaudernd regt im
Nabel der Erde der Geist sich wieder.

Der Frühling kömmt. Und jedes, in seiner Art,
Blüht. Der ist aber ferne; nicht mehr dabei.

Irr gieng er nun; denn allzu gut sind
Genien; himmlisch Gespräch ist fein nun.

Langzeilen



KANTON SCHWYZ

An meinen lieben Hiller

Hier, in ermüdender Ruh', im bitterfüßen Ver-
langen,
Da zu seyn, wo mein Herz, und jeder besfre Gedank' ist,
Reichet doch Erinnerung mir den zaubrischen Becher
Schäumend und voll, und hoher Genuß der kehrenden
Bilder
Wekt die schlummernden Fittige mir zu traurem Ge-
fange.

Bruder! dir gab ein Gott der Liebe göttlichen Funken,
Zarten geläuterten Sinn, zu erspäh'n, was herrlich und
schön ist; —
Stolzer Freiheit glühet dein Herz, und kindlicher Ein-
falt —
Bruder! komm' und koste mit mir des zaubrischen
Bechers.

Dort, wo der Abendstral die Westgewölbe verguldet,
Dorthin wende den Blick, und weine die Thräne der
Sehnsucht!
Ach! dort wandelten wir! dort flog und schwelgte das
Auge
Unter den Herrlichkeiten umher! — wie dehnte der
Bufen,
Diesen Himmel zu fassen, sich aus! — wie brannte die
Wange,
Süß von Morgenlüften gekühlt, als unter Gefängen

Zürch den Scheidenden schwand im sanfthingleiten-
den Boote!

Lieber! wie drücktest du mir die heiße zitternde Rechte,
Sahst so glühend und ernst mich an im donnernden
Rheinsturz!

Aber seelig, wie du, o Tag am Quelle der Freiheit!
Festlich, wie du, sank keiner auf uns vom rosigen
Himmel.

Ahndung schwellte das Herz. Schon war des
feiernden Klosters¹⁾
Ernste Gloke verhallt. Schon schwanden die friedlichen
Hütten
Rund an Blumenhügeln umher, am rollenden Gies-
bach,
Unter Fichten im Thal, wo dem Ahn in heiliger Ur-
zeit
Füglich däuchte der Grund zum Erbe genügsamer
Enkel.
Schaurig und kühl empfing uns die Nacht in ewigen
Wäldern,
Und wir klommen hinauf am furchtbarherrlichen
Haken.
Nächtlicher immer wards und enger im Riefengebürge.
Jäher herunter hieng der Pfad zu den einsamen Wallern.
Dicht zur Rechten donnert' hinab der zürnende Wald-
strom:
Nur sein Donner berauscht den Sinn. Die schäumenden
Woogen

¹⁾ Marien-Einfiedel.

Doch ich vergeffe dich nicht! ich hoff' und harre des
Tages,
Wo in erfreuende That sich Schaam und Kummer
verwandelt.

AN DEN AETHER

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und
Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an und goffest himmlischen
Trank mir,
Mir den heiligen Othem zuerst in den keimenden
Busen.

Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die
Wesen,
Aber du nährst sie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die befeelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und
streben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachstum.

Himmlicher! such nicht dich mit ihren Augen
die Pflanze,
Streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige
Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Saame die
Hülse,
Daß er belebt von dir in deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überlästigt Ge-
wand ab.
Auch die Fische kommen herauf und hüpfen ver-
langend

Über die glänzende Fläche des Stroms, als begehrt
auch diese
Aus der Wiege zu dir; auch den edeln Tieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige
Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht.

Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener
Stahl strebt
In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den
Sand kaum,
Wie zum Scherze, berührt der Fuß der Hirsche den
Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephyr, über den Bach, der reißend
hinabschäumt,
Hin und wieder und schweift kaum sichtbar durch
die Gebüsche.
Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle
des Vaters!
Raums genug ist für alle. Der Pfad ist keinem be-
zeichnet,
Und es regen sich frei im Hause die Großen und
Kleinen.
Über dem Haupte frolocken sie mir und es sehnt
sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche
Heimath,
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden
Adler,

DIE EICHBÄUME

Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des
Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur geduldig und
häuslich,
Pflegend und wieder gepflegt mit dem fleißigen Men-
schen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! steht wie ein Volk von
Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem
Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch
geboren.
Keiner von euch ist noch in die Schule der Menschen
gegangen,
Und ihr drängt euch fröhlich und frei, aus der kräf-
tigen Wurzel,
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die
Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die
Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch, wie die Sterne des
Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zu-
sammen.
Könnt' ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete
nimmer
Diesen Wald und schmiegte mich gern ans gefellige
Leben.

DIE MUSSE

Sorglos schlummert die Brust und es ruhn die
strengen Gedanken.
Auf die Wiese geh' ich hinaus, wo das Gras aus der
Wurzel
Frisch, wie die Quelle, mir keimt, wo die liebliche
Lippe der Blume
Mir sich öffnet und stumm mit süßem Othem mich
anhaucht,
Und an tausend Zweigen des Hains, wie an brennen-
den Kerzen
Mir das Flämmchen des Lebens, glänzt die röthliche
Blüthe,
Wo im sonnigen Quell die zufriedenen Fische sich
regen,
Wo die Schwalbe das Nest mit den thörigen Jungen
umflattert,
Und die Schmetterlinge sich freun und die Bienen;
da wandl' ich
Mitten in ihrer Luft; ich steh im friedlichen Felde
Wie ein liebender Ulmbaum da, und wie Reeben und
Trauben
Schlingen sich rund um mich die süßen Spiele des
Lebens.
Oft [auch] steig ich hinauf am Berge, der mit Ge-
wölken
Sich die Scheitel umkränzt und die düstern Loken im
Winde
Schüttelt, und wenn er mich trägt auf seiner kräftigen
Schulter,

Wenn die leichtere Luft mir alle Sinne bezaubert
Und das unendliche Thal, wie eine farbige Wolke,
Unter mir liegt, da werd ich zum Adler und ledig
des Bodens
Wechfelt mein Leben im All der Natur, wie Nomaden
den Wohnort.

Und nun führt mich der Pfad zurück ins Leben der
Menschen,
Fernher dämmert die Stadt, wie eine eherne Rüstung,
Gegen der Götter Macht von der Hand der Menschen
geschmiedet.
Majestätisch blickt sie herauf, und ringsum ruhen die
Dörfchen;
Und die Dächer umhüllt, vom Abendlichte geröthet,
Freundlich der häußliche Rauch; und es ruhn die sorg-
lich umzäunten
Gärten, es schlummert der Pflug auf den abgefonder-
ten Feldern.
Aber ins Mondlicht steigen herauf die zerbrochenen
Säulen
Und die Tempelthore, die einst der Furchtbare traf,
der geheime
Geist der Unruh, der in der Brust der Erd und der
Menschen
Zürnt und gährt, der Unbezwungne, der alte Er-
obrer,
Der die Städte, wie Lämmer, zerreißt, der einst den
Olympos
Stürmte, der in den Bergen sich regt und Flammen
herauswirft,

Der die Wälder entwurzelt und durch den Ozean hin-
fährt
Und die Schiffe zerfchlägt, und doch in der ewigen
Ordnung
Nie dich irrt, o Natur, auf der Tafel deiner Geseze
Keine Sylbe verwischt, der auch dein Sohn, o Natur,
ift,
Mit dem Geifte der Ruh aus Einem Schoofe geboren.—

Hab ich zu Hauße dann, wo die Bäume das Fenster
umfäufeln,
Und die Luft mit dem Lichte mir spielt, von Attikas
menschlichem Leben
Ein unsterbliches Blatt zu gutem Ende gelesen,
Leben! Leben der Welt! Du liegst wie ein heiliger
W[ald da!]
Sprech ich dann, und es nehm' die Axt, wer will, dich
zu ebnen,
Glücklich wohn' ich in dir
.

[DIE FLUTEN DES HIMMELS]

An Diotima

Komm und siehe die Freude um uns; in kühlenden
Lüften

Fliegen die Zweige des Hains,
Wie die Loken im Tanz; und wie auf tönender Leier
Ein erfreulicher Geist,
Spielt mit Reegen und Sonnenschein auf der Erde der
Himmel;

Wie in liebendem Streit
Über dem Saitenspiel ein tausendfältig Gewimmel
Flüchtiger Töne sich regt,
Wandelt Schatten und Licht in süßmelodischem
Wechsel

Über die Berge dahin.

Leise berührte der Himmel zuvor mit der silbernen
Tropfe

Seinen Bruder, den Strom;
Nah ist er nun, nun schüttet er ganz die köstliche
Fülle,

Die er am Herzen trug,
Über den Hain und den Strom, und
.

Und das Grünen des Hains und des Himmels Bild
in dem Strome

Dämmert und schwindet vor uns,
Und des einsamen Berges Haupt mit den Hütten und
Felsen,

Die er im Schoofe verbirgt,

Und die Hügel, die, um ihn her, wie Lämmer, ge-
lagert

Und in blühend Gesträuch,
Wie in zarte Wolle, gehüllt, sich nähren von klaren
Kühlenden Quellen des Bergs,
Und das dampfende Thal mit feinen Saaten und Blumen,
Und der Garten vor uns,
Nah und Fernes entweicht, verliert sich in froher
Verwirrung

Und die Sonne verlischt.

Aber vorübergerauscht sind nun die Fluthen des Him-
mels,

Und geläutert, verjüngt
Geht mit den seligen Kindern hervor die Erd' aus
dem Bade.

Froher, lebendiger
Glänzt im Haine das Grün, und goldner funkeln die
Blumen,

.
Weiß, wie die Heerde, die in den Strom der Schäfer
gerufen

.

AN IHREN GENIUS

Send' ihr Blumen und Frücht' aus nieverfiegender
Fülle,

Send' ihr, freundlicher Geist, ewige Jugend herab!
Hüll' in deine Wonnen sie ein und laß sie die Zeit
nicht

Sehn, wo einsam und fremd sie, die Athenerin, lebt,
Bis sie im Lande der Seeligen einst die fröhlichen
Schwestern,

Die zu Phidias Zeit herrschten und liebten, umfängt.

AN DIOTIMA

[Erste Fassung]

Schönes Leben! du lebst, wie die zarten Blüten im
Winter,
In der gealterten Welt lebst du verschlossen allein.
Liebend strebst du hinaus, dich zu sonnen am Lichte
des Frühlings,
Zu erwarmen an ihr, suchst du die Jugend der Welt.
Deine Sonne, die schönere Zeit ist untergegangen
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nun.

AN DIOTIMA

[Zweite Fassung]

Komm und befänftige mir, wie du einst Elemente
verföhntest,
Wonne der himmlischen Muse, das Chaos der Zeit!
Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des
Himmels,
Bis in der sterblichen Brust sich das entzweite vereint,
Bis der Menschen alte Natur, die ruhige, große,
Aus der gährenden Zeit mächtig und heiter sich hebt!
Kehr' in die dürftigen Herzen des Volks, lebendige
Schönheit,
Kehr' an den gastlichen Tisch, kehr' in die Tempel
zurück!
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüten im Winter,
Reich an eigenem Geist, suchst sie die Sonne doch auch.
Aber die Sonne des Geists, die schönere Welt, ist
hinunter,
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nun.

AN DIOTIMA

Götter wandelten einst bei Menschen, die herrlichen
Musen

Und der Jüngling Apoll, heilend, begeisternd, wie
du;

Und du bist mir wie sie, als hätte der Seeligen einer
Mich ins Leben gesandt: geh ich, es wandelt das
Bild

Meiner Heldin mit mir, wo ich duld' und bilde, mit
Liebe

Bis in den Tod; denn diß lernt' ich und hab ich von
ihr.

Laß uns leben, o du, mit der ich leide, mit der ich
Innig und glaubig und treu ringe nach schönerer
Zeit.

Sind doch wirs! Und wüßten sie noch in kommenden
Jahren

Von uns beiden, wenn einst wieder der Genius gilt,
Sprächen sie: Es schuffen sich einst die Einsamen lie-
bend,

Nur von Göttern gekannt, ihre geheimere Welt.
Denn die Sterbliches nur besorgt, hinab in den Orkus
Sank die Menge, doch sie fanden zu Göttern die
Bahn.

Sie, die, inniger Liebe treu und dem göttlichen Geiste,
Hoffend und duldend und still über die Trübsal ge-
siegt.

MEINER VEREHRUNGSWÜRDIGEN
GROSMUTTER

Zu Ihrem 72sten Geburtstage

Vieles hast du erlebt, du theure Mutter, und ruhst nun
Glücklich, von Fernen und Nah'n liebend beim
Namen genannt,
Mir auch herzlich geehrt in des Alters silberner
Krone,
Unter den Kindern, die dir reifen und wachsen und
blühen.

Langes Leben hat dir die sanfte Seele gewonnen
Und die Hoffnung, die dich freundlich in Leiden
geführt.

Denn zufrieden bist du und fromm, wie die Mutter,
die einst den
Besten der Menschen, den Freund unserer Erde,
gebahr. —

Ach! sie wissen es nicht, wie der Hohe wandelt' im
Volke,
Und vergessen ist fast, was der Lebendige war.
Wenige kennen ihn doch, und oft erscheinet er-
heiternd

Mitten in stürmischer Zeit ihnen das himmlische
Bild.

Allverföhnend und still mit den armen Sterblichen
gieng er,

Dieser einzige Mann, göttlich im Geiste, dahin.
Keines der Lebenden war aus seiner Seele geschlossen,
Und die Leiden der Welt trug er an leidender Brust.

EPIGRAMME

Sömmerings Seelenorgan und das Publikum

Gerne durchschaun sie mit ihm das herrliche Körper-
gebäude,
Doch zur Zinne hinauf werden die Treppen zu
steil.

Sömmerings Seelenorgan und die Deutschen

Viele gefellten sich ihm, da der Priester wandelt' im
Vorhof,
Aber ins Heiligtum wagten sich wenige nach.

Gebet für die Unheilbaren

Eil, o zaudernde Zeit, sie ans Ungereimte zu führen,
Daß sie sehen, wie [so] ganz unverständlich sie sind!
Eile, verderbe sie ganz, und führ' ans furchtbare
Nichts sie!

Anders glauben sie dir nie, wie verdorben sie sind.
Diese Thoren bekehren sich nie, wenn ihnen nicht
schwindelt,
Diese [wandeln] sich nie, wenn sie Verwerfung nicht
fehn.

Guter Rath

Haft du Verstand und ein Herz, so zeige nur eines von
beiden!
Beides verdammen sie dir, zeigst du beides zu-
gleich.

Advocatus Diaboli

Tief im Herzen veracht' ich die Rotte der Herren
und Pfaffen,
Aber noch mehr das Genie, macht es gemein sich
damit.

[Die Vortrefflichen]

Lieben Brüder! versucht es nur nicht, vortreflich zu
werden,
Ehrt das Schikfaal und tragts, Stümper auf Erden
zu feyn.
Denn ist Einmal der Kopf voran, so folget der Schweif
auch,
Und die klassifche Zeit deutscher Poëten ist aus.

Falsche Popularität

O der Menschenkenner! er stellt sich kindisch mit
Kindern.
Aber der Baum und das Kind suchet, was über ihm
ist.

Die beschreibende Poësie

Wißt! Apoll ist der Gott der Zeitungschreiber ge-
worden,
Und sein Mann ist, wer ihm treulich das Factum
erzählt.

Προς εαυτον

Lerne im Leben die Kunst, im Kunstwerk lerne das
Leben,
Siehst du das Eine recht, siehst du [das] andere auch.

Sophokles

Manche versuchten umsonst, das Freudigste freudig zu
fagen,
Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich
aus.

[Der zürnende Dichter]

Fürchtet den Dichter nicht, wenn er edel zürnet, sein
Buchstab
Tödtet, aber es macht Geister lebendig der Geist.

[Die Scherzhaften]

Immer spielt [ihr] und scherzt! ihr müßt? o Freunde!
mir geht diß
In die Seele, denn diß müssen Verzweifelte nur.

Wurzel alles Übels

Einig zu feyn, ist göttlich und gut; woher ist die Sucht
denn
Unter den Menschen, daß nur Einer und Eines nur
sei?

[ACHILL]

Herrlicher Götterfohn! da du die Geliebte verloren,
Giengst du ans Meersgestad, weintest hinaus in die
Fluth,
Weheklagend hinab verlangt' in den heiligen Ab-
grund,
In die Stille dein Herz, wo, von der Schiffe Gelärm
Fern, tief unter den Woogen, in friedlicher Grotte
die schöne
Thetis wohnt', die dich schützte, die Göttin des Meers.
Mutter war dem Jünglinge sie, die mächtige Göttin,
Hatte den Knaben einst liebend am Felsengestad
Seiner Insel gefäugt, mit dem kräftigen Liede der Welle
Und im stärkenden Bad ihn zum Heroën gemacht.
Und die Mutter vernahm die Weheklage des Jünglings,
Stieg vom Grunde der See trauernd, wie Wölkchen,
herauf,
Stillte mit zärtlichem Umfängen die Schmerzen des
Lieblings,
Und er hörte, wie sie schmeichelnd zu helfen ver-
sprach.

Götterfohn! o wär' ich wie du, so könnt' ich ver-
traulich
Einem der Himmlischen klagen mein heimliches
Laid.
Sagen foll ich es nicht, foll tragen die Schmach, als
gehört' ich
Nimmer zu ihr, die doch meiner mit Thränen ge-
denkt.

Gute Götter! doch hört ihr jegliches Flehen der
Menschen,
Ach! und innig und fromm liebt' ich dich, heiliges
Licht,
Seit ich lebe, dich Erd' und deine Quellen und
Wälder,
Vater Aether, und dich fühlte zu fehnend und rein
Dieses Herz—o fänftiget mir, ihr Guten, mein Leiden,
Daß die Seele mir nicht [gar] all zu frühe ver-
stummt,
Daß ich lebe und euch, ihr hohen himmlischen
Mächte,
Noch am fliehenden Tag danke mit frommem
Gefang,
Danke für voriges Gut, für Freuden vergangener
Jugend,
Und dann nehmet zu euch gütig den Einfamen auf.

ELEGIE

[Erste Fassung]

Täglich geh' ich heraus und such' ein Anderes immer,
Habe längst sie befragt, alle die Pfade des Lands;
Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle besuch'
ich,

Und die Quellen; hinauf irret der Geist und hinab,
Ruh' erbittend; so flieht das getroffene Wild in die
Wälder,

Wo es um Mittag sonst sicher im Dunkel geruht;
Aber nimmer erquikt sein grünes Lager das Herz
ihm

Wieder und schlummerlos treibt es der Stachel um-
her.

Nicht die Wärme des Lichts und nicht die Kühle der
Nacht hilft

Und in Woogen des Stroms taucht es die Wunden
umsonst.

Ihm bereitet umsonst die Erd' ihr stärkendes Heilkraut
Und sein schäumendes Blut stillen die Lüftchen
umsonst.

· Wehe! so ist's auch so, ihr Todesgötter! vergebens,
Wenn ihr haltet und vest habt den bezwungenen
Mann,

Wenn ihr einmal hinab in eure Nacht ihn gerissen,
Dann zu suchen, zu flehn, oder zu zürnen mit euch,
Oder gedultig auch wohl in euren Banden zu wohnen
Und mit Lächeln von euch hören das furchtbare
Lied.

Denn bestehn, wie anderes, muß in seinem Gesetze,
Immer altern und nie enden das schaurige Reich.
Aber noch immer nicht, o meine Seele! noch kannst
du's
Nicht gewöhnen und träumst mitten im eisernen
Schlaf.

Tag der Liebe! scheinest du auch den Todten, du
goldner!
Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
Liebliche Gärten, seid, ihr abendröthlichen Berge,
Seid willkommen, und ihr, schweigende Pfade des
Hains.
Zeugen himmlischen Glücks! und ihr, allschauende
Sterne,
Die mir damals oft seegnende Blike gegönnt!
Euch, ihr Liebenden, auch, ihr schönen Kinder des
Frühlings,
Stille Rosen! und euch, Lilien! nenn' ich noch oft,—
Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all', einst nahe dem
Herzen,
Einst wahrhaftiger, einst heller und schöner gesehn!
Tage kommen und gehn, ein Jahr verdränget das andre,
Wechselnd und streitend; so tost furchtbar vorüber
die Zeit
Über sterblichem Haupt, doch nicht vor seligen Augen,
Und den Liebenden ist anderes Leben gewährt.

Denn sie alle, die Tag' und Stunden und Jahre der Sterne
Und der Menschen, zur Luft anders und anders
betränzt,

Daß ich fühllos size den Tag und stumm, wie die
Kinder,
Nur vom Auge mir kalt öfters die Tropfe noch
schleicht,
Und in schauernder Brust die allerwärmende Sonne
Kühl und fruchtlos mir dämmert, wie Stralen der
Nacht.

Sonst mir anders bekannt! O Jugend! und bringen
Gebete
Dich nicht wieder, dich nie? führet kein Pfad mich
zurück?
Soll es werden auch mir, wie den Tausenden, die in
den Tagen
Ihres Frühlings doch auch ahnend und liebend gelebt,
Aber am trunkenen Tag von den rächenden Parzen
ergriffen,
Ohne Klag' und Gefang heimlich hinuntergeführt,
Dort im allzu nüchternen Reich, dort büßen im
Dunkeln,
Wobei trügerischem Schein irres Gewimmel sich treibt,
Wo die langsame Zeit bei Frost und Dürre sie zählen,
Nur in Seufzern der Mensch noch die Unsterblichen
preift?

Aber o du, die noch am Scheidewege mir damals,
Da ich verank vor dir, tröstend ein Schöneres wies,
Du, die Großes zu sehn und die schweigenden Götter
zu fingen,
Selber schweigend, mich einst stille begeisternd ge-
lehrt,

Götterkind! erscheineft du mir und grüßeft, wie einft,
mich,
Redeft wieder, wie einft, Leben und Frieden mir zu?
Siehe! weinen vor dir und klagen muß ich, wenn
fchon noch
Denkend der edleren Zeit, deffen die Seele fich
fchämt.
Denn zu lange, zu lang' auf matten Pfaden der Erde
Bin ich, deiner gewohnt, einfam gegangen indeß,
O mein Schutzgeist! denn wie der Nord die Wolke des
Herbfttags,
Scheuchten von Ort zu Ort feindliche Geifter mich
fort.

So zerrann mein Leben, ach! fo ifts anders geworden,
Seit, o Liebe, wir einft giengen am ruhigen Strom.
Aber dich, dich erhielt dein Licht, o Heldin! im Lichte,
Und dein Dulden erhielt liebend, o Himmlifche! dich.
Und fie felbft, die Natur, und ihre melodifchen Mufen
Sangen aus heimifchen Höhn Wiegengefänge dir zu.
Noch, noch ift fie [es] ganz, noch fchwebt vom Haupte
zur Sohle,
Stillhinwandelnd, wie fonft, mir die Athenerin vor.
Seelig, felig ift fie! denn es fcheut die Kinder des
Himmels
Selbft der Orkus, es rinnt, gleich den Unfterblichen
felbft,
Ihnen der milde Geift von heiterfinnender Stirne,
Wo fie auch wandeln und find, feegnend und ficher
herab.

Darum möcht', ihr Himmlischen! euch ich danken
 und endlich
 Tönet aus leichter Brust wieder des Sängers Gebet.
 Und, wie wenn ich mit ihr, auf Bergeshöhen mit ihr
 stand,
 Wehet, belebend auch mich, göttlicher Othem mich
 an.
 Leben will ich denn auch! schon grünen die Pfade der
 Erde,
 Schöner und schöner schließt wieder die Sonne sich
 auf.
 Komm! es war, wie ein Traum! die blutenden Fittige
 find ja
 Schon genesen, verjüngt wachen die Hoffnungen
 all.
 Dien' im Orkus, wem es gefällt! wir, welche die
 stille
 Liebe bildete, wir suchen zu Göttern die Bahn.
 Und geleitet ihr uns, ihr Weihestunden! ihr ernstest,
 Jugendlichen! o bleibt, heilige Ahnungen, ihr,
 Fromme Bitten, und ihr Begeisterungen, und all ihr
 Schönen Genien, die gerne bei Liebenden find,
 Bleibet, bleibet mit uns, bis wir auf seeligen Inseln,
 Wo die Unfern vieleicht, Dichter der Liebe, mit
 uns,
 Oder auch, wo die Adler find, in Lüften des Vaters,
 Dort, wo die Musen, woher all' die Unsterblichen
 find,
 Dort uns staunend und fremd und bekannt uns wieder
 begegnen,
 Und von neuem ein Jahr unserer Liebe beginnt.

MENONS KLAGEN UM DIOTIMA

[Zweite Fassung]

I

Täglich geh' ich heraus, und such' ein Anderes immer,
Habe längst sie befragt, alle die Pfade des Lands;
Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle be-
such' ich
Und die Quellen; hinauf irret der Geist und hinab,
Ruh' erbittend; so flieht das getroffene Wild in die
Wälder,
Wo es um Mittag sonst sicher im Dunkel geruht;
Aber nimmer erquikt sein grünes Lager das Herz ihm,
Jammernd und schlummerlos treibt es der Stachel
umher.
Nicht die Wärme des Lichts und nicht die Kühle der
Nacht hilft,
Und in Woogen des Stroms taucht es die Wunden
umsonst.
Und wie ihm vergebens die Erd' ihr fröhliches Heilkraut
Reicht, und das gährende Blut keiner der Zephyre
stilt,
So, ihr Lieben! auch mir, so will es scheinen, und
niemand
Kann von der Stirne mir nehmen den traurigen
Traum?

2

Ja! es frommet auch nicht, ihr Todesgötter! wenn
einmal
Ihr ihn haltet, und vest habt den bezwungenen Mann,

Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten,
so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Übrige mir.

5

Feiern möcht' ich; aber wofür? und fingen mit Andern,
Aber so einsam fehlt jegliches Göttliche mir.
Diß ist's, diß mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet
ein Fluch mir
Darum die Sehnen, und wirft, wo ich beginne, mich
hin,
Daß ich fühllos fize den Tag und stumm, wie die
Kinder,
Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch
schleicht,
Und die Pflanze des Felds, und der Vögel Singen mich
trüb macht,
Weil mit Freuden auch sie Boten des Himmlischen
sind,
Aber mir in schauernder Brust die beseelende Sonne,
Kühl und fruchtlos mir dämmert, wie Stralen der
Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängnißwände, der
Himmel,
Eine beugende Laft, über dem Haupte mir hängt!

6

Sonst mir anders bekannt! o Jugend! und bringen Gebete
Dich nicht wieder, dich nie? führet kein Pfad mich
zurück?

Soll es werden auch mir, wie den Götterlosen, die
vormals
Glänzenden Auges doch auch saßen an seeligem
Tisch',
Aber überfättiget bald, die schwärmenden Gäste,
Nun verstummet, und nun, unter der Lüfte Gefang,
Unter blühender Erd' entschlafen sind, bis dereinst sie
Eines Wunders Gewalt, sie, die Verfunkenen,
zwingt,
Wiederzukehren und neu auf grünendem Boden zu
wandeln. —
Heiliger Othem durchströmt göttlich die lichte Ge-
stalt,
Wenn das Fest sich beseelt, und Fluthen der Liebe sich
regen,
Und vom Himmel getränkt, rauscht der lebendige
Strom,
Wenn es drunten ertönt, und ihre Schätze die Nacht
zollt,
Und aus Bächen herauf glänzt das begrabene Gold.

7

Aber o du, die schon am Scheidewege mir damals,
Da ich versank vor dir, tröstend ein Schöneres wies,
Du, die, Großes zu sehn und froher die Götter zu
singen,
Schweigend, wie sie, mich einst stille begeisternd
gelehrt,
Götterkind! erscheinst du mir, und grüßest, wie einst,
mich,
Redest wieder, wie einst, höhere Dinge mir zu?

Siehe! weinen vor dir und klagen muß ich, wenn
schon noch,

Denkend edlerer Zeit, deffen die Seele sich schämt.
Denn so lange, so lang' auf matten Pfaden der Erde
Hab' ich, deiner gewohnt, dich in der Irre gefucht,
Freudiger Schutzgeist! aber umsonst, und Jahre zer-
rannen,

Seit wir ahnend um uns glänzen die Abende fahn.

8

Dich nur, dich erhält dein Licht, o Heldin! im Lichte,
Und dein Dulden erhält liebend, o Gütige, dich;
Und nicht einmal bist du allein, Gespielen genug find,
Wo du blühest und ruhst unter den Rosen des
Jahrs;

Und der Vater, er selbst, durch sanftumathmende
Mufen

Sendet die zärtlichen Wiegengesänge dir zu.

Ja! noch ist sie es ganz! noch schwebt vom Haupte
zur Sohle,

Stillherwandelnd, wie sonst, mir die Athenerin vor.
Und wie, freundlicher Geist! von heiterfinnender Stirne
Seegnend und sicher dein Stral unter die Sterblichen
fällt,

So bezeugest du mir's, und sagst mir's, daß ich es
Andern

Wiederfage, denn auch Andere glauben es nicht,
Daß unsterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die
Freude

Und ein goldener Tag täglich am Ende noch ist.

So will ich, ihr Himmlischen! denn auch danken, und
endlich

Athmet aus leichter Brust wieder des Sängers Gebet.
Und wie, wenn ich mit ihr, auf sonniger Höhe mit
ihr stand,

Spricht belebend ein Gottinnen vom Tempel mich an.
Leben will ich denn auch! schon grünt's! wie von
heiliger Leier

Ruft es von silbernen Bergen Apollons voran!
Komm! es war wie ein Traum! Die blutenden Fittige
find ja

Schon genesen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
Großes zu finden, ist viel, ist viel noch übrig, und wer so
Liebte, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn.
Und geleitet ihr uns, ihr Weihestunden! ihr ernstern,
Jugendlichen! o bleibt, heilige Ahnungen, ihr,
Fromme Bitten! und ihr, Begeisterungen, und all ihr
Guten Genien, die gerne bei Liebenden sind;
Bleibt so lange mit uns, bis wir auf gemeinsamem
Boden,

Dort, wo die Seeligen all niederzukehren bereit,
Dort, wo die Adler sind, die Gestirne, die Boten des
Vaters,

Dort, wo die Mufen, woher Helden und Liebende sind,
Dort uns, oder auch hier, auf thauender Insel begegnen,
Wo die Unfrigen erst, blühend in Gärten gefellt,
Wo die Gefänge wahr, und länger die Frühlinge schön
find,

Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt!

DER ARCHIPELAGUS

Kehren die Kraniche wieder zu dir? und suchen
zu deinen
Ufern wieder die Schiffe den Lauf? umathmen er-
wünschte
Lüfte dir die beruhigte Fluth? und sonnet der Delphin,
Aus der Tiefe gelokt, am neuen Lichte den Rücken?
Blüht Ionien, ist es die Zeit? denn immer im Frühling,
Wenn den Lebenden sich das Herz erneut und die erste
Liebe den Menschen erwacht und goldner Zeiten
Erinrung,
Komm' ich zu dir und grüß' in deiner Stille dich, Alter!

Immer, Gewaltiger! lebst du noch und ruhest im
Schatten
Deiner Berge, wie sonst; mit Jünglingsarmen um-
fängst du
Noch dein liebliches Land, und deiner Töchter,
o Vater!
Deiner Inseln ist noch, der blühenden, keine verloren.
Kreta steht und Salamis grünt, umdämmert von Lor-
beern,
Rings von Stralen umblüht, erhebt zur Stunde des
Aufgangs
Delos ihr begeistertes Haupt, und Tenos und Chios
Haben der purpurnen Früchte genug, von trunkenen
Hügeln
Quillt der Cypriertrank, und von Kalauria fallen
Silberne Bäche, wie einst, in die alten Wasser des Vaters.
Alle leben sie noch, die Heroën mütter, die Inseln,

Blühend von Jahr zu Jahr, und wenn zu Zeiten, vom
Abgrund
Losgelassen, die Flamme der Nacht, das untre Gewitter,
Eine der Holden ergriff und die Sterbende dir in den
Schoos sank,
Göttlicher, du, du dauertest aus, denn über den dunkeln
Tiefen ist manches schon dir auf- und untergegangen.

Auch die Himmlischen, sie, die Kräfte der Höhe,
die stillen,
Die den heiteren Tag und süßen Schlummer und
Ahndung
Fernher bringen über das Haupt der fühlenden
Menschen
Aus der Fülle der Macht, auch sie, die alten Gespielen,
Wohnen, wie einst, mit dir, und oft am dämmernden
Abend,
Wenn von Afiens Bergen herein das heilige Mond-
licht
Kömmt und die Sterne sich in deiner Wooge begegnen,
Leuchtest du von himmlischem Glanz, und so, wie
sie wandeln,
Wechseln die Wasser dir, es tönt die Weise der Brüder
Droben, ihr Nachtgesang im liebenden Busen dir
wieder.
Wenn die allverklärende dann, die Sonne des Tages,
Sie, des Orients Kind, die Wunderthätige, da ist,
Dann die Lebenden all im goldnen Traume beginnen,
Den die Dichtende stets des Morgens ihnen bereitet,
Dir, dem trauernden Gott, dir sendet sie froheren
Zauber,

Deine Gestade bekränzt; und immer fuchen und missen,
Immer bedürfen ja, wie Heroën den Kranz, die ge-
weiheten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden
Menschen.

Sage, wo ist Athen? ist über den Urnen der Meister
Deine Stadt, die geliebteste dir, an den heiligen Ufern,
Trauernder Gott! dir ganz in Asche zusammenge-
funken?

Oder ist noch ein Zeichen von ihr, daß etwa der Schiffer,
Wenn er vorüberkommt, sie nenn' und ihrer gedenke?
Stiegen dort die Säulen empor und leuchteten dort
nicht

Sonst vom Dache der Burg herab die Göttergestalten?
Raufchte dort die Stimme des Volks, die stürmisch-
bewegte,

Aus der Agora nicht her, und eilten aus freudigen
Pforten

Dort die Gassen dir nicht zu geseegnetem Hafen
herunter?

Siehe! da löste sein Schiff der fernhinsinnende Kauf-
mann,

Froh, denn es wehet' auch ihm die beflügelnde Luft
und die Götter

Liebten so, wie den Dichter, auch ihn, dieweil er die
guten

Gaaben der Erd' ausglich und Fernes Nahem vereinte.
Fern nach Cypros ziehet er hin und ferne nach Tyros,
Strebt nach Kolchis hinauf und hinab zum alten
Aegyptos,

Daß er Purpur und Wein und Korn und Vliese ge-
winne
Für die eigene Stadt, und öfters über des kühnen
Herkules Säulen hinaus, zu neuen feeligen Inseln
Tragen die Hoffnungen ihn und des Schiffes Flügel,
indeffen,
Anders bewegt, am Gestade der Stadt ein einsamer
Jüngling
Weilt und die Wooge belauscht, und Großes ahndet
der Ernste,
Wenn er zu Füßen so des erderschütternden Meisters
Lauschet und fizt, und nicht umsonst erzog ihn der
Meergott.

Denn des Genius Feind, der vielgebietende Perse,
Jahrlang zählt' er sie schon, der Waffen Menge, der
Knechte,
Spottend des griechischen Lands und seiner wenigen
Inseln,
Und sie deuchten dem Herrscher ein Spiel, und noch,
wie ein Traum, war
Ihm das innige Volk, vom Göttergeiste gerüstet.
Leicht aus spricht er das Wort, und schnell, wie der
flammende Bergquell,
Wenn er, furchtbar umher vom gährenden Aetna ge-
gossen,
Städte begräbt in der purpurnen Fluth und blühende
Gärten,
Bis der brennende Strom im heiligen Meere sich
kühlet,
So mit dem Könige nun, versengend, städteverwüstend,

Stürzt von Ekbatana daher sein prächtig Getümmel;
Weh! und Athene, die Herrliche, fällt; wohl schauen
und ringen
Vom Gebirg, wo das Wild ihr Geschrei hört, fliehende
Greife
Nach den Wohnungen dort zurück und den rauchenden
Tempeln;
Aber es weckt der Söhne Gebet die heilige Asche
Nun nicht mehr, im Thal ist der Tod, und die Wolke
des Brandes
Schwindet am Himmel dahin, und weiter im Lande
zu ernten,
Zieht, vom Frevler erhitzt, mit der Beute der Perse
vorüber.

Aber an Salamis Ufern, o Tag! an Salamis Ufern,
Harrend des Endes stehn die Athenerinnen, die Jung-
frau,
Stehn die Mütter, wiegend im Arm das gerettete
Söhnlein;
Aber den Horchenden schallt aus Tiefen die Stimme
des Meergotts
Heilweisfagend herauf, es schaun die Götter des Him-
mels
Wägend und richtend herab, denn dort an den bebenden
Ufern
Wankt seit Tagesbeginn, wie langsam wandelnd Ge-
witter,
Dort auf schäumenden Waffern die Schlacht, und es
glühet der Mittag,

Unbemerkt im Zorn, schon über dem Haupte den
Kämpfern.

Aber die Männer des Volks, die Heroënenkel, sie walten
Helleren Auges jezt, die Götterliebtinge denken
Des beschiedenen Glücks, es zähmen die Kinder
Athenes

Ihren Genius, ihn, den todverachtenden, jezt nicht.
Denn wie aus rauchendem Blut das Wild der Wüste
noch einmal

Sich zulezt verwandelt erhebt, der edleren Kraft gleich,
Und den Jäger erschrockt, kehrt jezt im Glanze der
Waffen,

Bei der Herrscher Gebot, furchtbargesammelt den
Wilden,

Mitten im Untergang, die ermattete Seele noch einmal.
Und entbrandter beginnt's; wie Paare ringender
Männer,

Fassen die Schiffe sich an, in die Wooge taumelt das
Steuer,

Unter den Streitern bricht der Boden, und Schiffer und
Schiff finkt.

Aber in schwindelnden Traum vom Liede des Tages
gefungen,

Rollt der König den Blick; irrlächelnd über den Aus-
gang,

Droht er und fleht und frohlokt, und sendet, wie Blize,
die Boten;

Doch er sendet umsonst, es kehret keiner ihm wieder.
Blutige Boten, Erschlagne des Heers, und berstende
Schiffe

Wirft die Rächerin ihm zahllos, die donnernde Wooge,
Vor den Thron, wo er sitzt am bebenden Ufer, der
Arme,
Schauend die Flucht, und fort in die fliehende Menge
geriffen,
Eilt er, ihn treibt der Gott, es treibt sein irrend Ge-
schwader
Über die Fluthen der Gott, der spottend sein eitel Ge-
schmeid ihm
Endlich zerfchlug und den Schwachen erreicht' in der
drohenden Rüstung.

Aber liebend zurück zum einsamharrenden Strome
Kommt der Athener Volk, und von den Bergen der
Heimath
Woogen, freudig gemischt, die glänzenden Schaaren
herunter
Ins verlassene Thal, ach! gleich der gealterten Mutter,
Wenn nach Jahren das Kind, das verlorengedachte,
wieder
Lebend ihr an den Busen kehrt, ein erwachsener Jüng-
ling.
Aber im Gram ist ihr die Seele gewelkt und die
Freude
Kömmt der Hoffnungsmüden zu spät, und mühsam
vernimmt sie,
Was der liebende Sohn in seinem Danke geredet;
So erscheint den Kommenden dort der Boden der
Heimath.
Denn es fragen umsonst nach ihren Hainen die From-
men,

Und die Sieger empfängt die freundliche Pforte nicht
wieder,
Wie den Wanderer sonst sie empfing, wenn er froh
von den Inseln
Wiederkehrt', und die seelige Burg der Mutter Athene
Über sehndem Haupt ihm fernherglänzend herauf-
gieng.
Aber wohl sind ihnen bekannt die verödeten Gassen
Und die trauernden Gärten umher und auf der Agora,
Wo des Portikus Säulen gestürzt, und die göttlichen
Bilder
Liegen, da reicht, in der Seele bewegt und der Treue
sich freuend,
Jetzt das liebende Volk zum Bunde die Hände sich
wieder.
Bald auch suchet und sieht den Ort des eigenen
Haußes
Unter dem Schutte der Mann; ihm weint am Halße,
der trauten
Schlummerstätte gedenk, sein Weib, es fragen die
Kindlein
Nach dem Tische, wo sonst in lieblicher Reihe sie
saßen,
Von den Vätern gesehn, den lächelnden Göttern des
Haußes.
Aber Gezelte bauet das Volk, es schließen die alten
Nachbarn wieder sich an, und nach des Herzens Ge-
wohnheit
Ordnen die luftigen Wohnungen sich umher an den
Hügeln.
So indessen wohnen sie nun, wie die Freien, die Alten,

Die er selbst sich erbaut, der Immerrege sich bleibend.
Sieh! und dem Schaffenden dienet der Wald, ihm
reicht mit den andern
Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze.
Aber lebend, wie er, und froh und herrlich entquillt
es
Seinen Händen, und leicht, wie der Sonne, gedeiht
das Geschäft ihm.
Brunnen steigen empor, und über die Hügel in reinen
Bahnen gelenkt, ereilt der Quell das glänzende Beken;
Und umher an ihnen erglänzt, gleich festlichen Helden
Am gemeinfamen Kelch, die Reihe der Wohnungen,
hoch ragt
Der Prytanen Gemach, es stehn Gymnasien offen,
Göttertempel entstehn, ein heiligkühner Gedanke,
Steigt, Unsterblichen nah, das Olympion auf in den
Aether
Aus dem seeligen Hain; noch manche der himmlischen
Hallen!
Mutter Athene, dir auch, dir wuchs dein herrlicher
Hügel
Stolzer aus der Trauer empor und blühte noch lange,
Gott der Woogen! und dir, und deine Lieblinge fangen
Frohversammelt noch oft am Vorgebirge den Dank dir.

O die Kinder des Glücks, die frommen! wandeln sie
fern nun
Bei den Vätern daheim, und der Schicksaalstage ver-
gessen,
Drüben am Lethestrom, und bringt kein Sehnen sie
wieder?

Sieht mein Auge sie nie? ach! findet über den tausend
Pfadern der grünenden Erd', ihr göttergleichen Ge-
stalten!

Euch das Suchende nie, und vernahm ich darum die
Sprache,

Darum die Sage von euch, daß immertrauernd die
Seele

Vor der Zeit mir hinab zu euern Schatten entfliehe?
Aber näher zu euch, wo eure Haine noch wachsen,
Wo fein einfames Haupt in Wolken der heilige Berg
hüllt,

Zum Parnassos will ich, und wenn, im Dunkel der
Eiche

Schimmernd, mir Irrenden dort Kastalias Quelle be-
gegnet,

Will ich, mit Thränen gemischt, aus blüthenum-
dufteter Schaale

Dort auf keimendes Grün das Wasser gießen, damit
doch,

O ihr Schlafenden all! ein Todtenopfer euch werde.
Dort im schweigenden Thal, an Tempes hängenden
Felsen,

Will ich wohnen, mit euch, dort oft, ihr herrlichen
Nahmen!

Her euch rufen, bei Nacht, und wenn ihr zürnend
erscheinet,

Weil der Pflug die Gräber entweihet, mit der Stimme
des Herzens

Will ich, mit frommem Gesang, euch süßnen, heilige
Schatten!

Bis, zu leben mit euch, sich ganz die Seele gewöhnet.

Gerne den strebenden Mann, und über den Bergen
der Heimath
Ruht und waltet und lebt allgegenwärtig der Aether,
Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen ge-
fammelt,
Menschlich freudig, wie sonst, und Ein Geist allen
gemein sei.

Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im
Orkus,
Ohne Göttliches unser Geschlecht. Ans eigene Treiben
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden
Werkstatt
Höret jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der
Armen.
Bis, erwacht vom ängstigen Traum, die Seele den
Menschen
Aufgeht, jugendlich froh, und der Liebe segnender
Othem
Wieder, wie vormals oft bei Hellas blühenden Kindern,
Wehet in neuer Zeit, und über freierer Stirne
Uns der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder
Stilleweilend der Gott in goldnen Wolken erscheint.
Ach! und säumest du noch? und jene, die göttlich-
gebornen,
Wohnen immer, o Tag! noch als in Tiefen der Erde
Einsam unten, indeß ein immerlebender Frühling
Unbefungen über dem Haupt den Schlafenden däm-
mert?

Hin nach Hellas schaue das Volk, und weinend und
dankend
Sänftige sich in Erinnerungen der stolze Triumphtag!

Aber blühet indeß, bis unsre Früchte beginnen,
Blüht, ihr Gärten Ioniens! nur, und die an Athens Schutt
Grünen, ihr Holden! verbergt dem schauenden Tage
die Trauer!

Kränzt mit ewigem Laub, ihr Lorbeerwälder! die
Hügel

Eurer Todten umher, bei Marathon dort, wo die
Knaben

Siegend starben, ach! dort auf Chäroneas Gefilden,
Wo mit Waffen hinaus die letzten Athener enteilten,
Flihend vor dem Tage der Schmach, dort, dort von
den Bergen

Klagt ins Schlachtthal täglich herab, dort singet von
Oetas

Gipfeln das Schikfaalslied, ihr wandelnden Wasser,
herunter!

Aber du, unsterblich, wenn auch der Griechengefang
schon

Dich nicht feiert, wie sonst, aus deinen Woogen,
o Meergott!

Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Wassern
Furchtlos rage der Geist, dem Schwimmer gleich, in
der Starken

Frischem Glücke sich üb', und die Göttersprache, das
Wechseln

Und das Werden versteh'; und wenn die reißende
Zeit mir

Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Noth und
das Irrfaal
Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben erschüttert,
Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken!

DER WANDERER

[Erste Fassung]

Einsam stand ich und sah in die Afrikanischen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp reegnete Feuer herab.
Fernhin schlich das haagre Gebirg, wie ein wandelnd

Gerippe,

Hohl und einsam und kahl blickt' aus der Höhe sein
Haupt.

Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der schat-
tende Wald hier

In die säufelnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom
Gebirge,

Durch das blühende Thal schlingend den silbernen
Strom,

Keiner Heerde vergieng am plätschernden Brunnen
der Mittag,

Freundlich aus Bäumen hervor blikte kein wirth-
liches Dach.

Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gefanglos,
Ängstig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.

Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste,
Wasser bewahrte mir treulich das fromme Kameel.

Um der Haine Gefang, um Gestalten und Farben des
Lebens

Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren
verwöhnt.

Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und
herrlich,

Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.

Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes
Chaos
Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel
empor.
Todt in der Hülse von Schnee schlief hier das gefesselte
Leben,
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm
der Olymp hier,
Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblike den
Busen,
Und in Reegen und Thau sprach er nicht freundlich
lich zu ihr.
Mutter Erde! rief ich, du bist zur Witwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender
Liebe,
Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der
Tod.
Aber vielleicht erwärmst du dereinst am Strale des
Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt fein Othem
dich auf;
Und, wie ein Saamenkorn, durchbrichst du die eherne
Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern
heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen glühen und Wein sprudelt im karglichen
Nord.

Aber jetzt kehre ich zurück an den Rhein, in die glück-
 liche Heimath,
 Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
 Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
 Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen
 gewiegt,
 Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
 Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüng-
 ling mich um.
 Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eis-
 pol
 Und im Feuer des Süds fielen die Loken mir aus.
 Doch, wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächel-
 der Blüthe
 Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den
 Sohn.
 Seeliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den
 Weinstock,
 Nieder ins schwellende Gras reegnet im Herbst das
 Obst.
 Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden
 Berge,
 Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges
 Haupt.
 Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen
 Ahnherrn,
 Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten
 hinauf.
 Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freund-
 liche Tagslicht;
 Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.

Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds un-
endliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und
spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandsfonne! dein
Licht;
Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes
Haupt.
Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schläfe der
Kindheit
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich
triebst,
Mildere Sonne! zu dir kehre ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu
ruhn.

DER WANDERER

[Zweite Fassung]

Einsam stand ich und sah in die Afrikanischen
dürren
Ebenen hinaus; vom Olymp reegnete Feuer herab,
Reißendes! milder kaum, wie damals, da das Gebirg
hier
Spaltend mit Stralen der Gott Höhen und Tiefen ge-
baut.
Aber auf denen springt kein frisch aufgrünender Wald
nicht
In die tönende Luft üppig und herrlich empor.

Und mich wunderte deß und thöricht sprach ich: o Mutter

Erde! verlierst du denn immer, als Witwe, die Zeit?
Nichts zu erzeugen ist ja und nichts zu pflegen in
Liebe,

Alternd im Kinde sich nicht wieder zu sehn, ist der
Tod.

Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strale des
Himmels,

Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt fein Othem
dich auf;

Daß, wie ein Saamkorn, du die eherne Schaale zer-
sprengest,

Los sich reißt und das Licht grüßt die entbundene
Welt,

All' die gefammelte Kraft aufflammt in üppigem
Frühling,

Rosenglühen und Wein sprudelt im kärglichen Nord.

Also sagt' ich und jezt kehr' ich an den Rhein, in die
Heimath,

Zärtlich, wie vormals, wehn Lüfte der Jugend mich
an;

Und das strebende Herz befänftigen mir die ver-
trauten

Offnen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des seeligen, tiefen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling
mich um.

Alt bin ich geworden indeß, mich blaichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Loken mir aus.

Wo ich lag, und den Muth erfreut' am Ruhme der
Männer,

Ahnender Schiffer; und das konnten die Sagen von
euch,

Daß in die Meer' ich fort, in die Wüsten muß', ihr
Gewalt'gen!

Ach! indeß mich umsonst Vater und Mutter gefucht.
Aber wo find sie? du schweigst? du zögerst, Hüter
des Haußes!

Hab' ich gezögert doch auch! habe die Schritte ge-
zählt,

Da ich nahet', und bin, gleich Pilgern, stille gestanden.

Aber gehe hinein, melde den Fremden, den Sohn,
Daß sich öffnen die Arm' und mir ihr Segen begegne,
Daß ich geweiht, und gegönnt wieder die Schwelle
mir sei!

Aber ich ahnd' es schon, in heilige Fremden dahin find
Nun auch sie mir, und nie kehret ihr Lieben zurück.

Vater und Mutter! und wenn noch Freunde leben,
sie haben

Andres gewonnen, sie find nimmer die Meinigen
mehr.

Kommen werd' ich, wie sonst, und die alten, die
Nahmen der Liebe

Nennen, beschwören das Herz, ob es noch schlage,
wie sonst,

Aber stille werden sie seyn. So bindet und scheidet
Manches die Zeit. Ich dünk' ihnen gestorben, sie
mir.

Und so bin ich allein. Du aber, über den Wolken,
Vater des Vaterlands! mächtiger Aether! und du,
Erd' und Licht! ihr einigen drei, die walten und lieben,
Ewige Götter! mit euch brechen die Bande mir nie.
Ausgegangen von euch, mit euch auch bin ich ge-
wandert,

Euch, ihr Freudigen, euch bring' ich erfahner zu-
rück.

Darum reiche mir nun, bis oben an von des Rheines
Warmen Bergen mit Wein reiche den Becher gefüllt!
Daß ich den Göttern zuerst und das Angedenken der
Helden

Trinke, der Schiffer, und dann eures, ihr Trautesten!
auch,

Eltern und Freund'! und der Mühn und aller Leiden
vergeffe

Heut' und morgen und schnell unter den Hei-
mischen sei.

DER GANG AUFS LAND

An Landauer

Komm! ins Offene, Freund! zwar glänzt ein Weniges
heute

Nur herunter, und eng schließet der Himmel uns
ein.

Weder die Berge find, noch aufgegangen des Waldes
Gipfel nach Wunsch, und leer ruht vom Gefange die
Luft.

Trüb ifts heut, es schlummern die Gäng' und die
Gassen, und fast will

Mir es scheinen, es sei, als in der bleiernen Zeit.

Dennoch gelinget der Wunsch, Rechtglaubige zweifeln
an Einer

Stunde nicht und der Luft bleibe geweiht der Tag.
Denn nicht wenig erfreut, was wir vom Himmel
gewonnen,

Wenn ers weigert und doch gönnet den Kindern
zuletzt.

Nur daß solcher Reden und auch der Schritt' und
der Mühe

Werth der Gewinn und ganz wahr das Ergötzliche
sei.

Darum hoff' ich sogar, es werde, wenn das Ge-
wünschte

Wir beginnen, und erst unsere Zunge gelöst
Und gefunden das Wort, und aufgegangen das Herz
ist,

Und von trunkener Stirn' höher Befinnen ent-
springt,

Mit der unfern zugleich des Himmels Blüthe beginnen,
Und dem offenen Blick offen der Leuchtende feyn.

Denn nicht Mächtiges ifts, zum Leben aber gehört es,
Was wir wollen, und fcheint fchiklich und freudig
zugleich.

Aber kommen doch auch der feegenbringenden
Schwalben

Immer einige auch, ehe der Sommer, ins Land.
Nemlich droben zu weihn bei guter Rede den Boden,
Wo den Gäften das Haus baut der verftändige Wirth,
Daß fie kosten und fchaun das Schönfte, die Fülle des
Landes,

Daß, wie das Herz es wünfcht, offen, dem Geifte
gemäß,
Mahl und Tanz und Gefang und Stutgards Freude
gekrönt fei,

Deßhalb wollen wir heut wünfchend den Hügel
hinauf.

Mög' ein Befferes noch das menschenfreundliche Mai-
licht

Drüber fprechen, von felbft bildfamen Gäften erklärt,
Oder, wie fonft, wens andern gefällt, denn alt [ift]
die Sitte,

Und es fchauen fo oft lächelnd die Götter auf uns,
Möge der Zimmermann vom Gipfel des Daches den
Spruch thun,

Wir, fo gut es gelang, haben das Unfre gethan.

Aber fchön ift der Ort, wenn in Feiertagen des Früh-
lings

Aufgegangen das Thal, wenn mit dem Nekar herab
Weiden grünend und Wald und die schwanken Bäume
des Ufers

Zahllos blühend weiß wallen in wiegender Luft,
Aber, mit Wölkchen bedekt, am rothen Berge der
Weinstok

Dämmert und wächst und erwarmt unter dem son-
nigen Duft.

.
.

DIE ENTSCHLAFENEN

Einen vergänglichen Tag lebt' ich und wuchs mit
den Meinen,
Eins ums andere schon schläft mir und fliehet dahin.
Doch, ihr Schlafenden, wacht am Herzen mir, in
verwandter
Seele ruhet von euch mir das entfliehende Bild.
Und lebendiger lebt ihr dort, wo des göttlichen Geistes
Freude die Alternden all, alle die Todten verjüngt.

STUTGARD

An Siegfried Schmidt

I

Wieder ein Glück ist erlebt. Die gefährliche Dürre ge-
nefet,
Und die Schärfe des Lichts senket die Blüthe nicht
mehr.
Offen steht jetzt wieder ein Saal, und gesund ist der
Garten,
Und von Reegen erfrischt rauschet das glänzende
Thal,
Hoch von Gewächsen, es schwellen die Bäch', und
alle gebunden
Fittige wagen sich wieder ins Reich des Gefangs.
Voll ist die Luft von Fröhlichen jetzt und die Stadt
und der Hain ist
Rings von zufriedenen Kindern des Himmels er-
füllt.
Gerne begegnen sie sich, und irren untereinander,
Sorgenlos, und es scheint keines zu wenig, zu viel.
Denn so ordnet das Herz es an, und zu athmen die
Anmuth,
Sie, die geschikliche, schenkt ihnen ein göttlicher
Geist.
Aber die Wanderer auch sind wohlgeleitet und haben
Kränze genug und Gefang, haben den heiligen Stab,
Vollgeschmückt mit Trauben und Laub, bei sich und
der Fichte
Schatten; von Dorfe zu Dorf jauchzt es, von Tage zu
Tag,

Und wie Wagen, bespannt mit freiem Wilde, so ziehn
die
Berge voran, und so träget und eilet der Pfad.

2

Aber meinst du nun, es haben die Thore vergebens
Aufgethan und den Weg freudig die Götter gemacht?
Und es schenken umsonst zu des Gastmahls Fülle die
Guten

Nebst dem Weine noch auch Blumen und Honig
und Obst?
Schenken das purpurne Licht zu Festgefängen und
kühl und

Ruhig zu tieferem Freundesgespräche die Nacht?
Hält ein Ernsteres dich, so spars dem Winter, und
willst du

Freien, habe Gedult, Freier beglüket der Mai.
Jezt ist Anderes Noth, jezt komm' und feire des
Herbstes

Alte Sitte, noch jezt blühet die Edle mit uns.
Eins nur gilt für den Tag, das Vaterland, und des
Opfers

Festlicher Flamme wirft jeder sein Eigenes zu.
Darum kränzt der gemeinsame Gott umsäufelnd das
Haar uns,

Und den eigenen Sinn schmelzet, wie Perlen, der
Wein.

Diß bedeutet der Tisch, der geehrte, wenn, wie die
Bienen,

Rund um den Eichbaum wir fizen und fingen um
ihn,

Diß der Pokale Klang, und darum zwinget die wilden
Seelen der streitenden Männer zusammen der Chor.

3

Aber damit uns nicht, gleich Allzuklugen, entfliehe
Diese neigende Zeit, komm' ich entgegen sogleich,
Bis an die Grenze des Lands, wo mir den lieben Ge-
burtsort

Und die Insel des Stroms blaues Gewässer umfließt.
Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,
Der mit Garten und Haus grün aus den Wellen sich
hebt.

Dort begegnen wir uns, o gütiges Licht! wo zuerst
mich

Deiner gefühlteren Stralen mich einer betraf.

Dort begann und beginnt das liebe Leben von neuem.

Aber des Vaters Grab seh' ich, und weine dir schon?
Wein' und halt' und habe den Freund und höre das
Wort, das

Einst mir in himmlischer Kunst Leiden der Liebe
geheilt.

Andres erwacht! ich muß die Landesheroen ihm
nennen:

Barbaroffa! dich auch, gütiger Kristoph, und dich,
Konradin! wie du fielt, so fallen Starke. Der Epheu
Grünt am Fels, und die Burg deckt das bacchantische
Laub,

Doch Vergangenes ist, wie Künftiges, heilig den Sän-
gern,

Und in Tagen des Herbsts fñhnen die Schatten wir
uns.

Aber indeß wir schaun und die mächtige Freude durch-
 wandeln,
 Flihet der Weg und der Tag uns, wie den Trun-
 kenen, hin.
 Denn mit heiligem Laub umkränzt erhebet die Stadt
 schon,
 Die gepriesene, dort leuchtend ihr priesterlich
 Haupt.
 Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die
 Tanne
 Hoch in die seeligen purpurnen Wolken empor.
 Sei uns hold! dem Gast und dem Sohn, o Fürstin
 der Heimath!
 Glückliches Stutgard, nimm freundlich den Fremd-
 ling mir auf!
 Immer haft du Gefang mit Flöten und Saiten
 gebilligt,
 Wie ich glaub', und des Lieds kindlich Geschwätz
 und der Mühn
 Süße Vergessenheit bei gegenwärtigem Geiste,
 Drum erfreuest du auch gerne den Sängern das Herz.
 Aber ihr, ihr Größeren auch, ihr Frohen, die allzeit
 Leben und walten, erkannt, oder gewaltiger auch,
 Wenn ihr wirket und schafft in heiliger Nacht und
 allein herrscht
 Und allmächtig empor ziehet ein ahnendes Volk,
 Bis die Jünglinge sich der Väter droben erinnern,
 Mündig und hell vor euch steht der besonnene
 Mensch —

Engel des Vaterlands! o ihr, vor denen das Auge,
 Sei's auch stark, und das Knie bricht dem verein-
 zelten Mann,
 Daß er halten sich muß an die Freund' und bitten
 die Theuern,
 Daß sie tragen mit ihm all die beglückende Last,
 Habt, o Gütige, Dank für den und alle die Andern,
 Die mein Leben, mein Gut unter den Sterblichen
 find.

Aber die Nacht kommt! Laß uns eilen, zu feiern
 das Herbstfest

Heut noch! voll ist das Herz, aber das Leben ist kurz,
 Und was uns der himmlische Tag zu sagen geboten,
 Das zu nennen, mein Schmidt! reichen wir beide
 nicht aus.

Trefliche bring' ich dir, und das Freudenfeuer wird
 hoch auf

Schlagen, und heiliger soll sprechen das kühnere
 Wort.

Siehe! da ist es rein! und des Gottes freundliche
 Gaaben,

Die wir theilen, sie sind zwischen den Liebenden nur.
 Anderes nicht — o kommt! o macht es wahr! denn
 allein ja

Bin ich und niemand nimmt mir von der Stirne den
 Traum?

Kommt und reicht, ihr Lieben, die Hand! das möge
 genug feyn,

Aber die größere Luft sparen dem Enkel wir auf.

Wachstum ahnend, denn schon, wie Blize, fallen die
alten
Wasserquellen, der Grund unter den Stürzenden
dampft,
Echo tönet umher, und die unermessliche Werkstatt
Reget bei Tag und bei Nacht, Gaaben versendend,
den Arm.

2

Ruhig glänzen indeß die silbernen Höhen darüber,
Voll mit Rosen ist schon droben der leuchtende
Schnee.
Und noch höher hinauf wohnt über dem Lichte der
reine
Seelige Gott, vom Spiel heiliger Stralen erfreut.
Stille wohnt er allein, und hell erscheinet sein Antlitz,
Der ätherische scheint Leben zu geben geneigt,
Freude zu schaffen, mit uns, wie oft, wenn kundig
des Maafes,
Kundig der Athmenden auch zögernd und schonend
der Gott
Wohlgediegenes Glück den Städten und Häußern, und
milde
Reegen, zu öffnen das Land, brütende Wolken, und
euch,
Trauteste Lüfte, dann, euch, sanfte Frühlinge, sendet,
Und mit langsamer Hand Traurige wieder erfreut,
Wenn er die Zeiten erneut, der Schöpferische, die
stillen
Herzen der alternden Menschheit erfrischt und er-
greift,

Freilich wohl! das Geburtsland ist's, der Boden der
Heimath,

Was du suchest, es ist nahe, begegnet dir schon.
Und umsonst nicht steht, wie ein Sohn, am wellen-
umrauschten

Thor' und siehet und sucht liebende Nahmen für dich
Mit Gefang ein wandernder Mann, glükseeliges Lin-
dau!

Eine der gastlichen Pforten des Landes ist diß,
Reizend, hinauszugehn in die vielversprechende Ferne,
Dort, wo die Wunder sind, dort, wo das göttliche Wild,
Hoch in die Ebenen herab der Rhein die verwegene
Bahn bricht,

Und aus Felsen hervor ziehet das jauchzende Thal,
Dort hinein, durchs helle Gebirg, nach Komo zu
wandern,

Oder hinab, wie der Tag wandelt, den offenen See;
Aber reizender mir bist du, geweihte Pforte!

Heimzugehn, wo bekannt blühende Wege mir sind,
Dort zu besuchen das Land und die schönen Thale
des Nekars,

Und die Wälder, das Grün heiliger Bäume, wo gern
Sich die Eiche gefellt mit stillen Birken und Buchen,
Und in Bergen ein Ort freundlich gefangen mich
nimmt.

Dort empfangen sie mich. O Stimme der Stadt, der
Mutter!

O du triffest, du regst Langegelerntes mir auf!

Dennoch find sie es noch! noch blühet die Sonn' und
die Freud' euch,
O ihr Liebsten! und fast heller im Auge, wie sonst.
Ja! das Alte noch ist! Es gedeihet und reifet, doch
keines,
Was da lebet und liebt, läffet die Treue zurück.
Aber das Beste, der Fund, der unter des heiligen
Friedens
Bogen lieget, er ist Jungen und Alten gespart.
Thörig red' ich. Es ist die Freude. Doch morgen
und künftig,
Wenn wir gehen und schaun draußen das lebende
Feld
Unter den Blüthen des Baums, in den Feiertagen des
Frühlings,
Red' und hoff' ich mit euch vieles, ihr Lieben! da-
von.
Vieles hab ich gehört vom großen Vater und habe
Lange geschwiegen von ihm, welcher die wandernde
Zeit
Droben in Höhen erfrischt und waltet über Gebirgen,
Der gewähret uns bald himmlische Gaaben und ruft
Hellern Gefang und schickt viel gute Geister. O säumt
nicht,
Kommt, Erhaltenden ihr! Engel des Jahres! und
ihr,

6

Engel des Haußes, kommt! in die Adern alle des
Lebens,
Alle freuend zugleich, theile das Himmlische sich!

Ade! verjünge! damit nichts Menschlichgutes, damit
nicht

Eine Stunde des Tags ohne die Frohen und auch
Solche Freude, wie jezt, wenn Liebende wieder sich
finden,

Wie es gehört für sie, schiklich geheiligt sei.
Wenn wir seegnen das Mahl, wen darf ich nennen?
und wenn wir

Ruhn vom Leben des Tags, saget, wie bring' ich den
Dank?

Nenn' ich den Hohen dabei? Unschikliches liebet ein
Gott nicht,

Ihn zu fassen, ist fast unsere Freude zu klein.
Schweigen müssen wir oft; es fehlen heilige Nahmen,
Herzen schlagen und doch bleibt die Rede zurück?
Aber ein Saitenspiel leiht jeder Stunde die Töne,
Und erfreuet vielleicht Himmlische, welche sich
nahn.

Das bereitet, und so ist auch beinahe die Sorge
Schon befriediget, die unter das Freudige kam.
Sorgen, wie diese, muß, gern oder nicht, in der Seele
Tragen ein Sänger und oft, aber die anderen nicht.

BROD UND WEIN

An Heinze

I

Rings um ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete
Gaffe,

• Und mit Fakeln geschmückt, rauschen die Wagen
hinweg.

Satt gehn heim von Freuden des Tags zu ruhen die
Menschen,

Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohlzufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und
Blumen,

Und von Werken der Hand ruht der geschäftige
Markt.

Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht,
daß

Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und
die Brunnen,

Immerquillend und frisch, rauschen an duftendem
Beet.

Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,

Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des
Hains auf,

Sieh! und das Schattenbild unserer Erde, der Mond
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die
Nacht kommt,

Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um
uns,

Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter
den Menschen
Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf.

2

Wunderbar ist die Gunst der Hoherhabnen und nie-
mand
Weiß, von wannen und was einem geschieht von
ihr.
So bewegt sie die Welt und die hoffende Seele der
Menschen,
Selbst kein Weiser versteht, was sie bereitet, denn so
Will es der oberste Gott, der sehr dich liebet, und
darum
Ist noch lieber, wie sie, dir der besonnene Tag.
Aber zuweilen liebt auch klares Auge den Schatten
Und versucht zu Luft, eh' es die Noth ist, den Schlaf,
Oder es blickt auch gern ein treuer Mann in die Nacht
hin,
Ja, es ziemet sich ihr Kränze zu weihn und Gefang,
Weil den Irrenden sie geheiligt ist und den Todten,
Selber aber besteht, ewig, in freiestem Geist.
Aber sie muß uns auch, daß in der zaudernden Weile,
Daß im Finstern für uns einiges Haltbare sei,
Uns die Vergessenheit und das Heiligtrunkene gönnen,
Gönnen das strömende Wort, das, wie die Liebenden,
sei,
Schlummerlos, und vollern Pokal und kühneres Le-
ben,
Heilig Gedächtniß auch, wachend zu bleiben bei
Nacht.

Auch verbergen umsonst das Herz im Busen, umsonst

nur

Halten den Muth noch wir, Meister und Knaben,

denn wer

Möcht' es hindern und wer möcht' uns die Freude

verbieten?

Göttliches Feuer auch treibet, bei Tag und bei Nacht,
Aufzubrechen. So komm! daß wir das Offene schauen,

Daß ein Eignes wir suchen, so weit es auch ist.

Fest bleibt Eins; es sei um Mittag oder es gehe

Bis in die Mitternacht, immer bestehet ein Maas,
Allen gemein, doch jeglichem auch ist eignes beschie-

den,

Dahin gehet und kommt jeder, wohin er es kann.
Drum! und spotten des Spotts mag gern frohlocken-

der Wahnsinn,

Wenn er in heiliger Nacht plötzlich die Sänger er-

greift.

Drum an den Isthmos komm! dorthin, wo das offene

Meer rauscht

Am Parnaß und der Schnee delphische Felsen um-

glänzt,

Dort ins Land des Olympos, dort auf die Höhe Ci-

thärons,

Unter die Fichten dort, unter die Trauben, von

wo

Thebe drunten und Ismenos rauscht, und die Quelle

der Dirze,

Dort ist das Sehnen, o dort schauen zufrieden wir auf.

Seeliges Griechenland! du Haus der Himmlischen
alle,

Also ist wahr, was einst wir in der Jugend gehört?
Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die
Berge,

Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!
Aber die Thronen, wo? die Tempel, und wo die
Gefäße,

Wo mit Nectar gefüllt, Göttern zu Lust der Gefang?
Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden
Sprüche?

Delphi schlummert, und wo tönet das große Ge-
schick?

Wo ist das schnelle? wo brichts, allgegenwärtigen
Glücks voll,

Donnernd aus heiterer Luft über die Augen herein?
Vater Aether! so riefs und flog von Zunge zu Zunge
Tausendfach, es ertrug keiner das Leben allein;
Ausgetheilet erfreut solch Gut und getauschet, mit
Fremden,

Wirds ein Jubel, es wächst schlafend des Wortes Ge-
walt:

Vater! heiter! und halt, so weit es gehet, das uralte
Zeichen, von Eltern geerbt, treffend und schaffend
hinab.

Denn so kehren die Himmlischen ein, tiefschütternd
gelangt so

Aus den Schatten herab unter die Menschen ihr
Tag.

Unempfunden kommen sie erst, es streben entgegen
 Ihnen die Kinder, zu hell kommet, zu blendend das
 Glück,
 Und es scheut sie der Mensch, kaum weiß zu sagen
 ein Halbgott,
 Wer mit Nahmen sie find, die mit den Gaaben ihm
 nahn.
 Aber der Muth von ihnen ist groß, es füllen das Herz
 ihm
 Ihre Freuden, und kaum weiß er zu brauchen das
 Gut,
 Schafft, verschwendet, und fast ward ihm Unheiliges
 heilig,
 Das er mit seegnender Hand thörig und gütig berührt.
 Möglichst dulden die Himmlischen diß; dann aber
 in Wahrheit
 Kommen sie selbst, und gewohnt werden die Men-
 schen des Glücks,
 Und des Tags und zu schaun die Offenbaren, das Antliz
 Derer, welche schon längst Eines und Alles genannt,
 Tief die verschwiegene Brust mit freier Genüge ge-
 füllet,
 Und zuerst und allein alles Verlangen beglückt;
 So ist der Mensch; wenn da ist das Gut, und es forget
 mit Gaaben
 Selber ein Gott für ihn, kennet und sieht er es nicht.
 Tragen muß er zuvor; nun aber nennt er sein Liebstes,
 Nun, nun müssen dafür Worte, wie Blumen, ent-
 stehn.

Und nun denkt er zu ehren in Ernst die seeligen
Götter,

Wirklich und wahrhaft muß alles verkünden ihr Lob.
Nichts darf schauen das Licht, was nicht den Hohen
gefället,

Vor den Aether gebührt müßigverfuchendes nicht.
Drum in der Gegenwart der Himmlischen würdig zu
stehen,

Richten in herrlichen Ordnungen Völker sich auf
Untereinander, und baun die schönen Tempel und
Städte

Vest und edel, sie gehn über Gestaden empor —
Aber wo find sie? wo blühn die Bekannten, die
Kronen des Festes?

Thebe welkt und Athen; rauschen die Waffen nicht
mehr

In Olympia, nicht die goldnen Wagen des Kampffspiels,
Und bekränzen sich denn nimmer die Schiffe
Korinths?

Warum schweigen auch sie, die alten heiligen Theater?
Warum freuet sich denn nicht der geweihte Tanz?
Warum zeichnet, wie sonst, die Stirne des Mannes
ein Gott nicht,

Drückt den Stempel, wie sonst, nicht dem Getroffenen
auf?

Oder er kam auch selbst und nahm des Menschen Ge-
stalt an,

Und vollendet' und schloß tröstend das himmlische
Fest.

Aber Freund! wir kommen zu spät. Zwar leben die
Götter,

Aber über dem Haupt droben in anderer Welt.
Endlos wirken sie da und scheinens wenig zu achten,
Ob wir leben, so sehr schonen die Himmlischen uns.
Denn nicht immer vermag ein schwaches Gefäß sie
zu fassen,

Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch.
Traum von ihnen ist drauf das Leben. Aber das Irrsaal
Hilft, wie Schlummer, und stark machet die Noth
und die Nacht,

Biß daß Helden genug in der ehernen Wiege ge-
wachsen,

Herzen an Kraft, wie sonst, ähnlich den Himm-
lischen sind.

Donnernd kommen sie drauf. Indessen dünket mir öfters
Besser, zu schlafen, wie so ohne Genossen zu seyn,
So zu harren, und was zu thun indeß und zu sagen,
Weiß ich nicht, und wozu Dichter in dürftiger Zeit?
Aber sie sind, sagst du, wie des Weingotts heilige
Priester,

Welche von Lande zu Land zogen in heiliger Nacht.

Nemlich, als vor einiger Zeit, uns dünket sie lange,
Aufwärts stiegen sie all, welche das Leben beglückt,
Als der Vater gewandt sein Angesicht von den
Menschen,

Und das Trauern mit Recht über der Erde begann,

Als erschienen zu lezt ein stiller Genius, himmlisch
 Tröstend, welcher des Tags Ende verkündet' und
 schwand,
 Ließ zum Zeichen, daß einst er da gewesen und
 wieder
 Käme, der himmlische Chor einige Gaaben zurück,
 Derer menschlich, wie sonst, wir uns zu freuen ver-
 möchten,
 Denn zur Freude, mit Geist, wurde das Größre zu
 groß
 Unter den Menschen, und noch, noch fehlen die
 Starken zu höchsten
 Freuden, aber es lebt stille noch einiger Dank.
 Brod ist der Erde Frucht, doch ist vom Lichte ge-
 segnet,
 Und vom donnernden Gott kommet die Freude des
 Weins.
 Darum denken wir auch dabei der Himmlischen, die
 sonst
 Da gewesen und die kehren in richtiger Zeit,
 Darum singen sie auch mit Ernst, die Sänger, den
 Weingott,
 Und nicht eitel erdacht tönet dem Alten das Lob.

9

Ja! sie sagen mit Recht, er söhne den Tag mit der
 Nacht aus,
 Führe des Himmels Gestirn ewig hinunter, hinauf,
 Allzeit froh, wie das Laub der immergrünenden Fichte,
 Das er liebt, und der Kranz, den er von Epheu ge-
 wählt,

Weil er bleibet und selbst die Spur der entflohenen
Götter

Götterlosen hinab unter das Finstere bringt.

Was der Alten Gefang von Kindern Gottes geweisagt,

Siehe! wir sind es, wir; Frucht von Hesperien ist.

Wunderbar und genau ist als an Menschen erfüllet,

Glaube, wer es geprüft! aber so vieles geschieht,

Keines wirkt, denn wir sind herzlos, Schatten, bis
unser

Vater Aether erkennt jeden und allen gehört.

Aber indeffen kommt als Falschschwinger, des Höchsten

Sohn, der Syrier, unter die Schatten herab.

Seelige Weise sehns; ein Lächeln aus der gefangnen

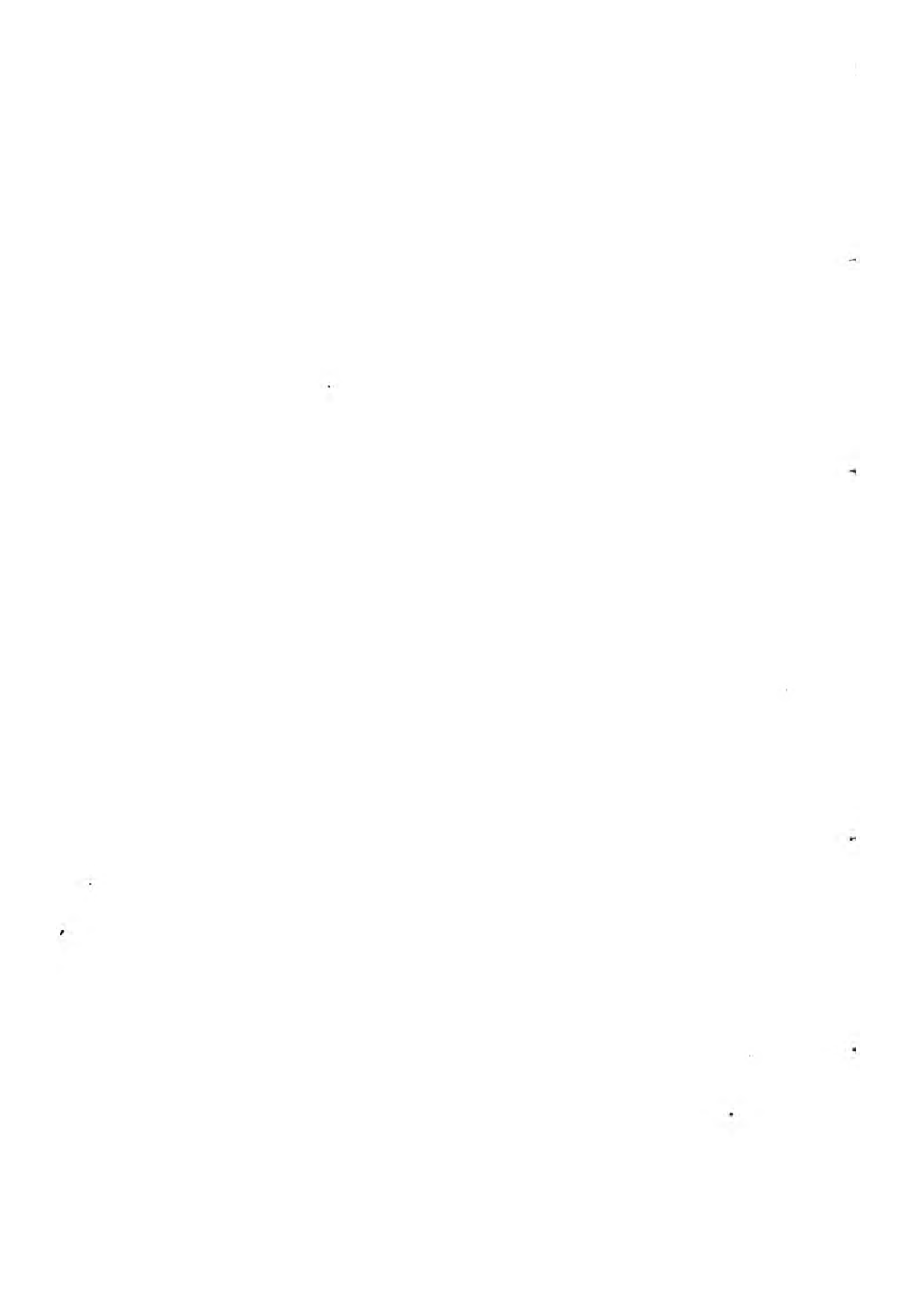
Seele leuchtet, dem Licht thauet ihr Auge noch auf.

Sanfter träumet und schläft in Armen der Erde der

Titan,

Selbst der neidische, selbst Cerberus trinket und

schläft.



Freie Rhythmen

SCHIKSAALSLIED

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schikfaallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe,
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

[DIE JUGEND]

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geschrei und der Ruthe der Menschen,
Da spielt' ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreust,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme streken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und, wie Endymion,
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

O all ihr treuen
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!

Zwar damals ruft' ich noch nicht
Euch mit Nahmen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen,
Als kennten sie sich.

Doch kannt' ich euch besser,
Als ich je die Menschen gekannt,
Ich verstand die Stille des Aethers,
Des Menschen Worte verstand ich nie.

Mich erzog der Wohllaut
Des fäufelnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.

Im Arme der Götter wuchs ich groß

.
.

BUONAPARTE

Heilige Gefäße find die Dichter,
Worinn der Wein des Lebens, der Geist
Der Helden sich aufbewahrt.
Aber der Geist dieses Jünglings,
Der schnelle, müßt' er es nicht zersprengen,
Wo es ihn fassen wollte, das Gefäß?
Der Dichter laß ihn unberührt, wie den Geist
der Natur!
An folchem Stoffe wird zum Knaben der Meister.
Er kann im Gedichte nicht leben und bleiben,
Er lebt und bleibt in der Welt!

[DAS HIMMLISCHE FEUER]

Wie wenn am Feiertage, das Feld zu fehn,
Der Landmann geht, des Morgens, wenn
Aus heißer Nacht die kühlenden Blize fielen
Die ganze Zeit und fern noch tönet der Donner,
In fein Gestade wieder tritt der Strom,
Und frisch der Boden grünt,
Und von [des] Himmels erfreuendem Reegen
Der Weinstok trauft, und glänzend
In stiller Sonne stehn die Bäume des Haines:

So stehn sie unter günstiger Witterung,
Sie, die kein Meister allein, die wunderbar
Allgegenwärtig erzieht in leichtem Umfängen
Die mächtige, die göttlichschöne Natur.
Drum wenn zu schlafen sie scheint zu Zeiten des Jahrs
Am Himmel oder unter den Pflanzen oder den Völkern,
So trauert der Dichter Angesicht auch,
Sie scheinen allein zu seyn, doch ahnen sie immer.
Denn ahnend ruhet sie selbst auch.

Jetzt aber tagts! Ich harrt' und sah es kommen,
Und was ich sah, das Heilige, sei mein Wort.
Denn sie, sie selbst, die älter denn die Zeiten
Und über die Götter des Abends und Orients ist,
Die Natur ist jetzt mit Waffenklang erwacht,
Und hoch vom Aether bis zum Abgrund nieder
Nach vestem Geseze, wie einst, aus heiligem Chaos
gezeugt,
Fühlt neu die Begeisterung sich,
Die Allerschaffende wieder.

Und daher trinken himmlisches Feuer jezt
Die Erdenföhne ohne Gefahr.
Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,
Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,
Des Vaters Stral, ihn selbst, mit eigener Hand
Zu fassen und dem Volk, ins Lied
Gehüllt, die himmlische Gaabe zu reichen.
Denn sind nur reinen Herzens,
Wie Kinder, wir, sind schuldlos unsere Hände,
Des Vaters Stral, der reine, versenget nicht,
Und tieferschütteret die Leiden des Stärkeren,
Die hochherstür[zen]den in unaufhaltfamen Stürmen,
Mitleidend, bleibt das ewige Herz doch fest.

Doch weh mir! wenn von
.
.
Und sag ich gleich,
Ich sei genaht, die Himmlischen zu schauen,
Sie selbst, sie werfen mich tief unter die Lebenden alle,
Den falschen Priester ins Dunkel, daß ich
Das warnende Lied den Gelehrigen finge.

DER MUTTER ERDE

Gefang der Brüder Ottmar, Hom und Tello

Ottmar

Statt offner Gemeine fing' ich Gefang.
So spielt, von erfreulichen Händen
Wie zum Versuche berührt, eine Saite
Von Anfang, aber freudig ernster neigt
Bald über die Harfe
Der Meister das Haupt und die Töne
Bereiten sich ihm, und werden geflügelt,
So viele sie sind,
Und zusammen tönt es unter dem Schlage
Des Wekenden und voll wie aus Meeren schwingt
Unendlich sich in die Lüfte die Wolke des Wohllauts.

Doch wird ein anderes noch,
Wie der Harfe Klang,
Der Gefang feyn, der Chor des Volks,
Und unaussprechlich wär und einsam
In seinem Dunkel umsonst, der doch
Der Zeichen genug, und Wetterflammen
Und Fluthen in seiner Macht
Wie Gedanken hat, der heilige Vater,
Und nirgend fänd er wahr sich unter den Lebenden
wieder,
Wenn zum Gefange ein Herz nicht hätt' die Gemeinde.

Doch wie der Fels erst ward,
Und geschmiedet wurden in schattiger Werkstatt
die ehernen Vesten der Erde
Noch ehe Bäche rauschten von den Bergen

Und Hain' und Städte blüheten an der Strömung,
So hat er donnernd schon
Geschaffen ein reines Gesez
Und reine Laute gegründet.

Hom

Indeffen schon', o Mächtiger, deß,
Der einsam singt, und gieb mir Lieder genug,
Bis ausgesprochen ist, wie wir
Es meinen, unserer Seele Geheimniß,
Denn öfters hört' ich
Der alten Priester Gefänge
.
. und so
Zu denken bereite die Seele mir auch.

Doch wandeln im Waffenfaale
Mit gebundener Hand in müßigen Zeiten
Die Männer und schauen die Rüstungen an,
Voll Ernstes stehen sie und einer erzählt,
Wie die Väter sonst den Bogen gespannt
Fernhin des Zieles gewiß,
Und alle glauben es ihm,
Doch keiner darf es versuchen.
Wie ein Gott sinken die Arme
Der Menschen,
Auch ziemt ein Feiergewand an jedem Tage sich nicht.

Die Tempelfäulen stehn
Verlassen in Tagen der Noth,
Wohl tönet des Nordsturms Echo
tief in den Hallen,

Und der Reegen machet sie rein,
Und Moos wächst und es kehren die Schwalben,
In Tagen des Frühlings, nahmlos aber ist
In ihnen der Gott, und die Schaale des Danks
Und Opfergefäß und alle Heiligtümer
Begraben dein Kind in verschwiegener Erde.

Tello

Wer will auch danken, eh' er empfängt,
Und Antwort geben, eh' er gehört hat?
Ni . . . indeß ein Höherer spricht,
Zu fallen in die tönende Rede.
Viel hat er zu sagen und anders Recht,
Und Einer ist, der endet in Stunden nicht,
Und die Zeiten des Schaffenden sind
Wie Gebirg,
Das hochaufwoogend von Meer zu Meer
Hinziehet über die Erde.

Es sagen der Wanderer viele davon,
Und das Wild irrt in den Klüften
Und die Horde schweifet über die Höhen,
In heiligem Schatten aber,
Am grünen Abhang wohnt
Der Hirt und schauet die Gipfel.
So
.

DIE WANDERUNG

Glückseelig Suevien, meine Mutter,
Auch du, der glänzenderen, der Schwester
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchflossen!
Und Bäume genug, weiß blühend und röthlich,
Und dunklern, wild, tiefgrünenden Laubs voll,
Und das Alpengebirg der Schweiz auch überschattet,
Benachbartes, dich; denn nah dem Heerde des Haußes
Wohnst du, und hörst, wie drinnen
Aus silbernen Opferschaalen
Der Quell rauscht, ausgeschüttet
Von reinen Händen, wenn berührt

Von warmen Stralen
KrySTALLenes Eis und, umgestürzt
Vom leichtanregenden Lichte,
Der schneeige Gipfel übergießt die Erde
Mit reinestem Wasser. Darum ist
Dir angeboren die Treue. Schwer verläßt,
Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.
Und deine Kinder, die Städte,
Am weithindämmernden See,
An Nekars Weiden, am Rheine,
Sie alle meinen, es wäre
Sonst nirgend besser zu wohnen.

Ich aber will dem Kaukasos zu!
Denn sagen hört' ich
Noch heut in den Lüften;

Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter.
Auch hat mir ohnediß
In jüngeren Tagen Eines vertraut,
Es seien vor alter Zeit
Die Eltern einst, das deutsche Geschlecht,
Still fortgezogen von Wellen der Donau
Dort mit der Sonne Kindern
Am Sommertage, da diese
Sich Schatten suchten, zusammen
Am Schwarzen Meere gekommen;
Und nicht umsonst sei diß
Das gastfreundliche genennet.

Denn als sie erst sich angesehen,
Da nahten die Andern zuerst; dann saßen auch
Die Unseren sich neugierig unter den Ölbaum.
Doch als sich ihre Gewande berührt,
Und keiner vernehmen konnte
Die eigene Rede des andern, wäre wohl
Entstanden ein Zwist, wenn nicht aus Zweigen her-
unter
Gekommen wäre die Kühlung,
Die Lächeln über das Angesicht
Der Streitenden öfters breitet; und eine Weile
Sahn still sie auf, dann reichten sie sich
Die Hände liebend einander. Und bald

Vertauschten sie Waffen und all
Die lieben Güter des Hauses,
Vertauschten das Wort auch, und es wünschten
Die freundlichen Väter umsonst nichts

Beim Hochzeitjubel den Kindern.
Denn aus den heiligvermählten
Wuchs schöner, denn Alles,
Was vor und nach
Von Menschen sich nannt', ein Geschlecht auf. Wo,
Wo aber wohnt ihr, liebe Verwandten,
Daß wir das Bündniß wiederbegeh'n,
Und der theuern Ahnen gedenken?

Dort an den Ufern, unter den Bäumen
Ionias, in Ebenen des Kaifers,
Wo Kraniche, des Aethers froh,
Umschlossen sind von fernhindämmernden Bergen,
Dort wart auch ihr, ihr Schönsten! oder pflegtet
Der Inseln, die, mit Wein bekränzt,
Voll tönten von Gefang; noch andere wohnten
Am Tayget, am vielgepriesnen Himettos,
Und diese blühten zuletzt; doch von
Parnassos Quell bis zu des Tmolos
Goldglänzenden Bächen erklang
Ein ewig Lied; so rauschten damals
Die heiligen Wälder und all
Die Saitenspiele zusamt,
Von himmlischer Milde gerühret.

O Land des Homer!
Am purpurnen Kirschbaum, oder wenn,
Von dir gesandt, im Weinberg mir
Die jungen Pflirsche grünen,
Und die Schwalbe fernher kommt und vieles erzäh-
lend

An meinen Wänden ihr Haus baut, in
Den Tagen des Mais, auch unter den Sternen
Gedenk' ich, o Ionia, dein! Doch Menschen
Ist Gegenwärtiges lieb. Drum bin ich
Gekommen, euch, ihr Inseln, zu fehn, und euch,
Ihr Mündungen der Ströme, Hallen der Thetis,
Ihr Wälder, euch, und euch, ihr Wolken des Ida!

Doch nicht zu bleiben gedenk' ich.
Unfreundlich ist und schwer zu gewinnen
Die Verschlossene, der ich entkommen, die Mutter.
Von ihren Söhnen einer, der Rhein,
Mit Gewalt wollt' er ans Herz ihr stürzen und schwand,
Der Zurückgestoßene, niemand weiß wohin, in die
Ferne.

Doch so nicht wünscht' ich gegangen zu feyn
Von ihr, und nur, euch einzuladen,
Bin ich zu euch, ihr Gratien Griechenlands,
Ihr Himmelstöchter, gegangen,
Daß, wenn die Reise zu weit nicht ist,
Zu uns ihr kommet, ihr Holden!

Wenn milder athmen die Lüfte,
Und liebende Pfeile der Morgen
Uns Allzugesultigen schickt,
Und leichte Gewölke blühn
Uns über den schüchternen Augen,
Dann werden wir sagen, wie kommt,
Ihr Charitinnen, zu Wilden?
Die Dienerinnen des Himmels
Sind aber wunderbar,

Wie alles Göttlichgeborne.
Zum Traume wirds ihm, will es Einer
Beschleichen, und straft den, der
Ihm gleichen will mit Gewalt.
Oft überrascht es den,
Der eben kaum es gedacht hat.

DER RHEIN

An Ifaak Sinclair

Im dunkeln Epheu faß ich, an der Pforte
Des Waldes, eben, da der goldene Mittag,
Den Quell besuchend, herunterkam
Von Treppen des Alpengebirgs,
Das mir die göttlichgebaute,
Die Burg der Himmlischen heißt
Nach alter Meinung, wo aber
Geheim noch manches entschieden
Zu Menschen gelanget; so
Vernahm ich ohne Vermuthen
Ein Schikfaal, denn noch kaum
War mir, im warmen Schatten
Sich manches beredend, die Seele
Italia zu geschweift
Und fernhin an die Küsten Moreas.

Jetzt aber drinn im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, taglang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt',
Und die Mutter Erd' anklagt'
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch

Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme wars des edelsten der Ströme,
Des freigeborenen Rheins,
Und anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schiksaal.
Die Blindesten aber
Sind Götterföhne. Denn es kennet der Mensch
Sein Haus, und dem Thier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin,
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinent sprungenes. Auch
Der Gefang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfiengst, wirst du bleiben,
So viel auch wirket die Noth
Und die Zucht; das meiste nemlich
Vermag die Geburt,
Und der Lichtstral, der
Dem Neugebornen begegnet.
Wo aber ist einer,
Um frei zu bleiben
Sein Leben lang und des Herzens Wunsch

Allein zu erfüllen, so
Aus günstigen Höhn, wie der Rhein,
Und so aus heiligem Schoofe
Glücklich geboren, wie jener?

Drum ist ein Jauchzen sein Wort.
Nicht liebt er, wie andere Kinder,
In Wickelbanden zu weinen.
Denn, wo die Ufer zuerst
An die Seite ihm schleichen, die krummen,
Und, durstig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehn
Und wohl zu behüten begehren
Im eigenen Zahne, lachend
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beut', und wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachsen läßt, wie der Bliz muß er
Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.

Ein Gott will aber sparen den Söhnen
Das eilende Leben und lächelt,
Wenn unenthaltfam, aber gehemmt
Von heiligen Alpen, ihm
In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.
In solcher Esse wird dann
Auch alles Lautre geschmiedet,
Und schön ifts, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande

Begnüget und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

Doch nimmer, nimmer vergißt ers.
Denn eher muß die Wohnung vergehn,
Und die Sazung, und zum Unbild werden
Der Tag der Menschen, ehe vergessen
Ein solcher dürfte den Ursprung
Und die reine Stimme der Jugend.
Wer war es, der zuerst
Die Liebesbande verderbt
Und Strike von ihnen gemacht hat?
Dann haben des eigenen Rechts
Und gewiß des himmlischen Feuers
Gespottet die Trozigen, dann erst,
Die sterblichen Pfade verachtend,
Verwegnes erwählt
Und den Göttern gleich zu werden getrachtet.

Es haben aber an eigener
Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen
Die Himmlischen eines Dings,
So find's Heroën und Menschen,
Und Sterbliche sonst. Denn weil
Die Seeligsten nichts fühlen von selbst,
Muß wohl, wenn solches zu sagen
Erlaubt ist, in der Götter Nahmen
Theilnehmend fühlen ein Andrer,
Den brauchen sie; jedoch ihr Gericht

Ist, daß sein eigenes Haus
Zerbreche der und das Liebste
Wie den Feind schelt' und sich Vater und Kind
Begrabe unter den Trümmern,
Wenn einer, wie sie, feyn will und nicht
Ungleiches dulden, der Schwärmer.

Drum wohl ihm, welcher fand
Ein wohlbeschiedenes Schikfaal,
Wo noch der Wanderungen
Und süß der Leiden Erinnerung
Aufrauscht am sichern Gestade,
Daß da und dorthin gern
Er sehn mag bis an die Grenzen,
Die bei der Geburt ihm Gott
Zum Aufenthalte gezeichnet.
Dann ruht er, seligbescheiden,
Denn alles, was er gewollt,
Das Himmlische, von selber umfängt
Es unbezwungen, lächelnd
Jetzt, da er ruhet, den Kühnen.

Halbgötter denk' ich jetzt,
Und kennen muß ich die Theuern,
Weil oft ihr Leben so
Die sehnende Brust mir beweget.
Wem aber, wie, Rousseau, dir,
Unüberwindlich die Seele,
Die starkausdauernde, ward,
Und sicherer Sinn
Und süße Gaabe zu hören,

Zu reden so, daß er aus heiliger Fülle,
Wie der Weingott, thörig, göttlich
Und gefezlos sie, die Sprache der Reineften, giebt,
Verständlich den Guten, aber mit Recht
Die Achtungslofen mit Blindheit schlägt,
Die entweihenden Knechte, wie nenn ich den
Fremden?

Die Söhne der Erde find, wie die Mutter,
Allliebend, so empfangen sie auch
Mühlos, die Glücklichen, Alles.
Drum überraschet es auch
Und schrökt den sterblichen Mann,
Wenn er den Himmel, den
Er mit den liebenden Armen
Sich auf die Schultern gehäufft,
Und die Laft der Freude bedenket;
Dann scheint ihm oft das Beste,
Fast ganz vergessen da,
Wo der Stral nicht brennt,
Im Schatten des Walds,
Am Bielerfee, in frischer Grüne zu feyn,
Und sorglos arm an Tönen,
Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen.

Und herrlich ifts, aus heiligem Schlafe dann
Erstehen und aus Waldes Kühle,
Erwachend, Abends nun
Dem milderen Licht entgegenzugehn,
Wenn, der die Berge gebaut
Und den Pfad der Ströme gezeichnet,

Nachdem er lächelnd auch
Der Menschen geschäftiges Leben,
Das othemarme, wie Seegel,
Mit feinen Lüften gelenkt hat,
Auch ruht und zu der Schülerin jezt,
Verföhnend, zu der Braut
Der Bildner sich,
Zu unferer Erde sich neiget.

Dann feiern ein Brautfest Menschen und Götter,
Es feiern die Lebenden all,
Und ausgeglichen
Ist eine Weile das Schikfaal.
Und die Flüchtlinge suchen die Herberg
Und süßen Schlummer die Tapfern,
Die Liebenden aber
Sind, was sie waren, sie sind
Zu Hauße, wo die Blume sich freuet
Unschädlicher Gluth und die finstern Bäume
Der Geist umsäufelt, aber die Unversöhnten
Sind umgewandelt und eilen,
Die Hände sich ehe zu reichen,
Bevor das freundliche Licht
Hinuntergeht und die Nacht kommt.

Doch einigen eilt
Diß schnell vorüber, andere
Behalten es länger.
Die ewigen Götter sind
Voll Lebens allzeit; bis in den Tod
Kann aber ein Mensch auch

Im Gedächtniß doch das Beste behalten,
Und dann erlebt er das Höchste.
Nur hat ein jeder fein Maas.
Denn schwer ist zu tragen
Das Unglück, aber schwerer das Glück.
Ein Weiser aber vermocht' es,
Vom Mittag bis in die Mitternacht,
Und bis der Morgen erglänzte,
Beim Gastmahl helle zu bleiben.

Dir mag auf heißem Pfade unter Tannen oder
Im Dunkel des Eichwalds, gehüllt
In Stahl, mein Sinclair! Gott erscheinen oder
In Wolken, du kennst ihn, da du kennest
Des Guten Kraft, und nimmer ist dir
Verborgnen das Lächeln des Herrschers
Bei Tage, wenn
Es fieberhaft und angekettet das
Lebendige scheineth, oder auch
Bei Nacht, wenn alles gemischt
Ist ordnungslos und wiederkehrt
Uralte Verwirrung.

AM QUELL DER DONAU

.
.

Denn, wie wenn hoch von der herrlichgestimmten,
der Orgel

Im heiligen Saal,
Reinquillend aus den unerschöpflichen Röhren,
Das Vorspiel, wekend, des Morgens beginnt
Und weitumher, von Halle zu Halle,
Der erfrischende nun, der melodische Strom rinnt,
Bis in den kalten Schatten das Haus,
Von Begeisterungen erfüllt,
Nun aber erwacht ist, nun, aufsteigend ihr,
Der Sonne des Fests, antwortet
Der Chor der Gemeinde; so kam
Das Wort aus Osten zu uns,
Und am Parnassos-Felsen und am Kithäron hör' ich,
O Asia, das Echo von dir und es bricht sich
Am Kapitol und jählings herab von den Alpen

Kommt eine Fremdlingin sie
Zu uns, die Erwekerin,
Die menschenbildende Stimme.
Da faßt' ein Staunen die Seele
Der Getroffenen all und Nacht
War über den Augen der Besten.
Denn vieles vermag
Und die Fluth und den Fels und Feuergewalt auch
Bezwinget mit Kunst der Mensch
Und achtet, der Hochgefinnte, das Schwerdt

Nicht, aber es steht
Vor Göttlichem der Starke niedergeschlagen,

Und gleichet dem Wild faßt, das,
Von süßer Jugend getrieben,
Schweift rastlos über die Berg'
Und fühlet die eigene Kraft
In der Mittagshitze. Wenn aber
Herabgeführt, in spielenden Lüften,
Das heilige Licht, und mit dem kühleren Stral
Der freudige Geist kommt zu
Der seeligen Erde, dann erliegt es, ungewohnt
Des Schönsten, und schlummert wachenden Schlaf,
Noch ehe Gestirn naht. So auch wir. Denn manchen
erlosch
Das Augenlicht schon vor den göttlichgesendeten
Gaben,

Den freundlichen, die aus Ionien uns,
Auch aus Arabia kamen, und froh ward
Der theuern Lehr' und auch der holden Gefänge
Die Seele jener Entschlafenen nie,
Doch einige wachten. Und sie wandelten oft
Zufrieden unter euch, ihr Bürger schöner Städte,
Beim Kampfspiel, wo sonst unsichtbar der Heros
Geheim bei Dichtern saß, die Ringer schaut' und
lächelnd
Pries, der gepriesene, die müßigernsten Kinder.
Ein unaufhörlich Lieben wars und ifts.
Und wohl geschieden, aber darum denken
Wir aneinander doch, ihr Fröhlichen am Isthmos,

Und am Cephyß und am Taygetos,
Auch eurer denken wir, ihr Thale des Kaukasos,
So alt ihr seid, ihr Paradiese dort,
Und deiner Patriarchen und deiner Propheten,

O Afia, deiner Starken, o Mutter!
Die furchtlos vor den Zeichen der Welt,
Und den Himmel auf Schultern und alles Schikfaal,
Taglang auf Bergen gewurzelt,
Zuerst es verstanden,
Allein zu reden
Zu Gott. Die ruhn nun. Aber wenn ihr,
Und diß ist zu sagen,
Ihr Alten all, nicht sagtet, woher?
Wir nennen dich, heiliggenöthiget, nennen,
Natur! dich wir, und neu, wie dem Bad, entsteigt
Dir alles Göttlichgeborne.

Zwar gehn wir fast, wie die Waifen;
Wohl ifts, wie sonst; nur jene Pflege nicht wieder;
Doch Jünglinge, der Kindheit gedenk,
Im Hauße find auch diese nicht fremde.
Sie leben dreifach, eben wie auch
Die ersten Söhne des Himmels.
Und nicht umfonst ward uns
In die Seele die Treue gegeben.
Nicht uns, auch Eures bewahrt sie,
Und bei den Heiligtümern, den Waffen des Worts,
Die scheidend ihr den Ungeschikteren uns,
Ihr Schikfaalsföhne, zurückgelassen,

Ihr guten Geister, da seid ihr auch,
Oftmals, wenn einen dann die heilige Wolk umschwebt,
Da staunen wir und wiffens nicht zu deuten.
Ihr aber würzt mit Nectar uns den Othem
Und dann frohloken wir oft oder es befällt uns
Ein Sinnen, wenn ihr aber einen zu fehr liebt,
Er ruht nicht, bis er euer einer geworden.
Darum, ihr Gütigen! umgebet mich leicht,
Damit ich bleiben möge, denn noch ist manches zu
fingen,
Jezt aber endiget, feeligweinend,
Wie eine Sage der Liebe,
Mir der Gefang, und fo auch ist er
Mir, mit Erröthen, Erblaffen,
Von Anfang her gegangen. Doch Alles geht fo.

GERMANIEN

Nicht sie, die Seeligen, die erschienen sind,
Die Götterbilder in dem alten Lande,
Sie darf ich ja nicht rufen mehr; wenn aber,
Ihr heimatlichen Wasser! jezt mit euch
Des Herzens Liebe klagt, was will es anders,
Das Heiligtrauernde? Denn voll Erwartung liegt
Das Land und, als in heißen Tagen
Herabgesenkt, umschattet heut,
Ihr Sehrenden! uns ahnungsvoll ein Himmel.
Voll ist er von Verheißungen und scheint
Mir drohend auch, doch will ich bei ihm bleiben,
Und rückwärts soll die Seele mir nicht fliehn
Zu euch, Vergangene! die zu lieb mir sind.
Denn euer schönes Angesicht zu fehn,
Als wär's, wie sonst, — ich fürcht' es, tödtlich ist's
Und kaum erlaubt, Gestorbene zu weken.

Entflohene Götter! auch ihr, ihr gegenwärtigen,
damals
Wahrhaftiger, ihr hattet eure Zeiten!
Nichts läugnen will ich hier und nichts erbitten.
Denn wenn es aus ist, und der Tag erloschen,
Wohl trifft's den Priester erst, doch liebend folgt
Der Tempel und das Bild ihm auch und seine Sitte
Zum dunkeln Land und keines mag noch scheinen.
Nur als von Grabesflammen, ziehet dann
Ein goldner Rauch, die Sage drob hinüber,
Und dämmert jezt uns Zweifelnden um das Haupt,
Und keiner weiß, wie ihm geschieht. Er fühlt

Die Schatten derer, so gewesen sind,
Die Alten, so die Erde Neubefuchen.
Denn die da kommen sollen, drängen uns,
Und länger säumt von Göttermenschen
Die heilige Schaar nicht mehr im blauem Himmel.

Schon grünet ja, im Vorspiel rauherer Zeit
Für sie erzogen, das Feld, bereitet ist die Gaabe
Zum Opfermahl und Thal und Ströme sind
Weit offen um prophetische Berge,
Daß schauen mag bis in den Orient
Der Mann und ihn von dort der Wandlungen viele
bewegen.

Vom Aether aber fällt
Das treue Bild und Göttersprüche reegen
Unzählbar von ihm, und es tönt im innersten
Haine.

Und der Adler, der vom Indus kömmt
Und über des Parnassos
Beschneite Gipfel fliegt, hoch über den Opferhügeln
Italias, und frohe Beute sucht
Dem Vater, nicht wie sonst, geübter im Fluge,
Der Alte, jauchzend überschwingt er
Zuletzt die Alpen und sieht die vielgearteten Länder.

Die Priesterin, die stillste Tochter Gottes,
Sie, die zu gern in tiefer Einfalt schweigt,
Sie suchet er, die offenen Auges schaute,
Als wüßte sie es nicht, jüngst da ein Sturm
Todtdrohend über ihrem Haupt ertönte;
Es ahnete das Kind ein Besseres.

Und endlich ward ein Staunen weit im Himmel,
Weil Eines groß an Glauben, wie sie selbst,
Die seegnende, die Macht der Höhe sei;
Drum fandten sie den Boten, der, sie schnell er-
kennend,
Denkt lächelnd so: „Dich, unzerbrechliche, muß
Ein ander Wort erprüfen,“ und ruft es laut,
Der Jugendliche, nach Germania schauend:
„Du bist es, auserwählt
Allliebend, und ein schweres Glück
Bist du zu tragen stark geworden,

„Seit damals, da im Walde versteckt und blühendem
Mohn
Voll süßen Schlummers, trunkene, meiner du
Nicht achtetest, lang, ehe noch auch Geringere
fühlten
Der Jungfrau Stolz, und staunten, weiß du wärst
und woher,
Doch du es selbst nicht wußtest. Ich miskannte
dich nicht,
Und heimlich, da du träumtest, ließ ich
Am Mittag scheidend dir ein Freundeszeichen,
Die Blume des Mundes zurück und du redetest einsam.
Doch Fülle der goldenen Worte fandtest du auch,
Glückselige! mit den Strömen und sie quillen un-
erschöpflich
In die Gegenden all. Denn fast wie der heiligen,
Die Mutter ist von allem,
Die Verborgene sonst genannt von Menschen,
So ist von Lieben und Leiden

Und voll von Ahnungen dir
Und voll von Frieden der Busen.

„O trinke Morgenlüfte,
Biß daß du offen bist,
Und nenne, was vor Augen dir ist.
Nicht länger darf Geheimniß mehr
Das Ungesprochene bleiben,
Nachdem es lange verhüllt ist;
Denn Sterblichen geziemet die Schaam,
Und so zu reden die meiste Zeit,
Ist weise auch von Göttern.
Wo aber überflüssiger, denn lautere Quellen,
Das Gold und ernst geworden ist der Zorn an dem
Himmel,
Muß zwischen Tag und Nacht
Einsmals ein Wahres erscheinen.
Dreifach umschreibe du es,
Doch ungesprochen auch, wie es da ist,
Unschuldige, muß es bleiben.

„O nenne, Tochter du der heiligen Erd'!
Einmal die Mutter. Es rauschen die Wasser am
Fels
Und Wetter im Wald und bei den Nahmen der-
selben
Tönt auf aus alter Zeit Vergangengöttliches wieder.
Wie anders ist's! – und rechthin glänzt und spielt
Zukünftiges auch erfreulich aus den Fernen.
Doch in der Mitte der Zeit
Lebt ruhig mit geweihter

Jungfräulicher Erde der Aether,
Und gerne, zur Erinnerung, sind
Die unbedürftigen, sie
Gastfreundlich bei den unbedürftigen,
Bei deinen Feiertagen,
Germania, wo du Priesterin bist
Und wehrlos Rath giebst rings
Den Königen und den Völkern.“

Umfchatteten dich auch, damit der reine, kühne,
Durch Wildniß mild der Stral von oben kam, o Jüng-
ling!

Ach! aber dunkler umfchattete, mitten im Wort, dich
Furchtbarentscheidend ein tödtlich Verhängniß. So
ift schnell

Vergänglich alles Himmlifche; aber umfonft nicht.

Denn fchonend rührt, des Maafes allzeit kundig,
Nur einen Augenblick die Wohnungen der Menschen
Ein Gott an, unverfehn, und keiner weiß es, wer?
Und drüber hin darf alles Freche gehn,
Und kommen muß zum heiligen Ort das Wilde,
Von Enden fern, und blindbetaftend übt den Wahn
Am Göttlichen und trifft daran ein Schikfaal. Aber
Dank folgt niemals auf dem Fuße folchem Gefchenke.
Zu fchwer ift jenes zu faffen,
Denn wäre, der es giebt, nicht fparfam,
Längft wäre vom Seegen des Heerds
Uns Gipfel und Boden entzündet.

Des Göttlichen aber empfiengen wir
Doch viel. Es ward die Flamm uns
In die Hände gegeben, und Boden und Meersfluth.
Denn nur auf menschliche Weife; nimmermehr
Sind jene mit uns, die fremde Kräfte, vertraut,
Und es lehret das Gefirn dich, das
Vor Augen dir ift: nimmer kannft du ihm gleichen,
Dem Allebendigen, aber von dem
Viel Freuden find und Gefänge.

.
.

DER EINZIGE

Was ist es, das
An die alten seeligen Küsten
Mich fesselt, daß ich mehr noch
Sie liebe, als mein Vaterland?
Denn wie in himmlische
Gefangenschaft verkauft
Dort bin ich, wo Apollo gieng
In Königsgestalt,
Und zu unschuldigen Jünglingen sich
Herablies Zeus und Söhne in heiliger Art
Und Töchter zeugte,
Der Hohe unter den Menschen.

Der hohen Gedanken
Sind nemlich viel
Entsprungen des Vaters Haupt
Und große Seelen
Von ihm zu Menschen gekommen.
Gehöret hab' ich
Von Elis und Olympia, bin
Gestanden oben auf dem Parnasß,
Und über Bergen des Isthmus,
Und drüben auch
Bei Smyrna und hinab
Bei Ephesos bin ich gegangen;

Viel hab' ich schönes gesehn.
Und gesungen Gottes Bild
Hab' ich, das lebet unter

Den Menschen. Aber dennoch,
Ihr alten Götter und all
Ihr tapfern Söhne der Götter,
Noch Einen such' ich, den
Ich liebe, unter euch,
Wo ihr den letzten eures Geschlechts,
Des Haußes Kleinod, mir,
Dem fremden Gaste, verberget.

Mein Meister und Herr!
O du, mein Lehrer!
Was bist [du] ferne
Geblieden? und da
Ich fragte unter den Alten,
Die Helden und
Die Götter, warum bliebest
Du aus? Und jetzt ist voll
Von Trauern meine Seele,
Als eifertet ihr Himmlischen selbst,
Daß, dien' ich einem, mir
Das andere fehlet.

Ich weiß es aber, eigene Schuld
Ists. Denn zu sehr,
O Christus, häng' ich an dir,
Wiewohl Herakles Bruder.
Und kühn bekenn' ich, du
Bist Bruder auch des Eviers, der
An den Wagen spannte
Die Tyger und, hinab
Bis an den Indus

Gebietend freudigen Dienst,
Den Weinberg stiftet' und
Den Grimm bezähmte der Völker.

Es hindert aber eine Schaam
Mich, dir zu vergleichen
Die weltlichen Männer. Und freilich weiß
Ich, der dich zeugte, dein Vater, ist
Derfelbe, der
.

Denn nimmer herrscht er allein.
.
.

Es hänget aber an Einem
Die Liebe. Diesmal
Ist mir vom eigenen Herzen
Zu sehr gegangen der Gefang,
Gut will ich aber machen
Den Fehl mit nächstem,
Wenn ich noch andere finge.
Nie treff' ich, wie ich wünsche,
Das Maas. Ein Gott weiß aber,
Wenn kommet, was ich wünsche, das Beste.
Denn wie der Meister
Gewandelt auf Erden,

Ein gefangener Aar,
Und viele, die
Ihn sahen, fürchteten sich,

Dieweil sein Äußerstes that
Der Vater und sein Bestes unter
Den Menschen wirkete wirklich,
Und sehr betrübt war auch
Der Sohn so lange, bis er auf
Gen Himmel fuhr in den Lüften:
Dem gleich ist gefangen die Seele der Helden.
Die Dichter müssen, auch
Die geistigen, weltlich seyn.

PATMOS

Dem Landgrafen von Homburg

Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.
Im Finstern wohnen
Die Adler, und furchtlos gehn
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg
Auf leichtgebaueten Brüken.
Drum, da gehäuft sind rings
Die Gipfel der Zeit, und die Liebsten
Nah wohnen, ermattend auf
Getrenntesten Bergen,
So gieb unschuldig Wasser,
O Fittige gieb uns, treuesten Sinns
Hinüberzugehn und wiederzukehren.

So sprach ich, da entführte
Mich schneller, denn ich vermuthet,
Und weit, wohin ich nimmer
Zu kommen gedacht, ein Genius mich
Vom eigenen Hauß'. Es dämmerten
Im Zwielight, da ich gieng,
Der schattige Wald
Und die sehnfüchtigen Bäche
Der Heimath; nimmer kannt' ich die Länder;
Doch bald, in frischem Glanze,
Geheimnißvoll

Im goldenen Rauche, blühte,
Schnell aufgewachsen
Mit Schritten der Sonne,
Mit tausend Gipfeln duftend,

Mir Asia auf, und geblendet sucht'
Ich eines, das ich kennete, denn ungewohnt
War ich der breiten Gassen, wo herab
Vom Tmolus fährt
Der goldgeschmückte Pactol
Und Taurus stehet und Messogis,
Und voll von Blumen der Garten,
Ein stilles Feuer; aber im Lichte
Blüht hoch der silberne Schnee;
Und Zeug' unsterblichen Lebens,
An unzugangbaren Wänden
Uralt der Epheu wächst und getragen sind
Von lebenden Säulen, Cedern und Lorbeern,
Die Feierlichen,
Die göttlichgebauten Palläste.

Es rauschen aber um Asias Thore
Hinziehend da und dort
In ungewisser Meeresebene
Der schattenlosen Straßen genug,
Doch kennt die Infeln der Schiffer.
Und da ich hörte,
Der nahegelegenen eine
Sei Patmos,
Verlangte mich sehr,
Dort einzukehren und dort

Der dunkeln Grotte zu nahn.
Denn nicht, wie Cypros,
Die quellenreiche, oder
Der anderen eine,
Wohnt herrlich Patmos.

Gastfreundlich aber ist
Im ärmeren Hauße
Sie dennoch,
Und wenn vom Schiffbruch, oder klagend
Um die Heimath oder
Den abgeschiedenen Freund,
Ihr nahet einer
Der Fremden, hört sie es gern; und ihre Kinder,
Die Stimmen des heißen Hains,
Und wo der Sand fällt und sich spaltet
Des Feldes Fläche, die Laute,
Sie hören ihn, und liebend tönt
Es wieder von den Klagen des Manns. So pflegte
Sie einst des gottgeliebten,
Des Sehers, der in seliger Jugend war

Gegangen mit
Dem Sohne des Höchsten, unzertrennlich; denn
Es liebte der Gewittertragende die Einfalt
Des Jüngers und es sahe der achtsame Mann
Das Angesicht des Gottes genau,
Da, beim Geheimnisse des Weinstoks, sie
Zusammenfaßen, zu der Stunde des Gastmals,
Und in der großen Seele ruhig ahnend den Tod
Aussprach der Herr, und die letzte Liebe, denn nie genug

Hatt' er, von Güte zu fagen,
Der Worte, damals, und zu erheitern, da
Ersähe, das Zürnen der Welt.
Denn alles ist gut. Drauf starb er. Vieles wäre
Zu fagen davon. Und es sah ihn, wie er siegend blikte,
Den Freudigsten, die Freunde noch zuletzt.

Doch trauerten sie, da nun
Es Abend worden, erstaunt,
Denn Großentschiedenes hatten in der Seele
Die Männer, aber sie liebten unter der Sonne
Das Leben, und lassen wollten sie nicht
Vom Angesichte des Herrn
Und der Heimath. Eingetrieben war,
Wie Feuer im Eisen, das, und ihnen gieng
Zur Seite der Schatte des Lieben.
Drum sandt' er ihnen
Den Geist, und freilich bebte
Das Haus und die Wetter Gottes rollten
Ferndonnernd über
Die ahnenden Häupter, da, schwerfinnend,
Versammelt waren die Todeshelden,

Izt, da er scheidend
Noch einmal ihnen erschien.
Denn izt erlosch der Sonne Tag,
Der Königliche, und zerbrach
Den geradestralenden,
Den Zepter, göttlichleidend, von selbst,
Denn wiederkommen sollt' es
Zu rechter Zeit. Nicht wär' es gut

Gewesen, später, und schroffabbrechend, untreu,
Der Menschen Werk, und Freude war es
Von nun an,
Zu wohnen in liebender Nacht und bewahren
In einfältigen Augen unverwandt
Abgründe der Weisheit. Und es grünen
Tief an den Bergen auch lebendige Bilder.

Doch furchtbar ist, wie da und dort
Unendlich hin zerstreut das Lebende Gott.
Denn schon das Angesicht
Der theuern Freunde zu lassen
Und fernhin über die Berge zu gehn
Allein, wo zweifach
Erkannt; einstimmig
War himmlischer Geist; und nicht geweisagt war es,
fondern

Die Loken ergriff es, gegenwärtig,
Wenn ihnen plötzlich
Ferneilend zurück blikte
Der Gott und schwörend,
Damit er halte, wie an Seilen golden,
Gebunden hinfort,
Das Böse nennend, sie die Hände sich reichten. —

Wenn aber stirbt alsdenn,
An dem am meisten
Die Schönheit hieng, daß an der Gestalt
Ein Wunder war und die Himmlischen gedeutet
Auf ihn, und wenn; ein Räthsel ewig füreinander,
Sie sich nicht fassen können

Einander, die zusammenlebten
Im Gedächtniß, und nicht den Sand nur oder
Die Weiden es hinwegnimmt und die Tempel
Ergreift, wenn die Ehre
Des Halbgotts und der Seinen
Verweht und selber fein Angesicht
Der Höchste wendet
Darob, daß nirgend ein
Unsterbliches mehr am Himmel zu sehn ist oder
Auf grüner Erde, was ist diß?

Es ist der Wurf des Säemanns, wenn er faßt
Mit der Schaufel den Waizen,
Und wirft dem Klaren zu, ihn schwingend über die
Tenne.

Ihm fällt die Schaale vor den Füßen, aber
Ans Ende kommet das Korn.
Und nicht ein Übel ist, wenn einiges
Verloren gehet und von der Rede
Verhallet der lebendige Laut,
Denn göttliches Werk auch gleichet dem unsern.
Nicht alles will der Höchste zumal.
Zwar Eisen träget der Schacht
Und glühende Harze der Aetna,
So hätt' ich Reichtum,
Ein Bild zu bilden und ähnlich
Zu schaun, wie er gewesen, den Christ.

Wenn aber einer spornte sich selbst,
Und traurig redend, unterweges, da ich wehrlos wäre,
Mich überfiele, daß ich staunt' und von dem Gotte

Das Bild nachahmen möcht' ein Knecht —
Im Zorne sichtbar sah ich einmal
Des Himmels Herrn, nicht, daß ich feyn sollt' etwas,
sondern
Zu lernen. Gütig sind sie, ihr Verhaßtestes aber ist,
So lange sie herrschen, das Falsche, und es gilt
Dann Menschliches unter Menschen nicht mehr.
Denn sie nicht walten, es waltet aber
Unsterblicher Schiksaal und es wandelt ihr Werk
Von selbst und eilend geht es zu Ende.
Wenn nemlich höher gehet himmlischer
Triumphgang, wird genennet, der Sonne gleich,
Von Starken der frohlokende Sohn des Höchsten,

Ein Loofungszeichen, und hier ist der Stab
Des Gefanges, niederwinkend,
Denn nichts ist gemein. Die Todten weket
Er auf, die noch gefangen nicht
Vom Rohen sind. Es warten aber
Der scheuen Augen viele,
Zu schauen das Licht. Nicht gerne wollen
Am scharfen Strale sie blühn,
Wiewohl den Muth der goldene Zaum hält.
Wenn aber, als
Von schwellenden Augenbraunen
Der Welt vergessen,
Stilleuchtende Kraft aus heiliger Schrift fällt, mögen,
Der Gnade sich freuend, sie
Am stillen Blike sich üben.

Und wenn die Himmlischen jezt
So, wie ich glaube, mich lieben,

Wie viel mehr dich,
Denn Eines weiß ich,
Daß nemlich der Wille
Des ewigen Vaters viel
Dir gilt. Still ist fein Zeichen
Am donnernden Himmel. Und Einer stehet darunter
Sein Leben lang. Denn noch lebt Christus.
Es sind aber die Helden, seine Söhne,
Gekommen all und heilige Schriften
Von ihm, und den Bliz erklären
Die Thaten der Erde bis itzt,
Ein Wettlauf unaufhaltsam. Er ist aber dabei. Denn
feine Werke sind
Ihm alle bewußt von jeher.

Zu lang, zu lang schon ist
Die Ehre der Himmlischen unsichtbar.
Denn fast die Finger müssen sie
Uns führen und schmählich
Entreißt das Herz uns eine Gewalt.
Denn Opfer will der Himmlischen jedes.
Wenn aber eines veräuht ward,
Nie hat es Gutes gebracht.
Wir haben gedienet der Mutter Erd'
Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,
Unwissend, der Vater aber liebt,
Der über allen waltet,
Am meisten, daß gepfleget werde
Der veste Buchstab, und bestehendes gut
Gedeutet. Dem folgt deutscher Gefang.

DER ISTER

Jetzt komme, Feuer!
Begierig sind wir
Zu schauen den Tag,
Und wenn die Prüfung
Ist durch die Knie gegangen,
Mag einer spüren das Waldgeschrei.
Wir sinnen aber vom Indus her
Fernangekommen und
Vom Alphäus, lange haben
Das Schikliche wir gesucht,
Nicht ohne Schwingen mag
Zum Nächsten einer greifen
Geradezu
Und kommen auf die andere Seite.
Hier aber wollen wir bauen.
Denn Ströme machen urbar
Das Land. Wenn nemlich Kräuter wachsen
Und an denselben gehn
Im Sommer zu trinken die Thiere,
So gehn auch Menschen daran.

Man nennet aber diesen den Ister.
Schön wohnt er. Es brennet der Säulen Laub,
Und reget sich. Wild stehn
Sie aufgerichtet, untereinander; darob
Ein zweites Maas, springt vor
Von Felsen das Dach. So wundert
Mich nicht, daß er
Den Herkules zu Gaste geladen,

Fernglänzend, am Olympos drunten,
Da der, sich Schatten zu suchen,
Vom heißen Isthmos kam,
Denn voll des Muthes waren
Dafelbst sie, es bedarf aber, der Geister wegen,
Der Kühlung auch. Darum zog jener lieber
An die Wasserquellen hieher und gelben Ufer,
Hoch duftend oben, und schwarz
Vom Fichtenwald, wo in den Tiefen
Ein Jäger gern luftwandelt
Mittags, und Wachstum hörbar ist
An harzigen Bäumen des Isters,

Der scheinete aber fast
Rückwärts zu gehen und
Ich mein, er müsse kommen
Von Osten.
Vieles wäre
Zu sagen davon. Und warum hängt er
An den Bergen gerade? Der andre,
Der Rhein, ist seitwärts
Hinweggegangen. Umsonst nicht gehn
Im Troknen die Ströme. Aber wie? Sie sollen nemlich
Zur Sprache seyn. Ein Zeichen braucht es,
Nichts anderes, schlecht und recht, damit es Sonn'
Und Mond trag' im Gemüth', untrennbar,
Und fortgeh, Tag und Nacht auch, und
Die Himmlischen warm sich fühlen aneinander.
Darum find jene auch
Die Freude des Höchsten. Denn wie käm er sonst
Herunter? Und wie Hertha grün,

Sind sie die Kinder des Himmels. Aber allzuredultig
Scheint der mir, nicht
Freier, und fast zu spotten. Nemlich wenn

Angehen soll der Tag
In der Jugend, wo er zu wachsen
Anfängt, es treibet ein anderer da
Hoch schon die Pracht, und Füllen gleich
In den Zaum knirscht er, und weithin hören
Das Treiben die Lüfte,
Ist der betrübt;
Es brauchet aber Stiche der Fels
Und Furchen die Erd',
Unwirthbar wär es, ohne Weile.
Was aber jener thuet, der Strom,
Weis niemand.

ANDENKEN

Der Nordost wehet,
Der liebste unter den Winden
Mir, weil er feurigen Geist
Und gute Fahrt verheißet den Schiffern.
Geh aber nun und grüße
Die schöne Garonne,
Und die Gärten von Bourdeaux
Dort, wo am scharfen Ufer
Hingehet der Steg und in den Strom
Tief fällt der Bach, darüber aber
Hinschauet ein edel Paar
Von Eichen und Silberpappeln;

Noch denket das mir wol, und wie
Die breiten Gipfel neiget
Der Ulmwald, über die Mühl',
Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum.
An Feiertagen gehn
Die braunen Frauen daselbst
Auf seidnen Boden,
Zur Märzenzeit,
Wenn gleich ist Nacht und Tag,
Und über langsamen Stegen,
Von goldenen Träumen schwer,
Einwiegende Lüfte ziehen.

Es reiche aber,
Des dunkeln Lichtes voll,
Mir einer den duftenden Becher,

Damit ich ruhen möge; denn süß
Wär' unter Schatten der Schlummer.
Nicht ist es gut,
Seellos von sterblichen
Gedanken zu seyn, doch gut
Ist ein Gespräch und zu sagen
Des Herzens Meinung, zu hören viel
Von Tagen der Lieb',
Und Thaten, welche geschehen.

Wo aber find die Freunde? Bellarmin
Mit dem Gefährten? Mancher
Trägt Scheue, an die Quelle zu gehn;
Es beginnt nemlich der Reichtum
Im Meere. Sie,
Wie Mahler, bringen zusammen
Das Schöne der Erd' und verschmähn
Den geflügelten Krieg nicht, und
Zu wohnen einsam, jahrlang, unter
Dem entlaubten Maft, wo nicht die Nacht
durchglänzen
Die Feiertage der Stadt,
Und Saitenspiel und eingeborener Tanz nicht.

Nun aber find zu Indiern
Die Männer gegangen,
Dort an der luftigen Spize
An Traubenbergen, wo herab
Die Dordogne kommt,
Und zusammen mit der prächt'gen
Garonne meerbreit

Ausgeheth der Strom. Es nehmet aber und giebt
Gedächtniß die See,
Und die Lieb' auch heftet fleißige Augen.
Was bleibet aber, stiften die Dichter.

HÄLFTE DES LEBENS

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küffen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

LEBENSALTER

Ihr Städte des Euphrats!
Ihr Gassen von Palmyra!
Ihr Säulenwälder in der Ebne der Wüste,
Was seid ihr?
Euch hat die Kronen,
Dieweil ihr über die Gränze
Der Othmenden seid gegangen,
Von Himmlischen der Rauchdampf und
Hinweg das Feuer genommen;
Jetzt aber siz' ich unter Wolken (deren
Ein jedes eine Ruh' hat eigen), unter
Wohleingerichteten Eichen, auf
Der Haide des Reh's, und fremd
Erscheinen und gestorben mir
Der Seeligen Geister.

DER WINKEL VON HAHRDT

Hinunter sinket der Wald,
Und Knospen ähnlich, hängen
Einwärts die Blätter, denen
Blüht unten auf ein Grund,
Nicht gar unmündig,
Da nemlich ist Ulrich
Gegangen; oft finnt, über den Fußtritt,
Ein groß Schikfaal
Bereit, an übrigem Orte.

[ERNTEZEIT]

Reif find, in Feuer getaucht, gekochet
Die Frucht und auf der Erde geprüfet, und ein Gesez ist,
Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,
Prophetisch, träumend auf
Den Hügeln des Himmels. Und vieles,
Wie auf den Schultern eine
Last von Scheitern, ist
Zu behalten. Aber böf' find
Die Pfade. Nemlich unrecht,
Wie Rosse, gehn die gefangenen
Element' und alten
Geseze der Erd. Und immer
Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Vieles aber ist
Zu behalten. Und Noth die Treue.
Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
Auf schwankem Kahne der See.

Anhang
Jugendgedichte

[DANKGEDICHT AN DIE LEHRER]

.
.

Uns würdigte einst eurer Weißheit Wille,
Der Kirche Dienst auch uns zu weih'n,
Wer, Brüder, säumt, daß er die Schuld des Danks
erfülle,
Da wir uns folcher Gnade freun?

Froh eilt der Wanderer, durch dunkle Wälder,
Durch Wüsten, die von Hize glühn,
Erblickt er nur von fern des Lands beglückte Felder,
Wo Ruh' und Friede blühn.

So können wir die frohe Bahn durcheilen,
Weil schon das hohe Ziel uns lacht,
Und der Bestimmung Sporn, ein Feind von trägen
Weilen,
Uns froh und emfig macht.

Ja, dieses Glück, das, große Mäcenaten,
Ihr schenkt, soll nie ein träger Sinn
Bey uns verdunkeln, nein! verehren Fleis und Thaten
Und Tugend immerhin.

Euch aber kröne Ruhm und hohe Ehre,
Die dem Verdienste stets gebührt,
Und jeder künftige Tag erhöhe und vermehre
Den Glanz, der euch schon ziert.

Und was ist wohl für euch die schönste Krone?
Der Kirche und des Staates Wohl,
Stets eurer Sorgen Ziel. Wohlan, der Himmel lohne
Euch stets mit ihrem Wohl.

M. B.

Herr! was bist du, was Menschenkinder?
Jehovah du, wir schwache Sünder,
Und Engel finds, die, Herr, dir dienen,
Wo ewger Lohn, wo Seeligkeiten krönen.

Wir aber find es, die gefallen,
Die sträflich deiner Güte Straalen
In Grim verwandelt, Heil verscherzet,
Durch das der Hölle Todt nicht schmerzet.

Und doch, o Herr! erlaubst du Sündern,
Dein Heil zu sehn, wie Väter Kindern,
Ertheilst du deine Himmelsgaben,
Die uns, nach Gnade dürstend, laben.

Rufft dein Kind Abba, rufft es Vater,
So bist du Helfer, du Berather.
Wann Todt und Hölle tobend krachen,
So eilst als Vater du zu wachen.

DIE NACHT

Seyd begrüßt, ihr zufluchtsvolle Schatten,
Ihr Fluren, die ihr einsam um mich ruht;
Du stiller Mond, du hörst, nicht wie Verläumder
lauren,
Mein Herz, entzückt von deinem Perlenglanz.

Aus der Welt, wo tolle Thoren spotten,
Um leere Schattenbilder sich bemühen,
Flieht der zu euch, der nicht das schimmernde Ge-
tummel
Der eitlen Welt, nein! nur die Tugend liebt.

Nur bei dir empfindt auch hier [die] Seele,
Wie göttlich sie dereinst wird seyn,
Die Freude, deren falschem Schein so viel Altäre,
So viele Opfer hier gewiedmet find.

Weit hinauf, weit über euch, ihr Sterne,
Geht sie entzückt mit heiligem Seraphsflug;
Sieht über euch herab mit göttlich heiligem Blike,
Auf ihre Erd, da wo sie schlummernd ruht. — .

Goldner Schlaf, nur dessen Herz zufrieden
Wohlthätger Tugend wahre Freude kennt,
Nur der fühlt dich. — . Hier stellst du dürfftig schwache
Arme,
Die seine Hülfe suchen, vor ihn hin.

Schnell fühlt er des armen Bruders Leiden;
Der arme weint, er weinet auch mit ihm;
Schon Trost genug! Doch spricht er: gab Gott seine
Gaben
Nur mir? nein, auch für andre lebe ich. — .

Nicht von Stolz, noch Eitelkeit getrieben,
Kleidt er den nackten dann, und fättigt den,
Dem blasse Hungersnoth sein schwach Gerippe zählet;
Und himmlisch wird sein fühlend Herz entzückt.

So ruht er, allein des Lasters Slaven
Quält des Gewissens bange Donnerstimm,
Und Todesangst wälzt sie auf ihren weichen Lagern,
Wo Wollust selber sich die Ruthe hält.

AN M. B.

O lächle fröhlich unschuldsvolle Freuden,
Ja, muntre Knabe, freue dich,
Und unbekümmert, gleich dem Lamm auf Frühlings-
Haiden,
Entwickeln deine Keime sich.

Nicht Sorgen und kein Heer von Leidenschafften
Strömt über deine Seele hin;
Du fahst noch nicht, wie tolle Thoren neidisch gafften,
Wann sie die Tugend sehen blühen.

Dich suchst noch nicht des kühnen Lästlers Zunge:
Erst lobt sie, doch ihr Schlangengift
Verwandelt bald das Lob, das sie so glänzend sunge,
In Tadel, welcher tödtlich trifft.

Du glaubst mir nicht, daß diese schöne Erde
So viele unzufriedne trägt,
Daß nicht der Welt, der dich der Schöpfer gab, Be-
schwerde,
Nur eigener Kummer Seufzen regt.

So folge ihr, du edle gute Seele,
Wohin dich nur die Tugend treibt,
Sprich: Welt! kein leerer Schatten ist's, das ich mir
wähle,
Nur Weißheit, die mir ewig bleibt.

DAS MENSCHLICHE LEBEN

Menschen, Menschen! was ist euer Leben,
Eure Welt, die tränenvolle Welt,
Dieser Schauplatz, kann er Freuden geben,
Wo sich Trauern nicht dazu gefellt?
O! die Schatten, welche euch umschweben,
Die sind euer Freudenleben.

Tränen, fließt! o fließet, Mitleidstränen!
Tumel, Reue, Tugend, Spott der Welt,
Wiederkehr zu ihr, ein neues Sehnen,
Banges Seufzen, das die Leiden zählt,
Sind der armen Sterblichen Begleiter,
O, nur allzu wenig heiter!

Banger Schauer faßt die trübe Seele,
Wenn sie jene Thorenfreuden sieht,
Welt, Verführung, manches Guten Hölle,
Flieht von mir, auf ewig immer flieht!
Ja gewiß, schon manche gute Seele hat, betrogen,
Euer tödtend Gift gefogen.

Wann der Sünde dann ihr Urtheil tönet,
Des Gewissens Schreckensreue sie lehrt,
Wie die Lasterbahn ihr Ende krönet,
Schmerz, der ihr Gebein verfehrt!
Dann sieht das verirrte Herz zurücke;
Reue schluchzen seine Blike.

Und die Tugend bietet ihre Freuden
Gerne Mitleid lächelnd an,

Doch die Welt — bald streut sie ihre Leiden
Auch auf die zufrieden heitre Bahn:
Weil sie dem, der Tugendfreuden kennet,
Sein zufrieden Herz nicht gönnet.

Tausend mißgunstvolle Lästerungen
Sucht sie dann, daß ihr die Tugend gleicht;
Beißend spotten dann des Neides Zungen,
Bis die arme Unschuld ihnen weicht;
Kaum verfloßen etlich Freudentage,
Sieh, so sinkt der Tugend Waage.

Etlich' Kämpfe — Tugend und Gewissen —
Nur noch schwach bewegen sie das Herz,
Wieder umgefallen! — und es fließen
Neue Tränen, neuer Schmerz!
O du Sünde, Dolch der edlen Seelen,
Muß denn jede dich erwählen?

Schwachheit, nur noch etlich' Augenblicke,
So entfliehst du, und dann göttlich schön
Wird der Geist verklärt, ein bess'res Glücke
Wird dann glänzender mein Auge sehn;
Bald umgiebt dich, unvollkommne Hülle,
Dunkle Nacht, des Grabes Stille.

DIE MEINIGE

Herr der Welten! der du deinen Menschen
Leuchten läß'ft so liebevoll dein Angesicht,
Lächle, Herr der Welten! auch des Betters Erden-
wünschen,

O du weißt es! sündig sind sie nicht.
Ich will betten für die lieben Meinen,
Wie dein großer Sohn für seine Jünger bat —
O auch Er, er konte Menschentränen weinen,
Wann er bettend für die Menschen vor dich trat —

Ja! in seinem Nahmen will ich betten,
Und du zürnst des Betters Erdewünschen nicht,
Ja! mit freiem, ofnem Herzen will ich vor dich
treten,

Sprechen will ich, wie dein Luther spricht. —
Bin ich gleich vor dir ein Wurm, ein Sünder —
Floß ja auch für mich das Blut von Golgatha —
O! ich glaube! Guter! Vater deiner Kinder!
Glaubend, glaubend tritt' ich deinem Trone nah.

Meine Mutter! — o mit Freudentränen
Dank ich, großer Geber, lieber Vater! dir,
Mir, o mir, dem glücklichsten von tausend andern
Söhnen,

Ach, die beste Mutter gabst du mir.
Gott! ich falle nieder mit Entzücken,
Welches ewig keine Menschenlippe spricht,
Tränend kan ich aus dem Staube zu dir bliken —
Nimm es an das Opfer! mehr vermag ich nicht! —

Ach, als einst in unfre stille Hütte,
Furchtbarer! herab dein Todesengel kam,
Und den jammernden, den flehenden aus ihrer Mitte,
Ewigteurer Vater! dich uns nahm;
Als am schrecklichstillen Sterbebette
Meine Mutter sinnlos in dem Staube lag —
Wehe! noch erblick' ich sie, die Jammerstätte,
Ewig schwebt vor mir der schwarze Sterbetag —

Ach! da warf ich mich zur Mutter nieder,
Heischerfchluchzend blickte ich an ihr hinauf;
Plötzlich bebt' ein heilger Schauer durch des Knaben
Glieder,
Kindlich sprach ich — Lasten legt er auf,
Aber o! er hilft ja auch, der gute —
Hilft ja auch der gute, liebevolle Gott — —
Amen! amen! noch erkenn ichs! deine Ruthe
Schläget väterlich! du hilfst in aller Noth!

O so hilf, so hilf in trüben Tagen,
Guter, wie du bisher noch geholfen hast,
Vater! liebevoller Vater! hilf, o hilf ihr tragen,
Meiner Mutter — jede Lebenslast.
Daß allein sie sorgt die Elternsorgen!
Einsam jede Schritte ihres Sohnes wägt!
Für die Kinder jeden Abend, jeden Morgen —
Ach! und oft ein Tränenopfer vor dich legt!

Daß sie in so manchen trüben Stunden
Über Witwenquäler in der Stille weint!
Und dann wieder aufgerissen bluten alle Wunden,
Jede Trau'rerinnrung sich vereint!

Daß sie aus den schwarzen Leichenzügen
Oft so schmerzlich hin nach seinem Grabe sieht!
Da zu sein wünscht, wo die Tränen all' versiegen,
Wo uns jede Sorge, jede Klage flieht.

O so hilf, so hilf in trüben Tagen,
Guter! wie du bisher noch geholfen hast!
Vater! liebevoller Vater! hilf, o hilf ihr tragen,
Sieh! sie weinet! — jede Lebenslast.
Lohn' ihr einst am großen Weltenmorgen,
All' die Sanftmuth, all' die treue Sorglichkeit,
All' die Kümmernisse, all' die Mutterforgen,
All' die Tränenopfer ihrer Einsamkeit.

Lohn' ihr noch in diesem Erdenleben
Alles, alles, was die Teure für uns that.
O! ich weiß es froh, du kanst, du wirst es geben,
Wirst dereinst erfüllen, was ich bat.
Laß sie einst mit himmlisch hellem Blike,
Wann um sie die Tochter — Söhne — Enkel stehn —
Himmelauf die Hände faltend, groß zurüke
Auf der Jahre schöne Stralenreihe sehn.

Wann sie dann entflammt im Dankgebete
Mit uns in den Silberloken vor dir kniet,
Und ein Engelschor herunter auf die heilige Stätte
Mit Entzücken in dem Auge sieht;
Gott! wie soll dich dann mein Lied erheben!
Halleluja! Halleluja! jauchz' ich dann;
Stürm aus meiner Harfe jubelnd Leben;
Heil dem großen Geber! ruf ich himmelan.

Auch für meine Schwester laß mich flehen,
Gott! du weißt es, wie sie meine Seele liebt,
Gott! du weißt es, kennest ja die Herzen, hast gesehen,
Wie bei ihren Leiden sich mein Blick getrübt. —
Unter Rosen, wie in Dornengängen,
Leite jeden ihrer Tritte himmelan.
Laß die Leiden sie zur frommen Ruhe bringen,
Laß sie weise gehn auf heitrer Lebensbahn.

Laß sie früh das beste Theil erwählen,
Schreib ihrs tief in ihren unbefangnen Sinn,
Tief, wie schön — die Himmelsblume blüht in jungen
Seelen,
Christuslieb' und Gottesfurcht wie schön!
Zeig ihr deiner Weisheit reinre Wonne,
Wie sie hehrer deiner Wetter Schauernacht,
Heller deinen Himmel, schöner deine Sonne,
Näher deinem Trone die Gestirne macht.

Wie sie in das Herz des Kämpfers Frieden,
Tränen in des bangen Dulders Auge giebt —
Wie dann keine Stürme mehr das stille Herz
ermüden,
Keine Klage mehr die Seele trübt.
Wie sie frei einhergeht im Getümmel,
Ihr vor keinem Spötter, keinem Hasser graut,
Wie ihr Auge, helle schimmernd, wie dein Himmel,
Schrökend dem Verführer in das Auge schaut.

Aber Gott! daß unter Frühlingskränzen
Oft das feine Laster seinen Stachel birgt —

Daß so oft die Schlange unter heitern Jugendtänzen
Wirbelt, und so schnell die Unschuld würgt —!
Schwester! Schwester! reine gute Seele!
Gottes Engel walte immer über dir!
Häng' dich nicht an diese Schlangenhöhle,
Unfers Bleibens ist — Gott sei gedankt! nicht hier.

Und mein Carl — — o! Himmelsaugenblike! —
O du Stunde stiller, frommer Seeligkeit! —
Wohl ist mir! ich denke mich in jene Zeit zurücke —
Gott! es war doch meine schönste Zeit.
(O daß wiederkehrten diese Tage!
O daß noch so unbewölkt des Jünglings Herz,
Noch so harmlos wäre, noch so frei von Klage,
Noch so ungetrübt von ungefümem Schmerz!)

Guter Carl! — in jenen schönen Tagen
Saß ich einst mit dir am Nekkarstrand.
Fröhlich fahen wir die Welle an das Ufer schlagen,
Leiteten uns Bächlein durch den Sand.
Endlich sah ich auf. Im Abendschimmer
Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl
Bebte mir durchs Herz; und plötzlich scherzt' ich
nimmer,
Plötzlich stand ich ernster auf vom Knabenspiel.

Bebend lispelt' ich: wir wollen betten!
Schüchtern knieten wir in dem Gebüsch hin.
Einfalt, Unschuld wars, was unfre Knabenherzen
redten —
Lieber Gott! die Stunde war so schön.

Wie der leise Laut dich Abba! nannte!
Wie die Knaben sich umarmten! himmelwärts
Ihre Hände strekten! wie es brandte –
Im Gelübde, oft zu betten – beeder Herz!

Nun, mein Vater! höre, was ich bitte:
Ruf ihm oft ins Herz, vor deinen Tron zu gehn;
Wann der Sturm einst droht, die Wooge rauscht um
feine Tritte,

O so mahne ihn, zu dir zu flehn.
Wann im Kampf ihm einst die Arme sinken,
Bang nach Rettung seine Blike um sich flehn,
Die Vernunft verirrte Wünsche lenken;
O so mahne ihn dein Geist, zu dir zu flehn.

Wenn er einst mit unverdorbner Seele
Unter Menschen irret, wo Verderber spähn,
Und ihm süßlich scheint der Pesthauch dieser Schlan-
genhöhle,

O! so mahne ihn, zu dir zu flehn.
Gott! wir gehn auf schwerem, steilem Pfade,
Tausend fallen, wo noch zehen aufrecht stehn –
Gott! so leite ihn mit deiner Gnade,
Mahn ihn oft durch deinen Geist, zu dir zu flehn.

O! und sie im frommen Silberhaare,
Der so heiß der Kinder Freudenträne rinnt,
Die so groß zurückblickt auf so viele schöne Jahre,
Die so gut, so liebevoll mich Enkel nennt,
Die, o lieber Vater! deine Gnade
Führte durch so manches rauhe Distelfeld,

Durch so manche dunkle Dornenpfade —
Die jetzt froh die Palme holt, die sie erhält —

Laß, o laß sie lange noch genießen
Ihrer Jahre lohnende Erinnerung,
Laß uns alle jeden Augenblick ihr süßen,
Streben, so wie sie, nach Heiligung.
Ohne diese wird dich niemand sehen,
Ohne diese trifft uns kein Gericht;
Heilige mich! sonst muß ich draußen stehen,
Wann die Meinen schaun dein heilig' Angesicht.

Ja! uns alle laß einander finden,
Wo mit Freuden erndten, die mit Tränen säen,
Wo wir mit Eloah unser Jubellied verbinden,
Ewig, ewig selig vor dir stehn.
O! so ende bald, du Bahn der Leiden!
Rinne eilig, rinne eilig, Pilgerzeit!
Himmel! schon empfind' ich sie, die Freuden —
Deine — Wiedersehen froher Ewigkeit!

DER NÄCHTLICHE WANDERER

Ha! der Kautz! wie er heult,
Wie fein Furchtgeschrei krächzt,
Erwürgen – ha! Du hungerst nach erwürgtem Aas,
Du naher Würger komme, komme.

Sieh! er lauscht, schnaubend Todt –
Ringsum schnarchet der Hauf,
Des Mordes Hauf, er hörts, er hörts, im Traume
hört' ers –
Ich irre, Würger, schlafe, schlafe.

DAS ERINNERN

Viel, viel find meiner Tage
Durch Sünd entweiht gefunken hinab,
O, großer Richter, frage
Nicht wie, lasse ihr Grab
Erbarmende Vergessenheit,
Laß, Vater der Barmherzigkeit,
Das Blut des Sohns es deken.

Ach wenig find der Tage
Mit Frömmigkeit gekrönt entflohn,
Sie finds, mein Engel, trage
Sie vor des Ewigen Thron,
Laß schimmern die geringe Zahl,
Daß einsten mich des Richters Wahl
Zu seinen Frommen zähle.

AN DIE NACHTIGALL

Dir flüfterts leise, Nachtigall! dir allein,
Dir, süße Träumewekerin! sag es nur
Die Saite. — Stellas wehmuthsvoller
Seufzer — er raubte mein Herz — dein Kehl-
chen —

Es klagte — o! es klagte! — wie Stella ifts.
Starr sah ich hin beim Seufzer, wie, als dein Lied
Am liebevollsten schlug, am schönsten
Aus der melodischen Kehle strömte.

Dann sah ich auf, sah bebend, ob Stellas Blick
Mir lächle — ach! ich suche dich, Nachtigall!
Und du verbirgst dich. — Wem, o Stella!
Seufzest du? Sangest du mir, du Süße?

Doch nein! doch nein! ich will es ja nicht, dein Lied,
Von ferne will ich lauschen — o, finge dann!
Die Seele schläft — und plötzlich schlägt die
Brust mir empor zum erhabnen Lorbeer.

O Stella! sag' es, sag' es! — ich bebe nicht! —
Es tödtete die Wonne, geliebt zu fein,
Den Schwärmer. — Aber trauernd will ich
Deinen beglückten Geliebten segnen.

BEI DER ANKUNFT DER HERZOGINN
FRANZISCA IN MAULBRONN

Lang wars der heiße inniggeföhlte Wunsch
Des Jünglings, lange —! oft der Gedank der Stund,
Die feurig hinriß zur Vollkommenheit —
Wie ihm im Bufen glühe die Ehrfurcht,

Dirs hinzufagen! Aber der deutſcheren
Gemüthseröfnung winkte mit zärtlichem —
Mit ihrem Mutterblik die Sittfamkeit,
Stille zu ſtehn — dem ſtrömenden Danke.

Du kommſt — jezt winke gutgemeint immerhin
Die Sittfamkeit! Die Lippe bebt nimmer mir!
Franzifca ifts, Franzifca! Ha, es bebt
Nimmer die Lippe furchtfames Stammeln!

Weh' über dich, du Menſchenfeind, graufamer
Bedrücker du des Schwächeren neben dir!
Dem's zu alltäglich ift, vom Jammerblik,
Von dem entblößten Hungergerippe

Erweicht zu werden — Schau die liebende
Erhalterin, wie ringſum ſie Lächeln ſtreut!
Schon ſank der Pilger dort der Grube zu;
Wie er ſo ruhig jezt auf die Leiden

Zurückblik! Dann du retteteſt ihn, dann du,
Franzifca, goffeſt Balfam ihm in die Wund! — —
Zu weit hab' ich den Mund ſchon aufgethan,
Siehe! die Lippe bebt, ich verſtumme. — —.

Es fags der Greis nur, welchem der Lorbeerlohn
Am glänzendsten die Stirne umfließt! Es sei
Franzisca ihm der lezte Erdgedank,
Und er entfinke ruhig dem Stabe.

Und Carl'n die thät'ge Hände zu weihen, sei
Des Mannes erster feurigster Trieb! und dann —
Ifts auch dem Jüngling dann gegönnt, für Carl'n
Leb' er hienieden, leise zu denken?

AN STELLA

Du gute Stella! wähest du mich beglückt,
Wann ich im Thale still und verlassen, und
Von dir vergessen wandle, wann in
Flüchtigen Freuden dein Leben hinhüpft?

Schon oft, wenn meine Brüder, die Glücklichen,
So harmlos schliefen, blickt ich hinauf, und fragt
Im Geiste, ob ich glücklich feie —
Bin ich ein glücklicher Jüngling, Stella?

Es streut der Schöpfer seeliges Lächeln oft
In meine Tage, giebt mir der heiligen
Empfindungen, der Freuden recht zu
Handeln so viele, der gute Schöpfer:

Doch giebt es Wünsche, denen der Spötter höhnt —
O Stella! du nicht! höhne dem Armen nicht! —
Giebt unerfülte Wünsche — — Tugend,
Hehre Gefährtin! du kennst die Wünsche.

Ach laß mich weinen! — nein! ich will heiter sein!
Ist ja ein Ort, wo nimmer gewünscht [wird], wo
Der Sterbliche sein Schikfaal preiset, —
Dort ist es, wo ich dich wiedersehe.

Und stürb' ich erst mit grauem gebeugtem Haupt
Nach langem Sehnen, endlich erlöst zu sein,
Und sähe dich als Pilger nimmer,
Stella! so seh' ich dich jenseits wieder.

AN MEINEN B.

Freund! wo über das Thal schauerlich Wald und Fels
Herhängt, wo das Gefild leise die Erms durch-
schleicht,
Und das Reh des Gebürges
Stolz an ihrem Gestade geht —

Wo im Knabengelok heiter und unschuldsvoll
Wen'ge Stunden mir einst lächelnd vorüberfloh —
Dort sind Hütten des Seegens,
Freund! — du kennest die Hütten auch;

Dort am schattichten Hain wandelt Amalia.
Seegne, seegne mein Lied, kränze die Harfe mir,
Denn sie nannte den Nahmen,
Den, du weißts, des Getümmels Ohr

Nicht zu kennen verdient. Stille, der Tugend nur
Und der Freundschaft bekannt, wandelt die Gute
dort.

Liebes Mädchen, es trübe
Nie dein himmlisches Auge sich.

MEIN VORSAZ

O Freunde! Freunde! die ihr so treu mich liebt,
Was trübet meine einsame Blike so?
Was zwingt mein armes Herz in diese
Wolkenumnachtete Todtenstille?

Ich fliehe euren zärtlichen Händedruk,
Den seelenvollen seeligen Bruderkuß.
O zürnt mir nicht, daß ich ihn fliehe!
Schaut mir ins Innerste! prüft und richtet! —

Ifts heißer Durst nach Männervollkommenheit?
Ifts leises Geizen um Hekatombenlohn?
Ifts schwacher Schwung nach Pindars Flug? ifts
Kämpfendes Streben nach Klopstoksgröße?

Ach Freunde! welcher Winkel der Erde kan
Mich deken, daß ich ewig in Nacht gehült
Dort weine? — Ich erreich ihn nie, den
Weltenumeilenden Flug der Großen.

Doch nein! hinan den herrlichen Ehrenpfad!
Hinan! hinan! im glühenden kühnen Traum,
Sie zu erreichen! Muß ich einst auch
Sterbend noch stammeln — vergeßt mich,
Kinder!

AUF EINER HAIDE GESCHRIEBEN

Wohl mir! daß ich den Schwarm der Thoren nimmer
erblike,
Daß jezt unumwölchter der Blick zu den Lüften empor-
schaut,
Freier atmet die Brust, dann in den Mauren des Elends,
Und den Winkeln des Trugs. O! schöne, selige Stunde!
Wie getrennte Geliebte nach langentbehrter Um-
armung
In die Arme sich stürzen, so eilt' ich herauf auf die
Haide,
Mir ein Fest zu bereiten auf meiner einsamen Haide.
Und ich habe sie wieder gefunden, die stille Freuden
Alle wieder gefunden, und meine schattigten Eichen
Stehn noch ebenso königlich da, umdämmern die
Haide
Noch in alten statlichen Reih'n, die schattigten Eichen.
Jedesmal wandelt an meinen tausendjährigen Eichen
Mit entblößtem Haupt der Jäger vorüber, dann also
Heischet die ländliche Sage, denn unter den statlichen
Reihen
Schlummern schon lange gefallene Helden der eisernen
Vorzeit.
Aber horch! was rauschet herauf im schwarzen Ge-
büsche?
Bleibe ferne! Störer des Sängers! — aber siehe,
Siehe! wie herrlich! wie groß! ein hochgeweihtes
Hirschheer
Wandelt langsam vorüber — hinab nach der Quelle
des Thales. —

DIE UNSTERBLICHKEIT DER SEELE

Da steh' ich auf dem Hügel, und schau' umher,
Wie alles auflebt, alles empor sich dehnt,
Und Hain und Flur, und Thal, und Hügel
Jauchzet im herrlichen Morgenstrale.

O diese Nacht – da bebtet ihr, Schöpfungen!
Da wekten nahe Donner die Schlummernde,
Da schrekten im Gefilde graue
Zakigte Blize die stille Schatten.

Jetzt jauchzet die Erde, feiert im Perlenschmuck
Den Sieg des Tages über das Graun der Nacht –
Doch freut sich meine Seele schöner,
Denn sie besiegt der Vernichtung Grauen.

Denn – o ihr Himmel! Adams Geschlechte finds,
Die diese Erd' im niedrigen Schoofe trägt –
O betet an, Geschlechte Adams!
Jauchzet mit Engeln, Geschlechte Adams!

O ihr seid schön, ihr herrliche Schöpfungen!
Geschmückt mit Perlen blitzet das Blumenfeld;
Doch schöner ist des Menschen Seele,
Wenn sie von euch sich zu Gott erhebet.

O dich zu denken, die du aus Gottes Hand
Erhaben über tausend Geschöpfe giengst,
In deiner Klarheit dich zu denken,
Wenn du zu Gott dich erhebst, o Seele!

Ha! diese Eiche – streket die stolze nicht
Ihr Haupt empor, als stünde sie ewig so?
Und drohte nicht Jehovas Donner,
Niederzuschmettern die stolze Eiche?

Ha! diese Felsen – bliken die stolze nicht
Hinab ins Thal, als blieben sie ewig so?
Jahrhunderte – und an der Stelle
Malmet der Wandrer zu Staub das Sandkorn.

Und meine Seele – wo ist dein Stachel, Todt?
O beugt euch, Felsen! neiget euch ehrfurchtsvoll,
Ihr stolze Eichen! – hörts und beugt euch!
Ewig ist, ewig des Menschen Seele.

Mit grauem Zischen brauset der Sturm daher,
Ich komme, spricht er, und das Gehölze kracht
Und Türme wanken, Städte finken,
Länder zerfchmettern sich, wenn ich ergrimme.

Doch – wandelt nicht in Schweigen der Winde Dräun,
Macht nicht ein Tag die braufende atemlos?
Ein Tag, ein Tag, an dem ein andrer
Sturm der Verwesten Gebeine sammelt.

Zum Himmel schäumt und wooget der Ozean
In seinem Grimm, der Sonnen und Monde Heer
Herab aus ihren Höh'n, die stolze,
Niederzureißen in seine Tiefen.

Was bist du, Erde? hadert der Ozean,
Was bist du? strek' ich nicht, wie die Fittige
Aufs Reh der Adler, meine Arme
Über die Schwächliche aus? — Was bist du,

Wenn nicht zur Sonne feegend mein Hauch sich hebt,
Zu tränken dich mit Reegen und Morgenthau?
Und wann er sich erhebt, zu nah'n in
Mitternachtswolken, zu nah'n mit Donnern;

Ha! bebst du nicht, gebrechliche? bebst du nicht? —
Und doch! vor jenem Tage verkriechet sich
Das Meer, und seiner Woogen keine
Tönt in die Jubel der Auferstehung.

Wie herrlich, Sonne! wandelst du nicht daher?
Dein Kommen und dein Scheiden ist Widerschein
Vom Tron des Ewigen; wie göttlich
Blikst du herab auf die Menschenkinder!

Der Wilde gaft mit zitternden Wimpern dich,
O Heldin, an, von heiligen Ahndungen
Durchbebt, verhüllt er schnell sein Haupt und
Nennet dich Gott, und erbaut dir Tempel.

Und doch, o Sonne! endet dereinst dein Lauf,
Verlischt an jenem Tage dein hehres Licht.
Doch wirbelt sie an jenem Tage
Rauchend die Himmel hindurch und schmet-
tert.

O du Entzücken meiner Unsterblichkeit!
O kehre, du Entzücken! du stärkest mich!
Daß ich nicht finke, in dem Graun der
Großen Vernichtungen nicht verfinke.

Wenn all diß anhebt — fühle dich ganz, o Mensch!
Da wirft du jauchzen: wo ist dein Stachel, Todt?
Dann ewig ist sie — tönt es nach, ihr
Harfen des Himmels! — des Menschen Seele.

O Seele! jezt schon bist du so wundervoll!
Wer denkt dich aus? daß, wann du zu Gott dich
nahst,
Erhabne, mir ins Auge blinket
Deine Erhabenheit — daß du, Seele!

Wann auf die Flur das irrdische Auge blickt,
So süß, so himmlisch dann dich in mir erhebt —
Wer sah, was Geist an Körper bindt, wer
Lauschte der Sprache der Seele mit den

Verwesungen? — O Seele, schon jezt bist du
So groß, so himmlisch, wann du von Erdentand
Und Menschendruk entlediget in
Großen Momenten zu deinem Urstoff

Empor dich schwingst. Wie Schimmer Eloas Haupt
Umschwebt der Umkreis deiner Gedanken dich;
Wie Edens goldne Ströme, reihen
Deine Betrachtungen sich zusammen.

Und o! wie wirds einst werden, wann Erdentand
Und Menschendruk auf ewig verschwunden ist,
Wann ich an Gottes —, Gottes Trone
Bin, und die Klarheit des Höchsten schaue!

Und weg, ihr Zweifel! quälendes Seelengift!
Hinweg! der Seele Jubel ist Ewigkeit! —
Und ist ers nicht, so mag noch heute
Todt und Verderben des Lebens große

Geseze niedertrümmern; so mag der Sohn
In seinem Elend Vater- und Mutterherz
Durchbohren; mag ums Brodt die Armuth
Tempel bestehlen; so mag das Mitlaid

Zu Tigern fliehn, zu Schlangen Gerechtigkeit,
Und Kannibalenrache des Kindes Brust
Entflammen, und Banditentrug im
Himmelsgewande der Unschuld wohnen.

Doch nein! der Seele Jubel ist Ewigkeit!
Jehova sprach! ihr Jubel ist Ewigkeit!
Sein Wort ist ewig, wie sein Nahmen,
Ewig ist, ewig des Menschen Seele.

So singt ihn nach, ihr Menschengeschlechter! nach,
Myriaden Seelen, singet den Jubel nach —
Ich glaube meinem Gott, und schau' in
Himmelsentzükungen meine Größe.

DER LORBEER

Dank dir! aus dem schnadernden Gedränge
Nahmst du mich, Vertraute! Einsamkeit!
Daß ich glühend von dem Lorbeer fänge,
Dem so einzig sich mein Herz geweiht.

Euch zu folgen, Große! — Werd ichs können?
Wirds einst stärker, eures Jünglings Lied?
Soll ich in die Bahn, zum Ziel zu rennen,
Dem diß Auge so entgegenglüht?

Wann ein Klopftok in des Tempels Halle
Seinem Gott das Flammenopfer bringt
Und in seiner Psalmen Jubelschalle
Himmelan sich seine Seele schwingt —

Wann mein Young, in dunkeln Einsamkeiten
Rings versammelnd seine Todte, wacht,
Himmlischer zu stimmen seine Saiten
Für Begeistungen der Mitternacht — —

Ha! der Wonne! ferne nur zu stehen,
Lauschend ihres Liedes Flammenguß,
Ihres Geistes Schöpfungen zu sehen,
Warlich! es ist Himmelsvorgenuß.

Nein! ich wollte nichts auf dieser Erden!
Dulden all' der Welt Verfolgungen,
Jedes Drangsal, jegliche Beschwerden,
All des Neiders bittere Schmähungen — —

Lieber Gott! wie oft ich schwacher dachte,
Wie ichs tröstete, das arme Herz,
Wenn ich Nächte kummervoll durchwachte,
O so oft, so oft in meinem Schmerz,

Wann der Stolz verächtlich niederschaute,
Wann der Eitle meiner spottete,
Dem vor meinen Sittensprüchen graute,
Wenn oft selbst – mich floh – der Edlere;

O vielleicht, daß diese Bitterkeiten –
Dacht' ich – stärker bilden deinen Geist!
Daß die Stille höher deine Saiten
Stimmt, zu männlichem Gefang dich reißt!

Aber still! Die goldne Bubenträume
Hört in ihrer Nacht die Zukunft nicht –
Schon so manche Früchte schöner Keime
Logen grausam mir ins Angesicht.

DIE EHRSUCHT

Großer Name! – Millionen Herzen
Lokt ins Elend der Sirenton,
Tausend Schwächen wimmern, tausend Schmerzen
Um der Ehrfucht eitlen Flitterton.

Seine schwarze, blutbefleckte Hände
Dünken dem Erobrer göttlichschön –
Schwache morden scheint ihm keine Sünde,
Und er jauchzt auf seine Trümmer hin.

Um wie Könige zu pralen, schänden
Kleinre Wütriche ihr armes Land;
Und um feile Ordensbänder wenden
Räthe sich das Ruder aus der Hand.

Pfaffen spiegeln um Apostelehre
Ihren Narren schwarze Wunder vor,
Um Mariasehre krächzen Nonnenchöre
Wahnsinn zum Marienbild empor.

Graue Sünder donnern, ihre Blöße
Wegzudonnern, rauh die Unschuld an;
Gott zu leugnen hält so oft für Größe,
Hält für Größe noch so oft – ein Mann.

Göttin in des Buben Mund zu heißen,
Giebt das Mädchen ihren Reiz zum Sold;
Mitzurafen in Verführerkraifen
Wird der Bube früh ein Trunkenbold.

Doch es sträubet sich des Jünglings Rechte,
Länger fing' ich von den Thoren nicht.
Wisse! schwaches, niedriges Geschlechte!
Nahe steht der Narr am Böfewicht.

DIE DEMUTH

Hört, größte, edlere der Schwabenföhne!
Die ihr vor keinem Dominiksgeficht
Euch krümmet, welchen keine Dirnenträne
Das winzige, geschwächte Herzchen bricht.

Hört, größte, edlere der Schwabenföhne!
In welchen noch das Kleinod Freiheit pocht,
Die ihr euch keines reichen Ahnherrn Miene
Und keiner Fürstenlaune unterjocht.

Geschlecht von oben! Vaterlandeskronen!
Nur euch bewahre Gott vor Übermuth!
O! Brüder! der Gedanke soll uns lohnen,
In Hermann braußte kein Despotenblut.

Beweinenswertig ist des Stolzen Ende,
Wann er die Grube seiner Größe gräbt,
Doch fürchterlich sind seine Henkershände,
Wann er sich glücklich über andre hebt.

Viel sind und schön des stillen Mannes Freuden,
Und stürmten auch auf ihn der Leiden viel,
Er blickt gen Himmel unter seinen Leiden,
Beneidet nie des Lachers Poffenspiel.

Sein feurigster, sein erster Wunsch auf Erden
Ist allen, allen Menschen nützlich sein,
Und wann sie froh durch seine Thaten werden,
Dann will der edle ihres Danks sich freun.

O! Demuth! Demuth! laß uns all dich lieben,
Du bist, die uns zu einem Bund vereint,
In welchem gute Herzen nie sich trüben,
In welchem nie bedrängte Unschuld weint.

Drum größte, edlere der Schwabensöhne,
Laß Demuth, Demuth euer erstes fein,
Wie sehr das Herz nach Außenglanz sich sehne,
Laß Demuth, Demuth euer erstes fein.

Vor allen, welchen Gott ein Herz gegeben,
Das groß und königlich, und feurig ist,
Die in Gefahren nur vor Freude beben,
Für Tugend selbst auf einem Blutgerüst,

Vor allen, allen, solche Schwabensöhne,
O solche, Demuth, solche führe du
Aus jeder bäurischstolzen Narrenbühne
Den stillen Reihen jenes Bundes zu.

DIE STILLE

Die du schon mein Knabenherz entzüktest,
Welcher schon die Knabenträne floß,
Die du früh dem Lärm der Thoren mich entrüktest,
Besser mich zu bilden, nahmst in Mutterschoos,

Dein, du Sanfte! Freundin aller Lieben!
Dein, du Immertreue! sei mein Lied!
Treu bist du in Sturm und Sonnenschein geblieben,
Bleibst mir treu, wenn einst mich alles, alles flieht.

Jene Ruhe – jene Himmelswonne –
O ich wußte nicht, wie mir geschah,
Wann so oft in stiller Pracht die Abendsonne,
Durch den dunklen Wald zu mir herunterfah –

Du, o du nur hattest ausgegoffen
Jene Ruhe in des Knaben Sinn,
Jene Himmelswonne ist aus dir geflossen,
Hehre Stille! holde Freudegeberin!

Dein war sie, die Träne, die im Haine
Auf den abgeplükten Erdbeerstraus
Mir entfiel – mit dir gieng ich im Mondenscheine
Dann zurtük ins liebe elterliche Haus.

Fernher sah ich schon die Kerzen schimmern,
Schon wars Suppenzeit – ich eilte nicht!
Spähte stillen Lächelns nach des Kirchhofs Wimmern,
Nach dem dreigefüßten Roß am Hochgericht.

War ich endlich staubigt angekommen,
Theilt ich erst den welken Erdbeerstrauss,
Rühmend, wie mit saurer Müh' ich ihn bekommen,
Unter meine dankende Geschwister aus;

Nahm dann eilig, was vom Abendessen
An Kartoffeln mir noch übrig war,
Schlich mich in der Stille, wann ich satt gegessen,
Weg von meinem lustigen Geschwisterpaar.

O! in meines kleinen Stübchens Stille
War mir dann so über alles wohl,
Wie im Tempel, war mirs in der Nächte Hülle,
Wann so einsam von dem Thurm die Gloke scholl.

Alles schwieg, und schlief, ich wacht' alleine;
Endlich wiegte mich die Stille ein,
Und von meinem dunklen Erdbeerhaine
Träumt' ich, und vom Gang im stillen Mondenschein.

Als ich weggerissen von den Meinen
Aus dem lieben elterlichen Haus
Unter Fremden irrte, wo ich nimmer weinen
Durfte, in das bunte Weltgewirr hinaus;

O wie pflegtest du den armen Jungen,
Teure, so mit Mutterzärtlichkeit,
Wann er sich im Weltgewirre müdgerungen,
In der lieben, wehmuthsvollen Einsamkeit.

Als mir nach dem wärmern, vollern Herzen
Feuriger izt stürzte Jünglingsblut;
O! wie schweigtest du oft ungefüme Schmerzen,
Stärktest du den schwachen oft mit neuem Muth.

Jetzt belausch' ich oft in deiner Hütte
Meinen Schlachtenfürmer Offian,
Schwebe oft in schimmernder Seraphen Mitte
Mit dem Säng'er Gottes, Klopstok, himmelan.

Gott! und wann durch stille Schattenheken
Mir mein Mädchen in die Arme fliegt,
Und die Hasel, ihre Liebenden zu deken,
Sorglich ihre grüne Zweige um uns schmiegt —

Wann im ganzen seegensvollen Thale
Alles dann so stille, stille ist,
Und die Freudenträne, hell im Abendstrale,
Schweigend mir mein Mädchen von der Wange
wischt —

Oder wann in friedlichen Gefilden
Mir mein Herzensfreund zur Seite geht,
Und mich ganz dem edlen Jüngling nachzubilden,
Einzig vor der Seele der Gedanke steht —

Und wir bei den kleinen Kümmer'nissen
Uns so sorglich in die Augen sehn,
Wann so sparsam öfters, und so abgerissen
Uns die Worte von der ernstestn Lippe gehn —

Schön, o schön find sie! die stille Freuden,
Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt,
Schöner noch die stille, gottergebne Leiden,
Wann die fromme Träne von dem Auge rinnt!

Drum, wenn Stürme einft den Mann umgeben,
Nimmer ihn der Jugendfinn belebt,
Schwarze Unglückswolken drohend ihn umschweben,
Ihm die Sorge Furchen in die Stirne gräbt;

O so reiße ihn aus dem Getümmel,
Hülle ihn in deine Schatten ein!
O! in deinen Schatten, Teure! wohnt der Himmel,
Ruhig wirds bei ihnen unter Stürmen fein.

Und wann einft nach tausend trüben Stunden
Sich mein graues Haupt zur Erde neigt,
Und das Herz sich mattgekämpft an tausend Wunden
Und des Lebens Laft den schwachen Naken beugt:

O so leite mich mit deinem Staabe —
Harren will ich auf ihn hingebeugt,
Biß in dem willkommenen, ruhevollen Grabe
Aller Sturm, und aller Lärm der Thoren schweigt.

SCHWÄRMEREI

Freunde! Freunde! wenn er heute käme,
Heute mich aus unferm Bunde nähme
Jener letzte große Augenblick —
Wann der frohe Puls so plötzlich stünde
Und verworren Freundesstimme tönte,
Und, ein Nebel, mich umschwebte, Erdenglük.

Ha! so plötzlich Lebewohl zu sagen
All den lieben schöndurchlebten Tagen —
Doch — ich glaube — nein! ich bebte nicht!
„Freunde! spräch' ich, dort auf jenen Höhen
Werden wir uns alle wiedersehen,
Freunde! wo ein schöner Tag die Wolken bricht.

„Aber Stella! fern ist deine Hütte,
Nahe rauschen schon des Würgers Tritte —
Stella! meine Stella! weine nicht!
Nur noch einmal möcht' ich sie umarmen,
Sterben dann in meiner Stella Armen,
Eile, Stella! eile, eh' das Auge bricht.

„Aber ferne, ferne deine Hütte,
Nahe rauschen schon des Würgers Tritte —
Freunde! bringet meine Lieder ihr.
Lieber Gott! ein großer Mann zu werden,
War so oft mein Wunsch, mein Traum auf Erden,
Aber — Brüder — größere Rollen winken mir.

„Traurt ihr, Brüder! daß so weggeschwunden
All' der Zukunft schöngeträumte Stunden,

Alle, alle meine Hofnungen!
Daß die Erde meinen Leichnam deket
Eh' ich mir ein Denkmal aufgesteket
Und der Enkel nimmer denkt des Schlummernden.

„Daß er kalt an meinem Leichensteine
Stehet, und des Modernden Gebeine
Keines Jünglings stiller Seegen grüßt,
Daß auf meines Grabes Rosenheken,
Auf den Liljen, die den Moder deken,
Keines Mädchens herzerhoffne Träne fließt.

„Daß von Männern, die vorüberwallen,
Nicht die Worte in die Gruft erschallen:
Jüngling! du entschlummertest zu früh!
Daß den Kleinen keine Silbergreife
Sagen an dem Ziel der Lebensreise:
Kinder! mein und jenes Grab vergeffet nie!

„Daß sie mir so grausam weggeschwunden,
All der Zukunft langersehnte Stunden,
All der frohen Hofnung Seeligkeit,
Daß die schönste Träume dieser Erden
Hin find, ewig niemals wahr zu werden,
Hin die Träume von Unsterblichkeit.

„Aber weg! in diesem todten Herzen
Bluten meiner armen Stella Schmerzen,
Folge! folge mir, Verlassene!
Wie du starr an meinem Grabe stehest
Und um Tod, um Tod zum Himmel flehest!
Stella! komm! es harret dein der Schlummernde.

„O an deiner Seite! o so ende,
Jammerstand! vielleicht, daß unsre Hände
Die Verwefung in einander legt!
Da wo keine schwarze Neider spähen,
Da wo keine Splitterrichter schmähen,
Träumen wir vielleicht, bis die Posaun' uns wekt.

„Sprechen wird an unserm Leichensteine
Dann der Jüngling – schlummernde Gebeine!
Liebe Todte! schön war euer Loos!
Hand in Hand entfloht ihr eurem Kummer,
Heilig ist der Langverfolgten Schlummer
In der kühlen Erde mütterlichem Schoos.

„Und mit Liljen und mit Rosenheken
Wird das Mädchen unsern Hügel deken,
Ahndungsvoll an unsern Gräbern stehn,
Zu den Schlummernden hinab sich denken,
Mit gefaltnen Händen niederfinken,
Und um dieser Todten Loos zum Himmel flehn.

„Und von Vätern, die vorüber wallen,
Wird der Segen über uns erschallen –
Ruhet wohl! ihr seid der Ruhe werth!
Gott! wie mags im Tod den Vätern bangen,
Die ein Kind in Quälerhände zwangen,
Ruhet wohl! ihr habt uns Zärtlichkeit gelehrt.“

DER KAMPF DER LEIDENSCHAFT

Raf' ich ewig? noch nicht ausgefritten
Ist der heiße Streit der Leidenschaft?
Hab' ich armer nicht genug gelitten?
Sie ist hin — ist hin — des Kämpfers Kraft.
Engelsauge! immer um mich schweben —
O warum? warum? du liebe Graufame!
Schone! schone! sieh! diß schwache Beben!
Weibertränen weint der Überwundene.

Weibertränen weinen? Weibertränen?
Wirklich? wein ich wirklich, Zauberin?
Und diß Klopfen, dieses bange Sehnen,
Ists um Luzias Umarmungen?
Nein! ich kann nicht! will nicht! Diese Tränen
Stieß der Zorn ins Auge, sie vergoß der Grimm;
O! mich schmelzen keine Mädchenmienen,
Nur der Freiheit braußte dieses Ungeftümm.

Aber wie? Dein Stolz hat sich betrogen,
Siehe! Lügen straft die Liebe mich;
Männergröße hat dein Herz gelogen,
Und im schwachen Kampf verkennst du dich.
Stolz verschmähst du alle Mädchenherzen,
Weil dir Luzia ihr großes Herz nicht giebt,
Kindisch heuchelst du verbiffne Schmerzen,
Armer Heuchler! weil dich Luzia nicht liebt.

Weh! sie kan, sie kan mich nimmer lieben,
Mir geraubt durch ein tyrannisch Joch,
Nur die Wunde noch ist mir geblieben,
Fühlst du's? fühlst du's? Weib! die Wunde noch.

Ha! ein Abgrund droht vor meinen Sinnen —
Laß mich! laß mich! todesvolle Leidenschaft!
Höllensflamme! willst du ewig brennen?
Schone! schonen! sie ist hin, des Kämpfers Kraft.

HERO

Lange schlummern ruhig all' die Meinen,
Stille atmet durch die Mitternacht;
Auf dann! Hero! auf und laß das Weinen!
Dank euch, Götter! Heros Muth erwacht.
Fort ans Meer! ans Meer! es schäume die Welle,
Brause der Sturm mir immer ins Angesicht!
Fort ans Meer! ohn' ihn ist Alles Hölle —
Liebe ängstet mich arme — Sturm und Welle nicht.

Ruhig will ich da hinüberlaufchen,
Wo fein Hütgen über Felsen hängt,
Rufen will ichs in der Wooge Raufchen,
Wie fein Zaudern seine Hero kränkt.
Ha! da wird er sich mutig von seinem Gestade
Stürzen, Posidaons Kraft ihm Liebe verleihn,
Lieb' ihn leiten des Meeres furchtbare Pfade,
Götter! wie wird — wie wird uns wieder fein?

(sie komt ans Meer)

Aber Himmel! — wie hoch die Woogen schäumen
So hätt' ich den Sturm mir nicht gedacht.
Weh! wie sie dräuend gegen mein Ufer sich bäumen!
Stärkt mich, Götter, in dieser ernsten Nacht! —
Nein! mir banget nicht um Tod und Leben —
Todt und Leben, wie das Schikfaal will!
Liebe besieget die Schrecken, die um mich schweben,
Schlangengezifch, und Skorpionen, und Löwengebrüll.

Jüngling! sieben solche Schrekennächte
Harr' ich deiner, zager Jüngling, schon,

Wenn mein Jüngling meiner Angst gedächte,
O! er spräch' Orkanen und Woogen Hohn.
Oder hätt' er den furchtbaren Eid gebrochen,
Spottet er meiner im Arm der Bulerinn —
Ha! so bin ich so leicht, so schön gerochen,
Leicht und schön gerochen — ich sterbe hier um ihn.

Aber weg von mir! du Donnergedanke!
Weg, das flüfterte mir die Hölle zu,
Daß mein Jüngling, mein Leander wanke,
Nein! Geliebter! bleibe, bleibe du!
Wann ich dich in diesen Woogen dächte,
Deinen Pfad so schrecklich ungewiß,
Nein! ich will einsam durchirren die Schrecken-
nächte,
Dein zu harren, Geliebter, ist ja schon so süß.

Aber horch! — o Himmel! — diese Töne —
Warlich! es waren des Sturmes Töne nicht —
Bist du? — oder spielt die Narrenszenen
Täuschend mit mir ein graufames Traumgesicht?
Götter! da ruft es ja wieder Hero! herüber,
Flüstert ja wieder die Stimme der Liebe mir her —
Auf! zu ihm, zu ihm in die Woogen hinüber,
Wenn er ermattete — auf! dem Geliebten entgegen
ins Meer.

Sieh! wie im Tanze, stürz ich zu dir vom Gestade,
Liebe soll mir Posidaons Kraft verleihn,
Liebe mich leiten des Meeres furchtbare Pfade —
Götter! Götter! wie wird uns wieder sein!

Kämpfend über den Woogen will ich ihn drücken,
Drücken an Brust und Lippe mit Todesgefahr,
Ha! und sink' ich, so träumet mein Entzücken
Noch im Abgrund fort, wie schön die Stunde war.

Aber, Götter! was seh' ich? meinem Gestade
Schon so nahe? — Gesiegt! mein Held hat gesiegt!
Siehe! er schwebet verachtend die furchtbare Pfade
Mutig einher, vom Meere gefällig gewiegt.
(Freudig) Ha! er soll mich suchen — da will ich lauschen
Hinter diesem Felsen — (leise) Götter! wie schön!
Wie die weiße Arme durch die Welle rauschen,
Ach! so sehnd, so strebend nach Heros Ufer hin.

Aber Grauen des Orkus! Sterbegewimmer!
Grauen des Orkus! dort dem Felsen zu!
Wie? — so kenn ich diese Todentrümmer!
Wehe! wehe! also siegest du? —
Aber weg! ihr höllische Schreckengesichte!
Täuschende Furien! weg! er ist es nicht!
So zerfchmettern nicht der Götter Gerichte —
(sie hält ihre Leuchte über den Todten hin)
Aber dieses Lächeln auf dem Todengesicht —

Kenst du? Hero! kenst du? — Nimmer, nimmer
Spricht das tode Lächeln Liebe dir — (sie weint heftig)
Engelsauge! so ist erloschen dein Schimmer —
Bliktest einst so heiße Liebe mir.
Jüngling! erweken dich nicht der Geliebten Tränen?
Nicht die blutige Umarmungen?
Jüngling! Jüngling! diese Todesmienen —
Wehe! sie töden mich! wehe! diese Zukungen,

Und er dacht in seiner Todesstunde,
In der Kämpfe furchtbarstem noch dein —
Hero! stammelt' er noch mit sterbendem Munde —
Und so schrecklich muß sein Ende sein?
Ha! und diese Liebe überleben —
Ohne diesen Toden in der Welt —
Weg! vor dem wird Hero nicht erbeben,
Der zu diesem Toden die Einsame gefelt.

Wenig kurze schreckende Sekunden —
Und du sinkst an deines Jünglings Brust,
Und du hast ihn auf ewig wiedergefunden,
Ewig umlächelt von hoher Elifiumsluft — —

(Pause)

Ha! ich habe gesiegt! an des Orkus Pforte
Anzuklopfen — nein! ich bin nicht zu schwach!
Hero! Hero! rief er, Götterworte!
Stärkt mich! stärkt durchs Dunkle mich! ich folge
nach.

DIE TEK

Ach! so hab' ich noch die Traubenhügel erstiegen,
Ehe der leuchtende Stral an der güldenen Ferne
hinabfinkt.

Und wie wohl ist mir! Ich strek' im stolzen Gefühle —
Als umschlänge mein Arm das Unendliche — auf zu
den Wolken

Meine gefaltete Hände, zu danken im edlen Gefühle,
Daß er ein Herz mir gab, dem Schaffer der edlen
Gefühle,

Mich mit den frohen zu freuen, zu schauen den
herbstlichen Jubel,

Wie sie die köstliche Traube mit heiterstaunendem Blike
Über sich halten, und lange noch zaudern, die glän-
zende Beere

In des Kelterers Hände zu geben — wie der gerührte
Silberlockigte Greis an der abgeernteten Rebe
Königlich froh zum herbstlichen Mahle sich setzt mit
den Kleinen,

O! und zu ihnen spricht aus der Fülle des dankenden
Herzens:

Kinder! am Seegen des Herrn ist alles, alles gelegen — —
Mich mit den frohen zu freuen, zu schauen den
herbstlichen Jubel,

War ich herauf von den Hütten der gastlichen Freund-
schaft gegangen.

Aber siehe! allmächtig reißen mich hin in ernste Be-
wundrung

Gegenüber die waldigte Riesengebirge. — Laß mich
vergeffen,

Laß mich deine Luft, du faltigte Rebe, vergeffen,
Daß ich mit voller Seele fie schaue, die Riefengebirge!
Ha! wie jenes fo königlich über die Brüder empor-
ragt!

Tek ift fein Nahme. Da klangen einft Harnifche,
Schwerder ertönten
Zwifchen den moofigten Mauren der Fürften und
blinkende Helme.

Eifern waren und groß und bieder feine Bewohner.
Mit dem kommenden Tag fand über den moofigten
Mauren

In der ehernen Rüstung der Fürft, fein Gebirge zu
fchauen.

Mein diß Riefengebirge — fo stolz — fo königlich herr-
lich —?

Sprach er mit ernfterer Stirne, mit hohem, denken-
den Auge —

Mein die trozende Felfen? die taufendjährige Eichen?
Ha! und ich? — und ich? — Bald wäre mein Harnifch
geroftet,

O! der Schande! mein Harnifch geroftet in diefem
Gebirge.

Aber ich schwör' — ich schwör', ich meide mein
Riefengebirge,

Fliehe mein Weib, verlaffe das blaue redliche Auge,
Biß ich dreimal gefiegt im Kampfe des Bluts und der
Ehre.

Trage mich mein Roß zu deutlicher ftatlicher Fehde
Oder wider der Chriftenfeinde wütende Säbel —
Biß ich dreimal gefiegt, verlaß' ich das stolze Gebirge.
Unerträglich! ftärker, als ich, die trozende Felfen,

Ewiger, als mein Name, die tausendjährige Eiche!
Biß ich dreimal gesiegt, verlaß' ich das stolze Gebirge.
Und er gieng und schlug, der feurige Fürst des Gebirges.

Ja! so erheben die Seele, so reißen sie hin in Bewund-
rung,

Diese felsigte Mitternachtswälder, so allerschütternd
Ist sie, die Stunde, da ganz es fühlen dem Herzen
vergönnt ist. —

Bringet ihn her, den frechen Spötter der heilsamen
Wahrheit,

O! und kommet die Stunde, wie wird er staunen, und
sprechen:

Warlich! ein Gott, ein Gott hat dieses Gebirge ge-
schaffen.

Bringet sie her, des Auslands häßlich gekünstelte
Affen,

Bringet sie her, die hirnlos hüpfende Puppen, zu
schauen

Dieses Riesengebirge so einfach schön, so erhaben;
O, und kommet die Stunde, wie werden die Knaben
erröten,

Daß sie Gottes herrlichstes Werk so elend verzerren. —
Bringet sie her, der deutschen Biederfitte Verächter,
Übernachtet mit ihnen, wo Moder und Disteln die graue
Trümmer der fürstlichen Mauern, der stolzen Pforten
bedecken,

Wo der Eule Geheul und des Uhus Todtengewimmer
Ihnen entgegenruft aus schwarzen, sumpfigten Höhlen.
Wehe! wehe! so flüstern im Sturme die Geister der
Vorzeit,

Ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte!
Ritterwort, und Rittergrus, und traulicher Handschlag! —
Laßt euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer der
Vorzeit!

Laßt sie euch mahnen! Einst standen sie hoch, die
gefallene Trümmer,
Aber ausgetilget ward der trauliche Handschlag,
Ausgetilget das eiserne Wort, da sanken sie gerne,
Gerne hin in den Staub, zu beweinen Suevias Söhne.
Laßt sie euch mahnen, Suevias Söhne! die Trümmer
der Vorzeit!

Beben werden sie dann, der Biederfitte Verächter,
Und noch lange sie seufzen, die fallverkündende Worte —
Ausgetilget aus Suevia redliche biedere Sitte!
Aber nein! nicht ausgetilget ist biedere Sitte,
Nicht ganz ausgetilget aus Suevias friedlichen Lan-
den — —

O mein Thal! mein Tekbenachbartes Thal! — ich
verlasse

Mein Gebirge, zu schauen im Tale die Hütten der
Freundschaft,

Wie sie von Linden umkränzt bescheiden die rauchende
Dächer

Aus den Fluren erheben, die Hütten der biedereren
Freundschaft.

O ihr, die ihr fern und nahe mich liebet, Geliebte!
Wär't ihr um mich, ich drückte so warm euch die
Hände, Geliebte!

Jetzt, o! jetzt über all' den Lieblichkeiten des Abends-
Schellend kehren zurück von schattigten Triften die
Heerden,

Und fürs dritte Gras der Wiesen, im Herbst noch
fruchtbar,
Schneidend geklopft, ertönt des Mähers blinkende
Sense.
Traulich summen benachbarte Abendglocken zu-
fammen,
Und es spielt der fröhliche Junge dem laufschenden
Mädchen
Zwischen den Lippen mit Birnbaumblättern ein scher-
zendes Liedchen.
Hütten der Freundschaft, der Segen des Herrn sei
über euch allen!
Aber indeffen hat mein hehres Riesengebirge
Sein gepriesenes Haupt in nächtliche Nebel verhüllet,
Und ich kehre zurück in die Hütten der biedereren
Freundschaft.

AM TAGE DER FREUNDSCHAFTSFEIER

Ihr Freunde! mein Wunsch ist, Helden zu fingen,
Meiner Harfe erster Laut,
Glaubt es, ihr Freunde!
Durchschleich' ich schon so stille mein Tal,
Flammt schon mein Auge nicht feuriger,
Meiner Harfe erster Laut
War Kriegergeschrei und Schlachtengetümmel.

Ich sah, Brüder! ich sah
Im Schlachtengetümmel das Roß
Auf röchelnden Leichnamen stolpern,
Und zuken am sprudelnden Rumpf
Den grausen gespaltenen Schädel,
Und blizen und treffen das rauchende Schwert,
Und dampfen und schmettern die Donnergeschütze,
Und Reuter hin auf Lanzen gebeugt,
Mit grimmiger Miene Reuter sich stürzen,
Und unbeweglich, wie eherne Mauren,
Mit furchtbarer Stille
Und todverhöhrender Ruhe
Den Reitern entgegen sich streken die Lanzen.

Ich sah, Brüder! ich sah
Des kriegerischen Suezias eiserne Söhne
Geschlagen von Pultawas wütender Schlacht.
Kein Wehe! sprachen die Krieger,
Von den blutiggebissnen Lippen
Ertönte kein Lebewohl —
Verstummet standen sie da,

In wilder Verzweiflung da,
Und blikten es an, das rauchende Schwert,
Und schwangen es höher, das rauchende Schwert,
Und zielten — und zielten —
Und stießen es sich bitterlächelnd
In die wilde braußende Brust.

Noch vieles will ich sehen,
Ha! vieles noch! vieles noch!
Noch sehen Gustavs Schwerdschlag,
Noch sehen Eugenius Siegerfauf.

Doch möcht ich, Brüder! zuvor
In euren Armen ausruhn,
Dann schweb' ich wieder mutiger auf,
Zu sehen Gustavs Schwerdschlag,
Zu sehen Eugenius Siegerfauf.

Willkommen du! —
Und du! — Willkommen!
Wir drei finds:
Nun! so schließet die Halle.
Ihr staunt, mit Rosen bestreut
Die Tische zu sehen, und Weihrauch
Am Fenster dampfend,
Und meine Laren —
Den Schatten meiner Stella,
Und Klopstoks Bild und Wielands, —
Mit Blumen umhängt zu sehen.

Ich wolt' in meiner Halle Chöre versammeln
Von singenden rofichten Mädchen

Und kränzetragenden blühenden Knaben,
Und euch empfangen mit Saitenspiel,
Und Flötenklang, und Hörnern, und Hoboën.

Doch — schwur ich nicht, ihr Freunde,
Am Mahle bei unsers Fürsten Fest,
Nur Einen Tag mit Saitenspiel
Und Flötenklang, und Hörnern und Hoboën,
Mit Chören von singenden rosichten Mädchen
Und kränzetragenden blühenden Knaben
Nur Einen Tag zu feiren?

Den Tag, an dem ein Weiser
Und biedere Jünglinge,
Und deutsche Mädchen
Zu meiner Harfe sprächen:
Du tönst uns, Harfe, lieblich ins Ohr,
Und hauchst uns Edelmuth,
Und hauchst uns Sanftmuth in die Seele.

Aber heute, Brüder!
O, kommt in meine Arme!
Wir feiern das Fest
Der Freundschaft heute.

Als jüngst zum erstenmal wieder
Der Mäher des Morgens die Wiese
Entkleidete, und der Heugeruch
Jetzt wieder zum erstenmal
Durchduftete mein Tal,

Da war es, Brüder!
O da war es!
Da schlossen wir unfern Bund,
Den schönen, feeligen, ewigen Bund.

Ihr hörtet so oft mich sprechen,
Wie lang' es mir werde
Bei diesem Geschlechte zu wohnen,
Ihr sahet den Lebensmüden
In den Stunden seiner Klage so oft.

Da stürmt' ich hinaus in den Sturm,
Da sah' ich aus der vorüberjagenden Wolke
Die Helden der eisernen Tage herunterschaun.
Da rief ich den Nahmen der Helden
In des hohlen Felsen finstres Geklüft,
Und siehe! der Helden Nahmen
Rief ernster mir zurück
Des hohlen Felsen finstres Geklüft.

Da stolpert' ich hin auf dornigten Trümmern
Und drang durchs Schlehengebüsch in den alternden
Turm
Und lehnte mich hin an die schwärzliche Wände
Und sprach mit schwärmendem Auge an ihm hinauf:

Ihr Reste der Vorzeit!
Euch hat ein nervigter Arm gebaut,
Sonst hätte der Sturm die Wände gespalten,
Der Winter den moosigten Wipfel gebeugt;
Da solten Greise um sich
Die Knaben und Mädchen versammeln

Und küssen die moofigte Schwelle,
Und ſprechen — feid wie eure Väter!
Aber an euren ſteinernen Wänden
Rauſchet dorrendes Gras herab,
In euren Wölbungen hangt
Zeriffnes Spinnengewebe —
Warum, ihr Reſte der Vorzeit,
Den Fäufden des Sturmes trozen, den Zähnen des
Winters.

O Brüder! Brüder!
Da weinte der Schwärmer blutige Tränen,
Auf die Diſteln des Turmes,
Daß er vielleicht noch lange
Verweilen müſſe unter dieſem Geſchlechte,
Da fah' er all' die Schande
Der weichlichen Teutonsföhne,
Und fluchte dem verderblichen Ausland,
Und fluchte den verdorbnen Affen des Auslands,
Und weinte blutige Tränen,
Daß er vielleicht noch lange
Verweilen müſſe unter dieſem Geſchlechte.

Doch fiehe! es kam
Der feelige Tag —
O Brüder, in meine Arme! —
O Brüder, da ſchloffen wir unfern Bund,
Den ſchönen, feeligen, ewigen Bund!

Da fand ich Herzen, —
Brüder, in meine Arme! —
Da fand ich eure Herzen.

Jezt wohn' ich gerne
Unter diefem Gefchlechte,
Jezt werde der Thoren
Immer mehr! immer mehr!
Ich habe eure Herzen.

Und nun – ich dachte bei mir
An jenem Tage,
Wann zum erftenmal wieder
Des Schnitters Sichel
Durch die goldene Ähren rauscht,
So feir' ich ihn, den feeligen Tag.

Und nun – es rauschet zum erftenmal wieder
Des Schnitters Sichel durch die goldene Saat,
Jezt laßt uns feiren,
Laßt uns feiren
In meiner Halle den feeligen Tag.

Es warten jezt in euren Armen
Der Freuden fo viel' auf mich,
O Brüder! Brüder!
Der edlen Freuden fo viel.

Und hab' ich dann ausgeruht
In euren Armen,
So fchweb' ich mutiger auf,
Zu fchauen Gustavs Schwerdfchlag
Zu fchauen Eugenius Siegesfauft.

AN LUISE NAST

Laß sie drohen die Stürme, die Leiden
Laß trennen – der Trennung Jahre,
Sie trennen uns nicht!
Sie trennen uns nicht!
Denn mein bist du! Und über das Grab hinaus
Soll sie dauern, die unzertrennbare Liebe.

O! wenn's einst da ist,
Das große seelige Jenseits,
Wo die Krone dem leidenden Pilger,
Die Palme dem Sieger blinkt,
Dann Freundin – lohnet auch Freundschaft –
Auch Freundschaft – der Ewige.

•

MÄNNERJUBEL

Erhabne Tochter Gottes! Gerechtigkeit,
Die du den Dreimalheiligen von Anbeginn
Umstraltest, und umstralen wirst am
Tage der ernstestn Gerichtspofaune.

Und du, o Freiheit! heiliger Überrest
Aus Edens Tagen! Perle der Redlichen!
In deren Halle sich der Völker
Kronen begrüßen, und Thaten schwören.

Und du, der Geisterkräfte gewaltigste!
Du löwenstolze! Liebe des Vaterlands!
Die du auf Mordgerüsten lächelst,
Und, in dem Blute gewälzt, noch siegest.

Wer wagts, zu türmen Riesengebirge sich,
Zu schaun den Anfang eurer Erhabenheit?
Wer gründ't der Tiefen tiefste aus nach
Euch, sich zu beugen vor euch, Erhabne?

Und wir — o tönet, tönet den Jubel nach,
Ihr ferne Glanzgefilde des Uranus!
O beugt euch nieder, Orione!
Beugt euch! wir sind der Erhabnen Söhne.

Es glimmt in uns ein Funke der Göttlichen;
Und diesen Funken soll aus der Männerbrust
Der Hölle Macht uns nicht entreißen!
Hört es, Despotengerichte, hört es!

Ihn senkte, seine Welt zu verherrlichen,
Der Gott der Götter Adams Geschlecht ins
Herz,
Daß preisen wir den Gott der Götter!
Hört es, ihr Knechte des Lügners, hört es!

Was überwiegt die Wonne, der Herrlichen,
Der Töchter Gottes würdiger Sohn zu sein?
Den Stolz, in ihrem Heiligtum zu
Wandeln, zu dulden um ihretwillen?

Und lärmten, gleich dem hadernden Ozean,
Despotenflüche geifernd auf uns herab,
Vergiftete das Schnauben ihrer
Rache, wie Syrias Abendlüfte —

Und dräute tausendarmigter Pöbel, uns
Zu würgen, tausendzüngigte Pfaffenwuth
Mit Bann den Neuerern; es lachen
Ihrer die Söhne der Töchter Gottes.

Und würden unfre Kinder vom Schwerdt verfolgt,
Zu heulen über uns in der Finsterniß
Des Wolfs, und mit dem Löwen seine
Beute zu teilen, bei Kannibalen

Sich Väter, und im Sande von Afrika
Das Gastrecht aufzufuchen, sie dulden gern,
Verlachen eure Blutgerüste
Folgen den Vätern zu Schwerdt und Folter.

Drum tönnet, tönnet, tönnet den Jubel nach,
Ihr ferne Glanzgefilde des Uranus,
Darum beuget euch nieder, Orione!
Beugt euch, wir sind der Erhabnen Söhne.

[DIE HEILIGE BAHN]

Ist also diß die heilige Bahn?

Herrlicher Blick — o trüge mich nicht!

Diese geh' ich?? schwebend auf des Liedes
Hoher fliegender Morgenwolke?

Und Welch' ist jene? künstlich gebaut,

Eben hinaus mit Marmor beschränkt,

Prächtig gerade, gleich den Sonnenstrahlen —
An der Pforte ein hoher Richtstuhl?

Ha! wie den Richtstuhl Purpur umfließt,

Und der Smaragd, wie blendend er glänzt,

Und auf dem Stuhl, mit dem großen Scepter
Aristoteles hinwärts blickend

Mit hellem Aug' auf des Liedes

Feurigen Lauf; — und jenes Gebirg'

Eilt sie hinweg — muthig in die Thäler
Stürzt sie, ungefüm, und ihr Boden

Ist wie des Nordens Flammengewölk,

Wallend vom Tritt des rennenden Gangs —

Waffengeräusch rauschen seine Tritte
Über alternde Wolkenfelsen.

Ha! sie ist heiß, die heilige Bahn —

Ach, wie geübt der Große dort rennt,

Um ihn herum — wie da Staunen wimmelt —
Freunde — Vaterland — fernes Ausland.

Und ich um ihn mit Mükengefums,
Niedrig – im Staub – Nein, Großer, das nicht.
Muthig hinan! – ! – Wanns nur da ist, voll ist
.

DIE BÜCHER DER ZEITEN

Herr! Herr!

Unterwunden hab' ich mich,
Zu fingen dir
Bebenden Lobgesang.

Dort oben

In all der Himmel höchstem Himmel,
Hoch über dem Siriusstern,
Hoch über Uranus Scheitel,

Wo von Anbeginn

Wandelte der heilige Seraph
Mit feirender, erbebender Anbetung
Ums Heiligtum des Unnennbaren,

Da steht im Heiligtum ein Buch

Und im Buche geschrieben
All die Millionenreihen
Menschentage —

Da steht geschrieben —

Länderverwüstung und Völkerverheerung,
Und feindliches Kriegergemezel,
Und würgende Könige —
Mit Ross' und Wagen,
Und Reuter und Waffen,
Und Scepter um sich her;
Und giftige Tyrannen,
Mit grimmigem Stachel,

Tief in der Unschuld Herz.
Und schröckliche Fluthen,
Verschlingend die Frommen,
Verschlingend die Sünder,
Zerreißend die Häuser
Der Frommen, der Sünder.
Und fressende Feuer —
Palläste und Thürme
Mit ehernen Thoren,
Gigantischen Mauern
Zernichtend im Augenblick.
Geöffnete Erden,
Mit schwefelndem Rachen
Ins rauchende Dunkel
Den Vater, die Kinder,
Die Mutter, den Säugling
In Wehegeröchel
Und Sterbegewinsel
Hinuntergurgelnd. —.

Da steht geschrieben: —
Vatermord! Brudermord!
Säuglinge blaugewürgt!
Greulich! Greulich!
Um ein Linsengericht
Därmzerfressendes Gift
Dem guten, sicheren Freund gemischt. —
Hohlaugigte Krüppel,
Ihrer Onanschande
Teuflische Opfer —
Kannibalen,

Von Menschenbraten gemäftet —
Nagend an Menschengewebe,
Aus Menschenschädel laufend
Rauchendes Menschenblut.
Wütendes Schmerzgeschrei
Der Geschlachteten über dem
Bauchzerschlitzenden Messer.
Des Feindes Jauchzen
Über dem Wohlgeruch,
Welcher warm dampft
Aus dem Eingeweid. —.

Da steht geschrieben —
Die Verzweiflung schwarz
Am Strik um Mitternacht,
Noch im quälenden Lebenskampf
Die Seel — am höllennahenden Augenblick.

Da steht geschrieben —
Der Vater verlassend
Weib und Kind in Hunger,
Zustürzend im Taumel
Dem lokenden süßlichen Lasterarm. —.
Im Staub das Verdienst,
Zurück von der Ehre
Ins Elend gestoßen
Vom Betrüger —
Im Lumpengewand
Einher der Wanderer,
Bettelnahrung zu suchen
Dem zerstückelten Gliederbau.

Da steht geschrieben —
Des heitern, rosigen Mädchens
Grabenaher Fieberkampf;
Der Mutter Händeringen,
Des donnergerührten Jünglings
Wilde stumme Betäubung.

(Eine Pause im Gefühl)

Furchtbarer, Furchtbarer!
Das all, all im Buche geschrieben,
Furchtbarer, Furchtbarer!

Ha die Greuel des Erdgeschlechts!
Richter! Richter!
Warum vertilgt mit dem Flammenschwert
All die Greuel von der Erde
Der Todesengel nicht?

Gerechter, sieh! die Gerichte
Treffen den Frommen,
Die Blüten den Sünder,
Die Erdgerichte all' —

Aber sieh, ich schweige —
Das sei dir Lobgefang!
Du, der du lenkst
Mit weiser, weiser Allmachtshand
Das bunte Zeitengewimmel.

(Wieder eine Pause)

Halleluja, Halleluja,
Der da denkt,
Das bunte Zeitengewimmel

Ist Liebe!!!
Hörs Himmel und Erde!
Unbegreifliche Liebe!

Es steht im Heiligtum ein Buch
Und im Buche geschrieben
All die Millionenreihen
Menschentage —

Da steht geschrieben —
Jesus Christus Kreuzestod!
Des Sohnes Gottes Kreuzestod!
Des Lamms auf dem Throne Kreuzestod!
Seelig zu machen alle Welt,
Engelswonne zu geben
Seinen Glaubigen. —
Der Seraphim, Cherubim
Staunende Still
Weit in den Himmelsgefilden umher —
Des Harfenklangs Verstummen,
Kaum athmend der Strom ums Heiligtum.
Anbetung — Anbetung —
Über des Sohnes Werk,
Welcher erlöst
Ein gefallen Greuelgeschlecht.

Da steht geschrieben —
Der gestorben ist,
Jesus Christus,
Abschüttelnd im Felsen den Tod!
Heraus in der Gotteskraft Allgewalt!

Und lebend – lebend –
Zu rufen dereinst dem Staub:
Kommet wieder, Menschenkinder!
Jetzt tönt die Posaun'
Ins unabsehbare Menschengewimmel
Zum Richtstuhl hinan! Zum Richtstuhl!
Zum Sohn, der aufstellt
Der Gerechtigkeit Gleichgewicht!

Jammerst du jetzt noch, Frommer?
Unter [der] Menschheit Druk?
Und, Spötter, spottest du
In tanzenden Freuden
Noch des furchtbarn Richtstuhls?

Da steht geschrieben –
Menschliches Riesenwerk,
Stattlich einherzugehn
Auf Meerestiefen!
Oceanswanderer! Stürmebezwinger!
Schnell mit der Winde Frohn
Niegefehene Meere
Ferne von Menschen und Land
Mit stolzen, braufenden Seegeln
Und schaurlichen Masten durchkreuzend.
Leviathanserleger,
Lachend des Eisgebürgs,
Weltenentdecker,
Niededacht von Anbeginn.

Da steht geschrieben –
Völkersegen,

Brods die Fülle,
Luftgefilde
Überall –
Allweit Freude,
Niederströmend
Von der guten
Fürstenhand.

[AN DIE VOLLENDUNG]

Vollendung! Vollendung! —
O du der Geister heiliges Ziel!
Wann werd ich siegestrunken
Dich umfahen und ewig ruhn?

Und frei und groß
Entgegenlächeln der Heerschar,
Die zahllos aus den Welten
In den Schoos dir strömt?

Ach ferne, ferne von dir!
Mein göttlichster schönster Gedanke
War, wie der Welten
Fernstes Ende, ferne von dir!

Und fliegt auf des Sturmes Flügeln
Aeonen lang die Liebe dir zu,
Noch schmachtet sie ferne von dir,
Ach! ferne, ferne von dir!

Doch kühner gewaltiger
Unaufhaltbarer immer
Fliegt durch Myriaden Aeonen
Dir zu die glühende Liebe.

Voll hoher Einfalt
Einfältig still und groß,
Rangen des Sieges gewiß,
Rangen dir zu die Väter.

Ihre Hülle verschlang die Zeit,
Verweft, zerstreut ist der Staub,
Doch rang des Sieges gewiß
Der Funke Gottes, ihr Geist dir zu.

Sind sie emporgegangen zu dir,
Die da lebten im Anbeginn?
Ruhen, ruhen sie nun,
Die frommen Väter?

Vollendung! Vollendung!
Der Geister heiliges Ziel!
Wann werd ich siegestrunken
Dich umfahen und ewig ruhn?

[SCHWABENS MÄGDELEIN]

So lieb, wie Schwabens Mägdelein,
Giebts keine weit und breit,
Der kan mein Trauter nimmer sein,
Der ihrer sich nicht freut.

Mir war noch immer wohl zu Sinn,
So lang' ich bei ihr war,
Bei meiner Herzenskönigin
Im blonden Lokenhaar.

Sie blickt des lieben Herrgotts Welt
So traut, so freundlich an
Und geht gerad und unverstellt
Den Lebensweg hinan.

Die Blumen wachsen sichtbarlich,
Wenn sie das Land begießt,
Es beuget Birk' und Erle sich,
Wenn sie den Hain begrüßt.

Entgegen hüpf't ihr jedes Kind
Und schmiegt sich traulich an,
Die Mütter in dem Dorfe find
Ihr sonders zugethan.

Es freun sich alle, fern und nah,
Die meine Holdin fehn —
Du lieber Gott! wie sollt ich da
Die süße Minne schmähn.

Nicht minder lob ich alle mir
Die Schwabenmägdelein
Und tracht im Herzen für und für
Mich ihrer Gunst zu freun.

Und zieh' ich einft um Ruhmsg[ewinn]
In Helm und Harnifch aus —
Komt ihr, ihr Lieben, mir in [Sinn,]
Straks kehrt der Held nach Haus.

Und träuft mir einft von Hon[igfeim]
Das Land Arabia,
So ruft: Herr Schwabe, kom [er heim!]
Flugs bin ich wieder da.

Weß Herz die Holden nicht verehrt,
Der höre meinen Hohn:
Er ift des Vaterlands nicht werth,
Er ift kein Schwabenfohn.

Er fchmähe mir die Minne nicht,
Die Minne treu und rein.
Es fpricht der Thor: die Rofe fticht,
Laß Rofe Rofe fein.

[GUSTAV ADOLF]

Wir wollten seegen
In deinem Thale, du Herrlicher!
Und schänden die heilige Stätte mit Fluch?
O Gustav! Gustav! vergieb,
Vergieb den Eifer der Deinen,
Und neige dich freundlich herab vom Gefilde des
Lohns,
Zu den Stimmen des dankenden Lobgefangs.

Dank dem Retter der Freiheit!
Dem Richter der Witwenmörder!
Dank dem Sieger bei Lipsia!
Dank dem Sieger am Lechus;
Dank dem Sieger im Todesthal!

Dank und Ruhm dem Bruder des Schwachen,
Dem gnadelächelnden Sieger!
Dank und Ruhm dem Erwäger des Rechts,
Dem Feind des Erobrers, dem Haffer des Stolzen,
Dem weichen Weiner an Tillys Grab!
Dank und Ruhm und Heil dem Schützer des From-
men,
Dem Trokner der Märtyrerstränen,
Dem Steurer der Pfaffenwuth — —

O Gustav! Gustav!
Es verstummt der Seegen der Deinen,
Der Seegen des Ewigen lohnet dich nur,
Der donnernde Jubel des Weltgerichts.

KEPLER

Unter den Sternen ergethet sich
Mein Geist, die Gefilde des Uranus
Überhin schwebt er und sinnt; einsam ist
Und gewagt, ehernen Tritt heischt die Bahn.

Wandle mit Kraft, wie der Held, einher!
Erhebe die Miene! doch nicht zu stolz,
Denn es naht, siehe, es naht, hoch herab
Vom Gefild, wo der Triumph jubelt, der Mann,

Welcher den Denker in Albion,
Den Späher des Himmels um Mitternacht,
Ins Gefild tiefern Beschauns leitete,
Und voran leuchtend sich wagt' ins Labyrinth,

Daß der erhabenen Themse Stolz,
Im Geiste sich beugend vor seinem Grab,
Ins Gefild würdigern Lohns nach ihm rief:
„Du begannst, Suevias Sohn! wo es dem Blick

„Aller Jahrtausende schwindelte;
Und ha! ich vollende, was du begannst,
Denn voran leuchtetest du, Herrlicher!
Im Labyrinth, Stralen beschworst du in die
Nacht.

„Möge verzehren des Lebens Mark
Die Flamm' in der Brust – ich ereile dich,
Ich vollends! denn sie ist groß, ernst und groß
Deine Bahn, höhnet des Golds, lohnet sich
selbst.“

Wonne Walhalla's! und ihn gebahr
Mein Vaterland? ihn, den die Themse pries?
Der zuerst ins Labyrinth Stralen schuf,
Und den Pfad, hin an den Pol, wies dem Gestirn.

Heklas Gedonner vergäß ich so,
Und gieng ich auf Ottern, ich bebte nicht
In dem Stolz, daß er aus dir, Suevia!
Sich erhub, unfer der Dank Albions ist.

Mutter der Redlichen! Suevia!
Du stille! dir jauchzen Aeonon zu,
Du erzogst Kenner des Lichts ohne Zal,
Des Geschlechts Rund, das da kommt, huldiget
dir.

AN THILLS GRAB

Der Leichenreihen wandelte still hinan,
Und Fackelschimmer schien auf des Theuren Sarg,
Und du, geliebte gute Mutter!
Schauest entseelt aus der Jammerhütte,

Als ich ein schwacher stammelnder Knabe noch,
O Vater! lieber Seeliger! dich verlor,
Da fühlt' ichs nicht, was du mir warst, doch
Mißte dich bald der verlassne Waife.

So weint' ich leisen Knabengefühles schon
Der Wehmuth Träne über dein traurig Loos,
Doch jezt, o Thill! jezt fühl' ichs ernster,
Schmerzender jezt über deinem Hügel,

Was hier im Grab den Redlichen Suevias
Verweist, den himmelnahenden Einfamen.
Und, o mein Thill, du ließst sie Waifen?
Eiltest so frühe dahin, du guter?

Ihr stille Schatten seines Holunderbaums!
Verbergt mich, daß kein Spötter die Tränen sieht
Und lacht, wann ich geschnügel an seinem
Hügel die bebenden Wangen trokne.

O wohl dir! wohl dir, guter! du schläfst so sanft
Im stillen Schatten deines Holunderbaums.
Dein Monument ist er, und deine
Lieder bewahren des Dorfes Greifen.

O daß auch mich dein Hügel umschattete,
Und Hand in Hand wir schliefen, bis Erndte wird!
Da schielten keine Vorurteile,
Lachte kein Affe des stillen Pilgers.

O Thill! ich zage. Denn er ist dornenvoll,
Und noch so fern der Pfad zur Vollkommenheit;
Die Starken beugen ja ihr Haupt, wie
Mag ihn erkämpfen der schwache Jüngling?

Doch nein! ich wags! es streitet zur Seite ja
Ein felsentreuer, muthiger Bruder mir.
O freut euch, selige Gebeine!
Über dem Namen! Es ist — mein Neuffer.

AN DIE RUHE

Vom Gruß des Hahns, vom Sichelgetön' erweckt,
Gelobt' ich dir, Beglückerin! Lobgefang,
Und siehe da, am heitern Mittag
Schläget sie mir, der Begeist' rung Stunde.

Erquicklich, wie die heimische Ruhebänk
Im fernen Schlachtgetümmel dem Krieger deucht,
Wenn die zerfleischten Arme sinken,
Und der geschmetterte Stahl im Blut liegt —

So bist du, Ruhe! freundliche Trösterin!
Du schenkest Riesenkraft dem Verachteten;
Er höhnet Dominiksgesichtern,
Höhnet der zischenden Natterzunge.

Im Veilchenthal, vom dämmernden Hain umbrauft,
Entschlummert er, von süßen Begeist' rungen
Der Zukunft trunken, von der Unschuld
Spielen im flatternden Flügelkleide.

Da weiht der Ruhe Zauber den Schlummernden,
Mit Muth zu schwingen im Labyrinth sein Licht,
Die Fahne rasch voranzutragen,
Wo sich der Dünkel entgegenstemmet.

Auf springt [er], wandelt ernster den Bach hinab
Nach seiner Hütte. Siehe! das Götterwerk,
Es keimet in der großen Seele.
Wieder ein Lenz, — und es ist vollendet.

An jener Stätte bauet der Herrliche
Dir, gottgefandte Ruhe! den Dankaltar.
Dort harrt [er], wonnelächlend, wie die
Scheidende Sonne, des längern Schlummers.

Denn sieh', es wallt der Enkel zu feinem Grab,
Voll hohen Schauers, wie zu des Weifen Grab,
Des Herrlichen, der, von der Pappel
Säufeln umweht, auf der Infel schlummert.

[ENDE EINES GEDICHTES AUF
GUSTAV ADOLF]

.
.
Erscholl von jeder Haide, jedem Hügel
Das Schreckengelärm gewapneter Wütriche her.
Doch wenig Stunden fann um Mitternacht der Held,
Vollbrachte mit stürmender Hand, was er fann,
Am geflügelten Tag. Und ha! wo war er nun,
Wo war er nun, der Fremdlinge Grimm?
Die Racheblike, wie so bange rollten sie?
Der Roffe Schnauben hatt' in Röcheln sich gewandelt,
Zerriffen moderten im Blut des Flüchtlings
Die güldenen Paniere, Raben krächzten
Im leichenvollen Hinterhalt, und Angstgeheul
Erscholl von jeder Haide, jedem Hügel.
Verschlungen hatte sie der größte Strom.

Der Tag des Weltgerichts — auch er! auch er!
Wird zeugen einst im Angesicht der Völker.
So spricht Jehovah: Herrlich sei dein Lohn!
Sie schändeten zum blutbefleckten Greu'l
Die Fahne meines Reichs, — die Lehre meines Mundes
Zur Menschenwürgerin, zur Brudermörderin.
Mit Henkersfäusten trieben sie vom Vaterland
Die Kinder meines Luters, die das Joch des Wahns
Vom Naken schüttelten, in Todeswüsten hin.
Da troknet' ihre Tränen Gustav ab,
Der Fromme baute Häuser meinen Irrenden.
Dein Lohn sei herrlich! du Geseegneter!

So spricht Jehovah, und die Myriaden
Versammleter erheben ihre Häupter
Und breiten ihre Arme gegen Gustav aus,
Und jubeln: Amen! herrlich ist sein Lohn.

[AN GUSTAV ADOLF]

O Gustav! Gustav! hast du dein Ohr geneigt
Den Zeugen deiner Größe – du herrlicher!
Und zürnst du nicht, und lächelst du im
Arme der Helden zu uns herunter?

Verzeih, du Liebling Gottes, ich liebe dich! –
Wenn Donner rollen über mein trautes Thal,
So denk' ich dein, und wenn der Obstbaum
Freundlich den Apfel herunterreicht,

So nenn' ich deinen Namen. Denn ringsum sieht
Ein Denkmal deiner Thaten mein staunend Aug'.
Und ha! wie wird diß Auge staunen,
Führet mich fürder hinauf zum Tempel,

Zum höchsten Tempel seiner Erhabenheit
Mit wolkenlosem Muth die Begeisterung –
Hinauf, wo es dem Tändler schwindelt,
Wo der gebrechliche nie heranklimmt!

Umdonnert, Meereswoogen! die einsame
Gewagte Bahn! euch bebet die Saite nicht!
Ertümt euch, Felsen! ihr ermüdet
Nicht den geflügelten Fuß des Sängers.

Nur, daß ich nie der ernstestn Bewundrung Lied
Mit Tand entweihe – ferne von Gleisnerslob!
Und seiner gottgefandten Thaten
Keine vergeße – denn diß ist Läftrung!

[DER LORBEER]

Ich duld' es nimmer! ewig und ewig so
Die Knabenschritte, wie ein Gekerkerter,
Die kurzen vorgemessnen Schritte
Täglich zu wandeln, ich duld' es nimmer!

Ifts Menschenloos — ifts meines? ich trag' es nicht,
Mich reizt der Lorbeer, Ruhe beglückt mich nicht,
Gefahren zeugen Männerkräfte,
Leiden erheben die Brust des Jünglings.

Was bin ich dir, was bin ich, mein Vaterland?
Ein siecher Schwächling, welchen mit trauerndem,
Mit hoffnungslosem Blik die Mutter
In den gedultigen Armen schaukelt.

Mich tröstete das blinkende Kelchglas nie,
Mich nie der Blik der lächelnden Tändlerin,
Soll ewiges trauern mich umwolken?
Ewig mich tödten die zornige Sehnsucht?

Was soll des Freundes traulicher Handschlag mir,
Was mir des Frühlings freundlicher Morgengruß,
Was mir der Eiche Schatten? was die
Blühende Rebe, der Linde Düfte?

Beim grauen Mana! nimmer genieß ich dein,
Du Kelch der Freuden, blinktest du noch so schön,
Bis mir ein Männerwerk gelinget,
Bis ich ihn hasche, den ersten Lorbeer.

Der Schwur ist groß. Er zeuget im Auge mir
Die Trän', und wohl mir, wenn ihn Vollendung
krönt!

Dann jauchz auch ich, du Kraus der Frohen,
Dann, o Natur, ist dein Lächeln Wonne.

AN DIE EHRE

Einst war ich ruhig, schlummerte sorgenfrei
Am stillen Moosquell, träumte von Stellas Kuß,
Da riefft du, daß der Waldstrom stille
Stand und erbebte, vom Eichenwipfel –

Auf sprang ich, fühlte taumelnd die Zauberkraft,
Hin flog mein Athem, wo sie, den Lieblingen
Die schweisbeträufte Stirn im Haine
Kühlend, die Eich' und die Palme spendet.

Umdonnert, Meereswoogen! die einsame
Gewagte Bahn! euch höhnet mein künes Herz!
Ertürmt euch, Felsen! ihr ermüdet
Nie den geflügelten Fuß des Sängers.

So rief ich – stürzt' im Zauber des Aufrufs hin,
Doch ha! der Täufchung – wenige Schritte finds!
Bemerkbar kaum! und Hohn der Spötter,
Freude der Feigen umzifcht den Armen.

Ach! schlummert' ich am murmelnden Moosquell
noch,
Ach! träumt' ich noch von Stellas Umarmungen!
Doch nein! bei Mana nein! auch Streben
Ziert, auch der Schwächeren Schweis ist edel.

EINST UND JEZT

Einst, tränend Auge! sahest du hell empor,
Einst schlugst du mir so ruhig, empörtes Herz!
So, wie die Wallungen des Bächleins,
Wo die Forell' am Gestade hinschlüpft.

Einst in des Vaters Schoofe, – des liebenden,
Geliebten Vaters – aber der Würger kam,
Wir weinten, flehten, doch der Würger
Schnellte den Pfeil; und es sank die Stütze!

Ha! du gerechte Vorficht! so bald begann
Der Sturm, so bald? – Doch – straft mich des
Undanks – nein!
Ihr Stunden meiner Knabenfreude,
Stunden des Spiels und des Ruhelächelns,

Ich seh' euch wieder – herrlicher Augenblick!
Da füttert' ich mein Hünchen, da pflanzt' ich Kohl
Und Nelken – freue so des Frühlings
Mich und der Erndt' und des Herbstgewimmels.

Da such' ich Maienblümchen im Walde mir,
Da wälz' ich mich im duftenden Heu umher,
Da brokt' ich Milch mit Schnittern ein, da
Schleudert' ich Schwärmer am Rebenberge.

Und o! wie warm, wie hieng ich so warm an euch,
Gespielen meiner Einfalt, wie stürmten wir
In ofner Feldschlacht, lehrten uns den
Strudel durchschwimmen, die Eich' ersteigen!

Jetzt wandl' [ich] einsam an dem Gestade hin,
Ach, keine Seele, keine für dieses Herz?
Ihr frohen Reigen? Aber weh dir,
Sehnender Jüngling! sie gehn vorüber!

Zurück denn in die Zelle, Verachteter!
Zurück zur Kummerstätte, wo schlaflos du
So manche Mitternächte weintest,
Weintest im Durste nach Lieb' und Lorbeer!

Lebt wohl, ihr güldnen Stunden vergangner Zeit,
Ihr lieben Kinderträume von Größ' und Ruhm,
Lebt wohl, lebt wol, ihr Spielgenossen,
Weint um den Jüngling, er ist verachtet!

[SELBSTQUÄLEREI]

Ich hasse mich! es ist ein ekles Ding
Des Menschen Herz, so kindischschwach, so stolz,
So freundlich wie Tobias Hündlein ist,
Und doch so hämisch wieder! weg! ich hasse mich!
So schwärmerisch, wenn es des Dichters Flamme
wärmt,

Und ha! wenn sich ein freundloser Junge
An unfre Seite schmiegt, so stolz, so kalt!
So fromm, wenn uns des Lebens Sturm
Den Naken beugt,
.

DIE WEISHEIT DES TRAUERS

Hinweg, ihr Wünsche! Quäler des Unverstands!
Hinweg von dieser Stätte Vergänglichkeit!
Ernst, wie das Grab, sei meine Seele!
Heilig mein Sang, wie die Todtenglocke!

Du stille Weisheit! öffne dein Heiligtum.
Laß, wie den Greis am Grabe Cecilias,
Mich lauschen deinen Göttersprüchen,
Ehe der Todten Gericht sie donnert.

Da, unbestochne Richterin, richtest du
Tirannenfeste, wo sich der Höflinge
Entmanntes Heer zu Trug begeistert,
Wo des geschändeten Römers Kehle

Die schweiserrungne Haube des Pflügers stiehlt,
Wo tolle Luft in güldnen Pokalen schäumt,
Und ha! des Gräuels! an getürmten
Silbergefäßen des Landes Mark klebt.

Halt ein! Tyrann! Es fährt des Würgers Pfeil
Daher. Halt ein! es nahet der Rache Tag,
Daß er, wie Bliz die giftge Staude,
Nieder den taumelnden Schädel schmett're.

Doch ach! am grimmen richtenden Saitenspiel
Hinunter wankt die zitternde Rechte mir.
In licht're Hallen, gute Göttin! —
Wandle der Sturm sich in Haingeflüster!

Da schlingst du liebevoll um die Jammernde
Am Grabe des Erwählten den Mutterarm,
Vor Menschentrost dein Kind zu schützen,
Schenkest ihr Tränen, und lispelst leise

Von Wiederseh'n, vom seligen Einst ins Herz. —
Da schläft in deiner Halle der Jammermann,
Dem Priesterhaß das Herz zerfleischt,
Den ihr Gericht im Gewahrsam foltert',

Der blaiche Jüngling, der in des Herzens Durst
Nach Ehre rastlos krom auf der Felsenbahn,
Und ach umsonst! wie wandelt er so
Ruhig umher in der stillen Halle.

Mit Brudersinn zu heitern den Kummerblik,
Der Kleinen Herz zu leiten am Gängelband,
Sein Haus zu bau'n, sein Feld zu pflügen
Wird ihm Beruf! und die Wünsche schwei-
gen.

Verzeih der banger Träne, du Göttliche!
Auch ich vielleicht! — zwar glühet im Busen mir
Die Flamme rein und kün und ewig —
Aber zurück aus den Lorbeerhainen

Stieß unerweicht die Ehre den Traurenden,
So lang, entflohn dem lachenden Knabenspiel,
Verhöhnd all' die Taumelfreuden,
Treu und . . . mein Herz ihr huldigt.

Drum öffne du die Arme dem Traurenden,
Laß deines Labebechers mich oft und viel
Und einzig kosten, nenne Sohn mich!
Gürte mit Stolz mich, und Kraft und Wahrheit!

Denn viel der Stürme harren des Jünglings noch,
Der falschen Gruben viele des Wanderers;
Sie alle wird dein Sohn besiegen,
So du mit stützendem Arm ihn leitest!

BURG TÜBINGEN

Still und öde steht der Väter Veste,
Schwarz und moosbewachsen Pfort' und Turm,
Durch der Felsenwände trübe Reste
Sauft um Mitternacht der Wintersturm.
Dieser schaurigen Gemache Trümmer
Heischen sich umsonst ein Siegesmaal
Und des Schlachtgeräthes Heiligtümer
Schlummern Todeschlaf im Waffenfaal.

Hier ertönen keine Festgefänge,
Lobzupreisen Manas Heldenland,
Keine Fahne weht im Siegsgepränge
Hochgehoben in des Kriegers Hand,
Keine Rosse wiehern in den Thoren,
Bis die Edeln zum Turniere nah'n,
Keine Doggen, treu und auserkoren,
Schmiegen sich den blanken Panzern an.

Bei des Hiefthorns schallendem Getöse
Zieht kein Fräulein in der Hirsche Thal,
Siegesdürstend gürten keine Söhne
Um die Lenden ihrer Väter Stahl.
Keine Mütter jauchzen von der Zinne
Ob der Knaben stolzer Wiederkehr,
Und den ersten Kuß verschämer Minne
Weihn der Narbe keine Bräute mer.

Aber schaurige Begeisterungen
Wekt die Riefin in des Enkels Brust,
Sänge, die [der] Väter Mund gesungen,
Zeugt der Wehmuth zauberische Luft,

Ferne von dem thörigen Gewühle,
Von dem Stolze der Gefallenen,
Dämmern niegeahndete Gefühle
In der Seele des Begeisterten.

Hier im Schatten grauer Felsenwände,
Von des Städters Bliken unentweihet,
Knüpfe Freundschaft deutsche Biederhände,
Schwöre Liebe für die Ewigkeit,
Hier, wo Helden Schatten niederrauschen,
Traufe Vaterseegen auf den Sohn,
Wo den Lieblingen die Geister lauschen,
Spreche Freiheit den Tyrannen Hohn!

Hier verweine die verschlossene Zähre,
Wer umsonst nach Menschenfreude ringt,
Wen die Krone nicht der Bardenehre,
Nicht des Liebchens Schwanenarm umschlingt.
Wer, von Zweifeln ohne Raft gequälet,
Von des Irrtums peinigendem Loos,
Schlummerlose Mitternächte zählet,
Komme zu genesen in der Ruhe Schoos.

Aber wer des Bruders Fehle rüget
Mit der Schlangenzunge losen Spott,
Wem für Adeltaten Gold genüget,
Sei er Slave oder Erdengott,
Er entweihe nicht die heilige Reste,
Die der Väter stolzer Fuß betratt,
Oder walle zitternd zu der Veste,
Abzuschwören da der Schande Pfad.

Denn der Heldenkinder Herz zu stählen,
Atmet Freiheit hier und Männermuth,
In der Halle weilen Väterseelen,
Sich zu freuen ob Thuiskons Blut,
Aber ha! den Spöttern und Tyrannen
Weht Entsetzen ihr Verdammerspruch,
Rache dräuend jagt er sie von dannen,
Des Gewiffens fürchterlicher Fluch.

Wohl mir! daß ich süßen Ernstes scheidē,
Daß die Harfe schreckenlos ertönt,
Daß ein Herz mir schlägt für Menschenfreude,
Daß die Lippe nicht der Einfalt höhnt.
Süßen Ernstes will ich wiederkehren,
Einzutrinken freien Männermuth,
Bis umschimmert von den Geisterheeren
In Walhallas Schoos die Seele ruht.

LIED DER FREUNDSCHAFT

Frei, wie Götter an dem Mahle,
Singen wir um die Pokale,
Wo der edle Trank erglüht,
In der Abenddämmerung Hülle,
Und im Herzen ernst und stille,
Singen wir der Freundschaft Lied.

Schwebt herab aus kühlen Lüften,
Schwebet aus den Schlummergrüften,
Helden der Vergangenheit!
Kommt in unsern Kraus hernieder,
Staunt und spricht: Da ist sie wieder,
Unfre deutsche Herzlichkeit!

Ha, der hohen Götterstunden,
Wenn der Edle sich gefunden,
Der für unser Herz gehört!
Fest in Freud' und Leid zu stehen,
Wie im Sturm die Felsenhöhen,
Ist des deutschen Jünglings werth.

Froher schlägt das Herz und freier,
Reichet zu des Bundes Feier
Uns der Freund den Becher dar;
Ohne Freuden, ohne Leben
Erndtet' er Lyäus Reben,
Als er ohne Freunde war.

Männerstolz, wenn Lästrer schreien,
Warheit, wenn Despoten dräuen,
Seelenkraft im Misgeschik,
Duldung, wenn die Schwachen sinken,
Liebe, Duldung, Wärme trinken
Freunde von des Freundes Blick.

Sanfter atmen Frühlingslüfte,
Süßer sind der Linde Düfte,
Freundlicher der Eichenhain,
Wenn mit offenem Sinn und Herzen
Unter Ernst und muntern Scherzen
Freunde sich des Abends freu'n.

Brüder, laßt die Thoren finnen,
Wie sie Gunst und Dunst gewinnen,
Wie sie sammeln Gut und Geld;
Lächelnd kann's der Edle missen,
Sich geliebt, geliebt zu wissen,
Ist sein schönstes Glück der Welt.

Führt auch aus der trauten Halle
Einst die Auserwählten alle
In die Ferne das Geschik,
Wandelt er mit Gram beladen
Oft auf freudelosen Pfaden,
Missend das verlorne Glück;

Wankt er, wenn sich Wolken türmen
Einsam in Gewittertürmen,

Ohne Leiter, ohne Stab;
Lauscht er schmerzerfüllt und düster
Bangem Mitternachtsgeflüster
Sehnfuchtsvoll am frischen Grab;

Dann erquicken ihn die Stunden,
In der Freundschaft Arm verschwunden,
Tröstend durch Erinnerung;
Das Gedächtniß vor'ger Freuden
Labt das Herz in bangen Leiden,
Giebt der Seele neuen Schwung.

Dann gedenkt er ruhig wieder
Mancher frohgefungenen Lieder,
Und der Schwüre, treu und warm;
Und gewekt von stillem Sehnen
Quellen schwerverhaltne Tränen,
Und beschwichtigt ist der Harm.

Rauscht ihm dann des Todes Flügel,
Schläft er ruhig unter'm Hügel,
Wo der Freund den Kranz ihm flicht,
In das Herz der Bundesbrüder
Säufelt noch fein Geist hernieder:
Lebet wohl! Vergeßt mein nicht!

LIED DER LIEBE

Engelfreuden ahndend, wallen
Wir hinaus auf Gottes Flur,
Daß von Jubel widerhallen
Höh'n und Tiefen der Natur.
Heute soll kein Auge trübe,
Sorge nicht hienieden seyn,
Jedes Wesen soll der Liebe
Frei und froh, wie wir, sich Weih'n!

Singt den Jubel, Schwestern, Brüder,
Fest geschlungen, Hand in Hand!
Hand in Hand das Lied der Lieder,
Seelig an der Liebe Band!
Steigt hinauf am Rebenhügel,
Blickt hinab ins Schattenthal!
Überall der Liebe Flügel,
Hold und herrlich überall!

Liebe lehrt das Lüftchen kosen
Mit den Blumen auf der Au,
Lokt zu jungen Frühlingsrosen
Aus der Wolke Morgenthau,
Liebe ziehet Well' an Welle
Freundlich murmelnd näher hin,
Leitet aus der Kluft die Quelle
Sanft hinab ins Wiefengrün.

Berge knüpft mit ehrner Kette
Liebe an das Firmament,
Donner ruft sie an die Stätte,
Wo der Sand die Pflanze brennt.

Um die hehre Sonne leitet
Sie die treuen Sterne her,
Folgsam ihrem Winke gleitet
Jeder Strom ins weite Meer.

Liebe wallt durch Ozeane,
Durch der dürren Wüste Sand,
Blutet an der Schlachtenfahne,
Steigt hinab ins Todtenland!
Liebe trümmert Felsen nieder,
Zaubert Paradiese hin,
Schaffet Erd und Himmel wieder —
Göttlich, wie im Anbeginn.

Liebe schwingt den Seraphsflügel,
Wo der Gott der Götter thront,
Lohnt die Trän' am Felsenhügel,
Wann der Richter einst belohnt,
Wann die Königsfühle trümmern,
Hin ist jede Scheidewand,
Biedre Herzen heller schimmern,
Reiner, denn der Krone Tand.

Laßt die Scheidestunde schlagen,
Laßt des Würgers Flügel wehn!
Brüder, drüben wird es tagen!
Schwestern, dort ist Wiederfehn!
Jauchzt dem heiligsten der Triebe,
Den der Gott der Götter gab,
Brüder, Schwestern, jauchzt der Liebe,
Sie besieget Zeit und Grab!

AN DIE STILLE

Dort im waldumkränzten Schattentale
Schlürft' ich, schlummernd unter'm Rosenstrauch,
Trunkenheit aus deiner Götterschaale,
Angeweht von deinem Liebeshauch.
Sieh! es brent an deines Jünglings Wange
Heiß und glühend noch Begeisterung,
Voll ist mir das Herz vom Lobgefange,
Und der Fittig heischet Adlerschwung.

Stieg ich künen Sinns zum Hades nieder,
Wo kein Sterblicher dich noch erfah,
Schwänge sich das mutige Gefieder
Zum Orion auf, so wärft du da;
Wie ins weite Meer die Ströme gleiten,
Stürzen dir die Zeiten alle zu,
In dem Schoos der alten Ewigkeiten,
In des Chaos Tiefen wohntest du.

In der Wüste dürrem Schreckgefilde,
Wo der Hungertod des Wallers harrt,
In der Stürme Land, wo schwarz und wilde
Das Gebirg' im kalten Panzer starrt,
In der Sommernacht, in Morgenlüften,
In den Hainen weht dein Schwestergruß,
Über schauerlichen Schlummergrüften
Stärkt die Lieblinge dein Götterkuß.

Ruhe fächelt du der Heldenfeele
In der Halle, wann die Schlacht beginnt,
Hauchst Begeist'ung in der Felsenhöhle,
Wo um Mitternacht der Denker sinnt,

Schlummer träufft du auf die düftre Zelle,
Daß der Dulder feines Grams vergißt,
Lächelft traulich aus der Schattenquelle,
Wo den erften Kuß das Mädchen küßt.

Ha! dir träufft die wonnetrunkne Zähre
Und Entzükung strömt in mein Gebein!
Millionen bauen dir Altäre,
Zürne nicht! auch dieses Herz ift dein!
Dort im Thale will ich Wonne trinken,
Wiederkehren in die Schattenkluft,
Bis der Göttin Arme trauer winken,
Bis die Braut zum stillen Bunde ruft.

Keine Laufcher nah'n der Schlummerftätte,
Kül und fchattig ifts im Leichentuch,
Abgefchüttelt ift die Slavenkette,
Maigefäufel wird Gewitterfluch;
Schöner rauscht die träge Fluth der Zeiten,
Rings umdüftert von der Sorgen Schwarm;
Wie ein Traum verfliegen Ewigkeiten,
Schläft der Jüngling feiner Braut im Arm.

HYMNE AN DIE UNSTERBLICHKEIT

Froh, als könnt' ich Schöpfungen beglücken,
Stolz, als huldigten die Sterne mir,
Fleugt, ins Stralenaue dir zu bliken,
Mit der Liebe Kraft mein Geist zu dir.
Schon erglüht dem wonnetrunken Seher
Deiner Halle gold'nes Morgenroth,
Ha, und deinem Götterschoofe näher
Höhnt die Siegesfahne Grab und Todt.

Mich umschimmern Orionenheere,
Stolz ertönet der Plejaden Gang.
Ha, sie wännen, Ewigkeiten währe
Ihrer Pole wilder Donnerklang.
Majestätisch auf dem Flammenwagen
Durchs Gefild' der Unermeßlichkeit,
Seit das Chaos kreifte, fortgetragen,
Heifcht sich Helios Unsterblichkeit.

Auch die Riesen dort im Gräberlande,
Felsgebirg' und Sturm und Ozean,
Wännen endlos ihrer Schöpfung Bande,
Wurzelnd in dem ewgen Weltenplan;
Doch es nahen die Vernichtungstunden,
Wie des Sieges Klinge, schrecklich schön. —
Erd und Himmel ist dahingeschwunden,
Schnell, wie Blize kommen und vergehn.

Aber kehre, stralendes Gefieder,
Zu der Halle, wo das Leben wohnt!
Triumphire, triumphire wieder,
Siegesfahne, wo die Göttin tront!

Wenn die Pole schmettern, Sonnen finken
In den Abgrund der Vergangenheit,
Wird die Seele Siegeswonne trinken,
Hoherhaben über Grab und Zeit.

Ach, wie oft in grauen Mitternächten,
Wann die heiße Jammerträne rann,
Wann mit Gott und Schiksal schon zu rechten
Der verzweiflungsvolle Mensch begann,
Bliktest du aus trüber Wolkenhülle
Tröstend nieder auf den Schmerzenssohn!
Drüben, rieft du liebevoll und stille,
Drüben harret des Dulders schöner Lohn.

Müßte nicht der Mensch des Lebens fluchen,
Nicht die Jugend auf der Dornenbahn
Trost im Arme der Vernichtung suchen,
Täufchte sie ein lügenhafter Wahn?
Trümmern möchte der Natur Geseze
Menschenfreiheit, möcht' in blinder Wuth,
Wie die Reue die gestohlenen Schätze,
Nieder schmettern ihr ererbtes Gut.

Aber nein, so wahr die Seele lebet,
Und ein Gott im Himmel oben ist,
Und ein Richter, dem die Hölle bebet,
Nein, Unsterblichkeit, du bist, du bist!
Mögen Spötter ihrer Schlangenzungen,
Zweifler ihres Flatterfinns sich freu'n,
Der Unsterblichkeit Begeisterungen
Kann die freche Lüge nicht entweih'n.

Heil uns, Heil uns, wann die freie Seele,
Traulich an die Führerin geschmiegt,
Treu dem hohen göttlichen Befehle
Jede niedre Leidenschaft besiegt!
Wann mit tiefem Ernst der Denker spähet
Und durch dich sein Wesen erst begreift,
Weil ihm Lebenslust vom Lande wehet,
Wo das Saamenkorn zur Erndte reift.

Wann im Heiligtume alter Eichen
Männer um der Königin Altar
Sich die Bruderhand zum Bunde reichen,
Zu dem Bunde freudiger Gefar;
Wann, entzückt von ihren Götterküffen,
Jeglicher, des schönsten Lorbeers werth,
Lieb' und Lorbeer ohne Gram zu missen,
Zu dem Heil des Vaterlandes schwört!

Wann die Starken den Despoten weken,
Ihn zu mahnen an das Menschenrecht,
Aus der Lüfte Taumel ihn zu schrecken,
Muth zu predigen dem feilen Knecht!
Wann in todesvollen Schlachtgewittern,
Wo der Freiheit Heldenfahne weht,
Muthig, bis die müden Arme splittern,
Ruhmumstralter Sparter Phalanx steht!

Allgewaltig ist im Gräbertale,
Herrscherin, dein segensvoller Lohn!
Aus der Zukunft zauberischer Schaale
Trinkt sich stolzen Muth der Erdensohn.

Hoffend endet er sein Erdenleben,
Um an deiner mütterlichen Hand
Siegestrunken einst empor zu schweben
In der Geister hohes Vaterland:

Wo der Jugend königliche Blume
Unbetastet von dem Wurme blüht,
Wo der Denker in dem Heiligtume
Hell und offen alle Tiefen sieht,
Wo auf Trümmern kein Tyrann mehr tronet
Keine Fessel mehr die Seele bannt,
Wo dem Heldentod die Palme lohnet,
Engelkuß den Tod fürs Vaterland.

Harret eine Weile, Orione!
Schweige, Donner der Plejadenbahn!
Hülle, Sonne, deine Stralenkrone,
Athme leiser, Sturm und Ozean!
Eilt zu feierlichen Huldigungen,
All ihr großen Schöpfungen der Zeit,
Denn, verloren in Begeisterungen,
Denkt der Seher der Unsterblichkeit!

Siehe! da verstummen Menschenlieder,
Wo der Seele Luft unnennbar ist,
Schüchtern finkt des Lobgesangs Gefieder,
Wo der Endlichkeit der Geist vergißt.
Wann vor Gott sich einst die Geister sammeln,
Aufzujuchzen ob der Seele Sieg,
Mag Entzükungen der Seraph stammeln,
Wo die trunkene Menschenlippe schwieg.

MEINE GENESUNG

An Lyda

Jede Blüthe war gefallen
Von dem Stamme; Muth und Kraft,
Fürder meine Bahn zu wallen,
War im Kampfe mir erschlafft;
Weggeschwunden Luft und Leben,
Früher Jahre stolze Ruh';
Meinem Grame hingegeben,
Wankt' ich still dem Grabe zu.

Himmel, wie das Herz vergebens
Oft nach edler Liebe rang,
Oft getäufcht des Erdenlebens
Träum' und Hofnungen umschlang!
Ach, den Kummer abzuwenden,
Bat ich, freundliche Natur,
Oft von deinen Mutterhänden
Einen Tropfen Freude nur!

Ha, an deinem Göttermahle
Trink' ich nun Vergessenheit!
In der vollen Zauberschaale
Reichst du Kraft und Süßigkeit.
In Entzükungen verloren
Stau' ich die Verwandlung an.
Flur und Hain ist neugeboren,
Göttlich stralt der Lenz heran.

Daß ich wieder Kraft gewinne,
Frei wie einst und seelig bin,
Dank' ich deinem Himmelsfinne,
Lyda, süße Retterin;
Labung lächelte dem Müden,
Hohen Muth dein Auge zu,
Hohen Muth, wie du zufrieden,
Gut zu fein und groß wie du.

Stark in meiner Freuden Fülle
Wall' ich fürder nun die Bahn,
Reizend in der Wolkenhülle
Flammt das ferne Ziel mich an.
Mag's den Peinigern gelingen,
Mag die blaiche Sorge sich
Um die stille Klaufe schwingen,
Lyda, Lyda tröstet mich.

MELODIE AN LYDA

Lyda, siehe! zauberisch umwunden
Hält das All der Liebe Schöpferhand,
Erd' und Himmel wandeln treu verbunden,
Laut und Seele knüpft der Liebe Band.
Lüftchen säufeln, Donner rollen nieder —
Staune, Liebe! staun' und freue dich!
Seelen finden sich im Donner wieder,
Seelen kennen in dem Lüftchen sich.

Am Gefträuche lullt in Liebesträume
Süße Trunkenheit das Mädchen ein,
Haucht der Fröling durch die Blütenbäume,
Summen Abendfang die Käferlein;
Helden springen von der Schlummerstätte,
Grüßt sie brüderlich der Nachtorkan;
Hinzuschmettern die Tyrannenkette
Wallen sie die traute Schreckenbahn.

Wo der Todtenkranz am Grabe flüstert,
Wo der Wurm in schwarzen Wunden nagt,
Wo, vom grauen Felsenstrauch umdüstert,
Durch die Haide hin der Rabe klagt,
Wo die Lerch' im Thale froher Lieder,
Plätschernd die Forell' im Bache tanzt,
Tönt die Seele Sympathien wieder,
Von der Liebe Zauber eingepflanzt.

Wo des Geiers Schrei des Raubs sich freuet,
Wo der Aar dem Felsenest entbrauft,
Wo Gemäuer ächzend niederdräuet,
Wo der Wintersturm in Trümmern fauft,

Wo die Wooge, vom Orkan bezwungen,
Wieder auf zum schwarzen Himmel toft,
Trinkt das Riefenherz Begeiferungen,
Von den Schmeicheltönen liebgekoft.

Felfen zwingt zu trauten Mitgeföhlen
Taufendftimmiger Naturgefäng,
Aber füßer tönt von Saitenfpielden
Allgewaltiger ihr Zauberklang;
Rafcher pocht im angeftammten Triebe,
Bang und füße, wie der jungen Braut,
Jeder Aderfchlag, in trunkner Liebe
Find't das Herz den brüderlichen Laut.

Aus des Jammerers erfarrtem Blike
Loket Labetränen Flötenton,
Im Gedränge fchwarzer Mißgefchike
Schafft die Schlachtdrommete Siegeslohn;
Wie der Stürme Macht im Rosenftrauche,
Reißt dahin der Saiten Ungefüm,
Kofend huldiget dem Liebeshauche
Sanfter Melodie der Rache Grimm.

Reizender erglüht der Wangen Rofe,
Flammenathem haucht der Purpurmund,
Hingebannt bei lifpelndem Gekofe
Schwört die Liebe den Vermählungsbund;
Niegefung'ne königliche Lieder
Sproffen in des Sängers Bruft empor,
Stolzer fchwebt des Hochgefängs Gefieder,
Rührt der Töne Reigentanz das Ohr;

Wie sie langsam erst am Hügel wallen,
Majestätisch dann wie Siegersgang,
Hochgehoben zu der Freude Hallen,
Liebe singen und Triumphgesang;
Dann durch Labyrinth hingetragen
Fürder schleichen in dem Todesthal,
Bis die Nachtgefilde schöner tagen,
Bis Entzückung jauchzt am Göttermahl.

Ha! und wann mir in des Sanges Tönen
Näher meiner Liebe Seele schwebt,
Hingegossen in Entzückungstränen
Näher ihr des Sängers Seele bebt,
Wahn' ich nicht vom Körper losgebunden
Hinzujauchzen in der Geister Land? —
Lyda! Lyda! zauberisch umwunden
Hält das All der Liebe Schöpferhand.

[AN LYDA]

Trunken, wie im hellen Morgenstrale
Der Pilote seinen Ozean,
Wie die Seeligen Elyfens Thale,
Staunt' ich meiner Liebe Freuden an,
Thal' und Haine lachten neugeboren,
Wo ich wallte, trank ich Göttlichkeit,
Ha! von ihr zum Liebling auserkoren
Höhnt' ich stolzen Muths Geschik und Zeit.

Stolzer ward und edler das Verlangen,
Als mein Geist der Liebe Kraft erschwang,
Myriaden wäht' ich zu umfängen,
Wenn ich Liebe, trunken Liebe fang.
Wie der Frülingshimmel, weit und helle,
Wie die Seele schön und ungetrübt,
Rein und stille, wie der Weisheit Quelle,
War das Herz von ihr, von ihr geliebt.

Sieh! im Stolze hatt' ich oft geschworen,
Unvergänglich dieser Herzverein!
Lyda mir, zum Heile mir geboren,
Lyda mein, wie meine Seele mein!
Aber neidisch tratt die Scheidestunde,
Treues Mädchen! zwischen mich und dich,
Nimmer, nimmer auf dem Erdenrunde,
Lyda! nahn die trauten Arme sich.

Stille wallst du nun am Rebenhügel,
Wo ich [dich] und deinen Himmel fand,
Wo dein Auge, deiner Würde Spiegel,
Mich allmächtig, ewig an dich band!

Schnell ist unser Frühling hingeflogen!
O du Einzige! vergieb, vergieb!
Deinen Frieden hat sie dir entzogen,
Meine Liebe, tränenvoll und trüb.

Als ich deinem Zauber hingegeben
Erd und Himmel über dir vergaß,
Ach! so selig in der Liebe Leben!
Lyda! meine Lyda! dacht' ich das?

.
.

HYMNE
AN DEN GENIUS GRIECHENLANDS

Jubel! Jubel dir in der Höhe,
Du Erstgeborner
Der hohen Natur!
Aus Kronos Halle
Da steigst du
Zu neuen, geheiligten Schöpfungen
Hold und majestätisch herab.

Ha! bei der Unsterblichen,
Die dich gebahr,
Dir gleicht keiner
Unter den Brüdern,
Den Völkerbeherrschern,
Den Angebeteten allen!

Dir fang in der Wiege den Weihegesang
Im blutenden Panzer die ernste Gefar,
Zu gerechtem Siege reichte den Stahl
Die heilige Freiheit dir.
Von Freude glühten,
Von zaubrischer Liebe deine Schläfe,
Die goldgelokten Schläfe.

Lange fäumtest du unter den Göttern
Und dachtest der kommenden Wunder.
Vorüber schwebten, wie silbern Gewölk,
Am liebenden Auge dir
Die Geschlechter alle!
Die seligen Geschlechter.

Im Angesicht der Götter
Beschloß dein Mund,
Auf Liebe dein Reich zu gründen.
Da staunten die Himmlischen alle.

Zu brüderlicher Umarmung
Neigte fein königlich Haupt
Der Donnerer nieder zu dir.
Du gründest auf Liebe dein Reich.

Du kommst und Orpheus Liebe
Schwebet empor zum Auge der Welt,
Und Orpheus Liebe
Wallet nieder zum Acheron.
Du schwingest den Zauberstab,
Und Aphroditäs Gürtel erfieht
Der trunkene Mäonide.

Ha! Mäonide! wie du!
So liebte keiner, wie du;
Die Erd' und [den] Ozean
Und die Riefengeister,
Die Helden der Erde
Umfaßte dein Herz!
Und die Himmel und alle die Himmlischen
Umfaßte dein Herz.
Auch die Blumen, die Bien' auf der Blume
Umfaßte liebend dein Herz! —

Ach Ilion! Ilion!
Wie jammertest, hohe Gefallene, du

Im Blute der Kinder!
Nun bist du getröstet, dir scholl
Groß und warm wie fein Herz
Des Mäoniden Lied.

Ha! bei der Unsterblichen,
Die dich gebahr,
Dich, der du Orpheus Liebe,
Der du schuffest Homeros Gefang

.
.

1

2

3

4

5

6

7

8

Inhalt

Einleitung	VII
Reimstrophen	
Hymne an die Göttin der Harmonie	3
Hymne an die Muse	8
Hymne an die Freiheit	13
Hymne an die Menschheit	17
Hymne an die Schönheit	21
Hymne an die Freiheit	26
Hymne an die Freundschaft. An Neuffer und Magenau	31
Hymne an die Liebe	35
Hymne an den Genius der Jugend	37
Das Schikfaal	41
Griechenland. An St.	45
Dem Genius der Kühnheit. Eine Hymne	48
Der Gott der Jugend	51
An eine Rose	53
Einer abwesenden Freundin	54
Trost. An Neuffer	56
An die Natur	57
An die Unerkannte	60
[An Herkules]	62
Diotima [Erste Fassung]	64
Diotima [Zweite Fassung]	67
Diotima [Dritte Fassung]	71
An die klugen Rathgeber [Erste Fassung]	75
Der Jüngling an die klugen Rathgeber [Zweite Fassung]	77
An Landauer	79
Blankverse	
An Hiller	83
[Einladung an Neuffer] [Erste Fassung]	86
Einladung. Seinem Freunde Neuffer [Zweite Fassung] . .	87
Emilie vor ihrem Brauttag	89

Antike Strophen

Der Mensch	115
Sokrates und Alcibiades	117
Vanini	118
Ehmals und jetzt	119
An die jungen Dichter	120
Die Kürze	121
An die Parzen	122
Abbitte	123
Der gute Glaube	124
[Abschiedsworte] An Diotima	125
Menschenbeifall	126
Die Launischen	127
Der Tod für's Vaterland	128
Dem Sonnengott [Erste Fassung]	129
Sonnenuntergang [Zweite Fassung]	129
Der Zeitgeist	131
Die scheinheiligen Dichter	132
Des Morgens	133
Abendphantasie	134
Der Main	135
Die Götter	137
Heidelberg	138
Der Nekar	140
Empedokles	142
[An eine Fürstin von Deffau]	143
Der Prinzessin Auguste von Homburg. Den 28. Nov. 1799	145
Gefang des Deutschen	147
Mein Eigentum	150
Der Frieden	153
Palinodie	156
[Nachruf]	157
[Am Abend]	158
Die Heimath [Erste Fassung]	159
Die Heimath [Zweite Fassung]	159

Das Unverzeihliche [Erste Fassung]	161
Die Liebe [Zweite Fassung]	161
Lebenslauf [Erste Fassung]	163
Lebenslauf [Zweite Fassung]	163
Die Liebenden [Erste Fassung]	164
Der Abschied [Zweite Fassung]	164
Diotima [Erste Fassung]	166
Diotima [Zweite Fassung]	166
Ihre Genesung [Erste Fassung]	168
Ihre Genesung [Zweite Fassung]	168
[An eine Verlobte].	170
Rückkehr in die Heimath	171
Das Ahnenbild	172
Natur und Kunst oder Saturn und Jupiter	175
An Eduard [Erste Fassung]	177
An Eduard [Zweite Fassung]	178
Ermunterung	181
Unter den Alpen gefungen	183
An die Deutschen [Erste Fassung]	185
An die Deutschen [Zweite Fassung]	185
Rouffeu	188
An unfre großen Dichter [Erste Fassung]	190
Dichterberuf [Zweite Fassung]	190
Stimme des Volks [Erste Fassung]	194
Stimme des Volks [Zweite Fassung]	194
Stimme des Volks [Dritte Fassung]	196
Der blinde Sänger [Erste Fassung]	200
Chiron [Zweite Fassung]	202
Thränen	205
An die Hofnung	206
Vulkan	207
Dichtermuth [Erste Fassung]	209
Dichtermuth [Zweite Fassung]	210
Blödigkeit [Dritte Fassung]	211
Der gefesselte Strom [Erste Fassung]	213
Ganymed [Zweite Fassung]	214

Langzeilen

Kanton Schwyz. An meinen lieben Hiller	217
An den Frühling	223
An den Aether	225
Die Eichbäume	228
Die Muße	230
[Die Fluten des Himmels] An Diotima	233
An ihren Genius	235
An Diotima [Erste Fassung]	236
An Diotima [Zweite Fassung]	236
An Diotima	237
Meiner verehrungswürdigen Grossmutter. Zu Ihrem 72sten Geburtstage	238
Epigramme	
Sömmerings Seelenorgan und das Publikum	240
Sömmerings Seelenorgan und die Deutschen	240
Gebet für die Unheilbaren	240
Guter Rath	241
<i>Advocatus Diaboli</i>	241
[Die Vortrefflichen]	241
Falsche Popularität	241
Die beschreibende Poësie	242
<i>Προς εαυτον</i>	242
<i>Sophokles</i>	242
[Der zürnende Dichter]	242
[Die Scherzhaften]	242
Wurzel alles Übels	243
[Achill]	244
Elegie [Erste Fassung]	246
Menons Klagen um Diotima [Zweite Fassung]	252
Der Archipelagus	259
Der Wanderer [Erste Fassung]	276
Der Wanderer [Zweite Fassung]	280
Der Gang aufs Land. An Landauer	287
Die Entschlafenen	290

Stuttgard. An Siegfried Schmidt	291
Heimkunft. An die Verwandten	297
Brod und Wein. An Heinze	303

Freie Rhythmen

Schikfaalslied	315
[Die Jugend]	316
Buonaparte	318
[Das himmlische Feuer]	319
Der Mutter Erde. Gefang der Brüder Ottmar, Hom und Tello	322
Die Wanderung	325
Der Rhein. An Ifaak Sinclair	330
Am Quell der Donau	338
Germanien	342
[Am Abend der Zeit]	347
Der Einzige	351
Patmos. Dem Landgrafen von Homburg	355
Der Ifter	363
Andenken	366
Hälfte des Lebens	369
Lebensalter.	370
Der Winkel von Hahrdt	371
[Erntezeit]	372

Anhang. Jugendgedichte

[Dankgedicht an die Lehrer]	375
M. B.	377
Die Nacht	378
An m. B.	380
Das menschliche Leben	381
Die Meinige	383
Der nächtliche Wanderer	390
Das Erinnern	391
An die Nachtigall	392

Bei der Ankunft der Herzoginn Franzisca in Maulbronn	393
An Stella	395
An meinen B.	396
An meine Freundinnen	397
Mein Vorfaz	398
Auf einer Haide geschrieben	399
Die Unsterblichkeit der Seele	401
Der Lorbeer	406
Die Ehrfucht	408
Die Demuth	410
Die Stille	412
Schwärmerei	416
Der Kampf der Leidenschaft	419
Hero	421
Die Tek	425
Am Tage der Freundschaftsfeier	430
An Luise Naft	436
Männerjubil	437
[Die heilige Bahn]	440
Die Bücher der Zeiten	442
[An die Vollendung]	449
[Schwabens Mägdelein]	451
[Gustav Adolf]	453
Kepler	454
An Thills Grab	456
An die Ruhe	458
[Ende eines Gedichtes auf Gustav Adolf]	460
[An Gustav Adolf]	462
[Der Lorbeer]	463
An die Ehre	465
Einst und jetzt	466
[Selbstquälerei]	468
Die Weisheit des Traurers	469
Burg Tübingen	472
Lied der Freundschaft	475
Lied der Liebe	478

An die Stille	480
Hymne an die Unsterblichkeit	482
Meine Genefung. An Lyda	486
Melodie an Lyda	488
[An Lyda].	491
Hymne an den Genius Griechenlands	493

Beilagen

- Jugendbildnis Hölderlins (Pastellgemälde von Fr. K. Hiemer). Stuttgarter Privatbesitz.
- Handschrift-Faksimile (Anfang von „Die Wanderung“). Stadtbibliothek in Homburg v. d. Höhe.

DRUCK DER SPAMERSCHEN
BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

0315

Am
Am
De
Bour

